



JAIME REED

CAMBION CHRONICLES

Golden
wie das
Morgenlicht

INK
EGMONT

Jaime Reed

**CAMBION
CHRONICLES**

Golden
wie das
Morgenlicht

*Aus dem Englischen
von Susanne Schmidt-Wussow*

INK
EGMONT

Für meine Schwester Jade.

Für ihre Liebe, ihre Unterstützung
und

die Opfer, die sie bringt.

Ich sehe es, und Gott sieht es auch.

Danke.



1

Ist dein Geist schlecht drauf, dann solltest du lieber den Mund halten.

Eine praktische Faustregel, aber Geheimnisse sind gefährlich und erfordern viel zu viel Aufmerksamkeit. Jede Lüge muss man mit zwei neuen Lügen stützen, und so geht es immer weiter, bis das Geheimnis schließlich in sich zusammenfällt. Dann hat man den

Salat. Eine gerechte Strafe für die Unehrlichkeit, könnte man meinen – aber nur, solange man nicht gleichzeitig der Lügner und der Belogene ist. Dann wird es nämlich kompliziert.

Um also der Wahrheit die Ehre zu geben, musste ich mir eingestehen, dass es schlimmer wurde mit diesen Blackouts, unter denen ich immer wieder litt. Sehr viel schlimmer. Man konnte sie beim besten Willen nicht mehr Tagträume oder vorübergehende Geistesabwesenheit

nennen, es kam vielmehr zu einer kompletten Verschiebung von Zeit und Raum. Als hätte ein nachlässiger Cutter zwei verschiedene Filmszenen aneinandergeschnitten und gehofft, die Zuschauer würden den Bruch nicht bemerken. Aber in meiner aktuellen Lage sprachen einige Anzeichen doch sehr deutlich dafür, dass hier manipuliert worden war.

Zum Beispiel war der Schauplatz nicht mehr derselbe. Plötzlich befand ich mich nicht mehr in der

Verwahranstalt für Jugendliche, die auch unter dem Namen James City High School bekannt war, sondern zu Hause, in meinem Zimmer, und hing mit dem Rücken an der Decke. Jawohl, an der Decke. Das war nun schon das zweite Mal, dass ich das Phänomen der Levitation aus erster Hand erleben durfte, und mein Puls raste genauso wild wie beim ersten Mal. Diesmal war es sogar noch beunruhigender, weil ich mich nicht daran erinnerte, wie ich hier hochgekommen war.

Wahrscheinlich wäre ich gar nicht aufgewacht, wenn es nicht an der Haustür geklopft hätte. Ob Nachbar, Paketbote oder von mir aus auch die Zeugen Jehovas – jemand musste mir helfen, und zwar sofort. Das Klopfen verstummte, und bald darauf hörte ich ein Auto anspringen und rückwärts aus der Einfahrt setzen. Ich wurde panisch und versuchte verzweifelt, die Kontrolle über die Situation und meinen Sinn für die Realität zurückzuerobern.

Meine Arme und Beine hingen in

der Luft, aber mein Körper war wie in einem unsichtbaren Geschirr gefangen. Ich rollte mich von der einen Ecke des Zimmers in eine andere und versuchte, die Wand hinunterzulaufen, doch meine Bemühungen waren vergebens. Hier oben war ich machtlos, und ich hatte ebenso viel Angst vor dem Schweben wie vor dem Fallen. Ich zitterte am ganzen Körper, Tränen tropften auf den Boden unter mir, und meine Hilfeschreie verhallten ungehört.

Aber selbst wenn derjenige, der an die Tür geklopft hatte, mich gehört hätte, wie wäre er dann hereingekommen? Hätte er die Polizei gerufen und die hätte die Tür aufgebrochen – wie hätte ich erklärt, dass ich unter der Decke festhing? Ich verstand es ja selbst kaum, und ich kannte mich mit seltsamen Begebenheiten nun wirklich besser aus als die meisten anderen Leute. Als ich begriff, dass ich so schnell nirgendwo anders hinkommen würde, nutzte ich erst mal die

Gelegenheit, mein Zimmer aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Noch nie hatten die vier Wände voller Poster, die beiden kleinen Fenster und der überquellende Kleiderschrank auf mich so fremdartig gewirkt. Dass mein ganzes Zimmer grün gestrichen war, mutete plötzlich geradezu außerirdisch an. Mein Schreibtisch und die Kommode an der Wand gegenüber versanken unter einer Lawine aus Büchern, Getränkedosen, schmutziger Wäsche

und Kosmetikartikeln. Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn sich hier irgendein Wesen sein Winterquartier eingerichtet hätte, aber ich spürte im ganzen Haus keine Lebensenergie außer meiner eigenen.

Verwirrend war nicht nur, dass mein Körper den Gesetzen der Schwerkraft nicht mehr gehorchte, sondern auch die Tatsache, dass ich einen Schlafanzug anhatte und nach Duschgel roch. Meine Haare hingen mir nass und so verfilzt ins Gesicht, dass ich die Knoten mit den Fingern

gar nicht lösen konnte. Sie waren ebenfalls gewaschen worden, aber von jemandem, der nicht wusste, wie man mit diesen Locken umging. Ganz sicher hatte ich das alles Lilith zu verdanken, aber ich erwartete nicht, dass sie mir verriet, was genau sie getan hatte. Meine »Mitbewohnerin« gab sich viel Mühe, ihre Spuren zu verwischen. Sie war wohl in Eile gewesen und hatte die Beweise hastig verschwinden lassen.

Genau das war der Preis der

Besessenheit. Davor hatten Cambions wie ich am meisten Angst. Das Wesen in uns war schon wenig vertrauenswürdig, wenn es sich von seiner besten Seite zeigte, doch wenn etwas schief lief, konnte es sich auch gegen seinen Wirt wenden. Wie oft hatte man mich ermahnt, vorsichtig zu sein, immer wachsam zu bleiben und niemals seine Macht zu unterschätzen, aber ich hatte ja nicht hören wollen.

Zu meiner Verteidigung konnte ich nur anführen, dass ich gedacht hatte,

ich hätte mehr Zeit, um mich an alles zu gewöhnen – um mehr über die Welt der Cambions zu lernen und über die spezielle Ernährungsweise, an die ein Cambion gebunden war. Schließlich war ich nicht mit diesem Parasiten auf die Welt gekommen wie die anderen meiner Art, sondern hatte ihn als unerwünschtes Erbstück von einer lieben Freundin übernommen. Durch ihren vorzeitigen Tod hatte sie mir nicht nur einen Sukkubus, sondern auch einen Haufen Verantwortung

hinterlassen.

Nur mein eigener Tod konnte diese böse Untermieterin aus ihrem neuen Domizil vertreiben, doch Selbstmord wäre mir nie in den Sinn gekommen, auch wenn meine Gedichte manchmal danach klangen. Das war einfach nicht meine Art, mit Problemen umzugehen, so tickte ich nicht. Außerdem würde Mom mich umbringen. Aber nach Liliths letzter Aktion fing ich glatt an, noch mal darüber nachzudenken.

»Wie bin ich hierhergekommen?«,

fragte ich sie mit strenger, aber ruhiger Stimme, ohne allerdings eine ausführliche Antwort zu erwarten. Lilith kannte nicht viel mehr als ja und nein, sie war wie ein Orakel mit einer sehr beschränkten Auswahl an Antworten. Wenn sie tatsächlich auf eine Frage reagierte, dann meist in Form von Erinnerungsfetzen oder heftigem Vibrieren, das mein Rückenmark hochkroch. Aber jetzt blieb sie still in ihrem kleinen Eckchen in meinem Hinterkopf sitzen.

Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, und fuhr fort: »Lilith, du musst damit aufhören. Ich meine es ernst! Es tut mir leid, dass du bei der ganzen Sache zu kurz kommst, aber du musst dich damit abfinden. Das ist mein Körper, es sind meine Regeln, ich treffe die Entscheidungen.«

Immer noch keine Reaktion, was so viel bedeutete wie nein.

Ich rollte mich auf den Bauch und versuchte es mit Liegestützen, ich knallte absichtlich mit dem Bauch

gegen die Decke, ich probierte alles, um mich von der Decke loszuwuchten. Keine Chance.

»Lilith! Lass mich jetzt runter!«

Bevor ich den Befehl ganz ausgesprochen hatte, setzte die Schwerkraft ein. Mein Magen zog sich schmerzhaft zusammen, als ich plötzlich fiel. Der Sturz dauerte länger, als er sollte, und mich ergriff ein schreckliches Gefühl der Schwerelosigkeit. Ich konnte nur ein Keuchen von mir geben, als ich mich immer weiter von der Decke

entfernte und schließlich eine weiche Matratze meinen Fall bremste. Ich rang nach Atem, strich mir das Haar aus dem Gesicht und bemerkte, dass etwas Wichtiges fehlte. Mein Armband. Es war weg.

Mein Armband war nicht einfach irgendein Schmuckstück, sondern eher eine elektronische Fessel, die sich nur mithilfe einer Bandsäge wieder öffnen ließ. Sein eingebautes Ortungssystem übertrug normalerweise meinen aktuellen Aufenthaltsort an den Laptop meiner

Mom, doch diese Sicherheitsmaßnahme war nun außer Kraft gesetzt.

Ich kletterte aus dem Bett und suchte in der vergeblichen Hoffnung, ich hätte es vielleicht in der Nähe fallen lassen, den Boden ab. Dann ging ich unruhig hin und her und rief mir die letzten Augenblicke ins Gedächtnis, an die ich mich noch erinnern konnte. Viel kam dabei nicht heraus. Zu dem, was zwischen 13.09 Uhr und 15.34 Uhr geschehen war, gab es auf meiner Festplatte

keine Daten. Nur eine konnte diese Lücke füllen.

»Was hast du getan?«, fragte ich Lilith wieder.

Diesmal erregte ich ihre Aufmerksamkeit, und sie wurde munter. Vor meinem inneren Auge stieg ein Bild auf, eine Erinnerung daran, wie ich das Einmachglas mit Calebs Vierteldollarstücken in der Hand hielt, das immer auf der Kommode stand. Er hatte sie mir als Liebespfand gegeben. Ich erinnerte mich, wie ich herumgetanzt war und

das Glas wie eine Rassel neben meinem Ohr geschüttelt hatte – nur eines der vielen peinlichen Dinge, die ich tat, wenn ich allein war und an meinen Freund dachte. Das Kuchenmonster und ich hatten es beide nicht so mit dem L-Wort, deswegen ließ Caleb lieber Kleingeld für sich sprechen. Das Bild tauchte aus dem Nichts in meinem Kopf auf, und ich begriff, dass die Vision als Hinweis gemeint war.

Ich ging zur Kommode und nahm

das Münzenglas in die Hand.

Darunter lag eine an mich gerichtete Notiz auf einer weißen Karteikarte. Zuerst erkannte ich die krakelige Handschrift gar nicht. Sie erinnerte mich an meine ersten Schreibschriftübungen in der Grundschule, als ich mich noch an den Linien entlanghangelte.

Wenigstens musste ich mir keine Sorgen machen, dass Lilith mal meine Unterschrift fälschen könnte – obwohl die runden Schlaufen an Y, Q und G schon sehr authentisch

aussahen. Lilith lebte jetzt seit fast sechs Monaten in mir und hatte freien Zugang zu all meinen Erinnerungen. Da war es nur natürlich, dass sie ein bisschen was aufgeschnappt hatte. Ihre Intelligenz und ihr Wissen über die Welt um sie herum hätten mich eigentlich nicht schockieren dürfen, aber genau das taten sie. Als ich die Botschaft auf der Karte las, wurde das Gefühl noch schlimmer.

Samara,

*ich habe diese Erinnerungen vor
dir versteckt.*

*Geh ihnen nicht nach, stell keine
Fragen.*

*Genieße den Frieden, den das
Nichtwissen mit sich bringt.*

Du bist jetzt in Sicherheit.

Vergiss, dass es passiert ist.

Es tut mir leid.

Lilith

War das ihr Ernst? Erwartete sie
wirklich, dass ich die ganze
Geschichte einfach so unter den

Teppich kehrte, nur weil ich ein gespenstisches Haiku auf einer Karteikarte gelesen hatte? Was versuchte sie zu verbergen? War es so schlimm, dass es sich lohnte, einen ganzen Nachmittag aus meinem Leben zu löschen? Lilith hatte sehr deutlich gemacht, dass sie von ihrer Entscheidung keinen Millimeter abrücken würde, also würde ich wohl selbst Nachforschungen anstellen müssen.

Aber zuerst musste ich dieses verdammte Armband finden.

Ich suchte im Badezimmer danach, fand dort aber nur meine Klamotten im Wäschekorb. In der Jeanstasche steckte noch mein Haustürschlüssel, aber kein Armband. Panisch durchwühlte ich Moms Zimmer und lief dann nach unten, um in der Küche und im Esszimmer nachzusehen. Als ich auch dort keinen Erfolg hatte, ging ich durch die Diele ins Wohnzimmer. Meine Füße bewegten sich ohne mein Zutun, während der Rest meines Körpers das Unvermeidliche

hinauszuzögern versuchte. Doch es führte kein Weg daran vorbei – das Wohnzimmer war der einzige Ort, an dem ich noch nicht nachgeschaut hatte.

Ich fühlte mich wie dieser Typ in Pulp Fiction, der um jeden Preis die Uhr seines Vaters zurückholen muss. Mein Armband hatte für mich einen ähnlich großen Wert, allerdings ohne so eine eklige Vorgeschichte wie in dem Film. Und ich musste mich keinem Gangsterboss stellen, sondern einem

Geist, einem Phantom namens Nadine Petrovsky, Liliths ehemaliger Wirtin.

Ich war überzeugt, keine Wahnvorstellungen zu haben – in diesem Teil des Hauses spukte es tatsächlich. Aber war da wirklich etwas, oder gaukelte mein neurotischer Geist es mir nur vor? Wenn man zusieht, wie eine gute Freundin im eigenen Wohnzimmer stirbt, kann so was schon mal passieren. So oder so, schon wenn ich an der Wohnzimmertür stand,

musste ich mich jedes Mal auf schlimme Dinge gefasst machen.

In einem Anfall von Tapferkeit stürmte ich in die Mitte des Zimmers und suchte mit den Augen nach etwas Glänzendem. Als ein schrilles Läuten die Stille durchbrach, fuhr ich zusammen. Langsam drehte ich mich um und sah das Telefon in seiner Station auf dem Couchtisch stehen. Die Nummer des eingehenden Anrufs leuchtete auf dem kleinen Display auf.

Es klingelte wieder, und fast

konnte ich Moms Ungeduld am anderen Ende der Leitung spüren. Genau wie sie selbst war das Klingeln von einer bohrenden Beharrlichkeit, als bestünde es auf einer Antwort, ob es mir gefiel oder nicht.

Ich machte mich so lang, wie ich konnte, und zog das Telefon aus der Station. Dabei achtete ich darauf, nicht näher an das Sofa zu gehen als nötig und das hübsche blonde Mädchen nicht anzuschauen, das mit verdrehten Gliedern auf dem Boden

lag. Von meinem Standpunkt aus konnte ich ihre langen goldenen Haare, den ausgestreckten bleichen Arm und ihr zartes Handgelenk sehen.

Wenn ich es mir hartnäckig genug einredete, konnte ich so tun, als schliefe sie nur, wie Dornröschen, als sie sich den Finger an der Spindel sticht. Aber Lilith wusste es besser, ich wusste es besser, und irgendwie hasste ich Nadine dafür, dass sie mir diese Bürde hinterlassen hatte. Vielleicht war es

ihre Bestrafung, dass sie auf diese Weise in der Welt der Lebenden gefangen war, für immer schön, in alle Ewigkeit jung und unwiderruflich tot.

Ich konzentrierte mich wieder auf die aktuellere Krise, holte tief Luft und hielt das Telefon ans Ohr.

»Mom?«

»Hi, Süße. Ein Glück, dass ich dich noch erwische, bevor du zur Arbeit musst. Dein Vater hat mich gerade im Büro angerufen. Er hat gesagt, er kommt morgen vorbei,

damit ihr dein neues Auto abholen könnt.«

Mein Auto? Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich verstand, was sie meinte. »Oh! Ach so, ja, danke«, sagte ich, als es mir schließlich dämmerte. »Warte mal, ich muss heute arbeiten?« Ich schaute zur Uhr auf dem Kamin, die prompt begann, sich zu strecken und zu verdrehen wie ein Karamellbonbon. Die Bilder an den Wänden und das Sofa sahen auch schon ganz verzerrt aus. Ich musste hier raus, und zwar schnell,

also flüchtete ich in die Diele,
während Mom mich mit Einzelheiten
über Garantien und Preise zutextete.

»Samara? Hörst du mir eigentlich
zu?«, fragte sie.

»Ja, Autos sind toll. Brumm,
brumm«, erwiderte ich, immer noch
gefangen in meiner eigenen
Gedankenwelt. »Du, das klingt jetzt
vielleicht komisch, aber hast du
mich heute von der Schule
abgeholt?«

Am anderen Ende der Leitung
entstand eine lange Pause. »Äh,

nein. Du hast vor etwa einer Stunde angerufen und gesagt, dass Caleb dich mitnimmt und dass ich dich deshalb nicht abzuholen brauche.«

Und damit war sie einverstanden gewesen? Mrs Julie Es-ist-gefährlich-wenn-ihr-beide-allein-seid Marshall erlaubte meinem Freund, mich nach Hause zu bringen?

»Caleb?«, wiederholte ich.

»Ja, Samara. Caleb. Groß, dünn, unrasiert, der Junge, ohne den du offenbar nicht leben kannst«, sagte Mom vorsichtig, als redete sie mit

einem zurückgebliebenen Kind. »Ich dachte, da ihr beide heute arbeitet, könnte er dich mitnehmen. Ich ertrinke hier gerade in Arbeit. Wegen der Feiertage hat sich einiges angestaut, ich komme kaum hinterher.«

Ich kam immer noch nicht darüber hinweg, dass Caleb mich nach Hause gebracht hatte. Und über die böse Überraschung, dass ich heute arbeiten musste. War er im Haus? Vielleicht konnte er mir ja ein paar Fragen beantworten.

Ich rannte zur Tür und blieb vor der Alarmanlage stehen. Sie war eingeschaltet, also musste man einen vierstelligen Code eingeben, wenn man die Tür öffnen wollte. Ich fragte mich, was Lilith sich wohl noch alles gemerkt hatte. Die Kombination für meinen Spind in der Schule? Meine Sozialversicherungsnummer? Meine ... echte Kleidergröße? Der Gedanke ließ mich erschauern.

Ich öffnete die Tür und zuckte zusammen, als mich ein kalter Windstoß traf. Der Winter kam, und

zwar mit Macht. Das Laub hatte sich inzwischen braun verfärbt und lag zwischen den Glasscherben und dem Schutt, die der geisterhafte Sturm in der Thanksgiving-Nacht hinterlassen hatte. Unser Nachbar band gerade eine Tanne vom Dach seines Minivans los. Eine Frau in einem rosafarbenen Nickianzug joggte mit ihrem riesigen Schäferhund über die Straße. Eine Gruppe Kinder schlenderte von der Bushaltestelle an der Ecke mit ihren Rucksäcken über der Schulter nach Hause.

Oberflächlich betrachtet sah meine verschlafene Stadt ganz normal aus, doch das war sie ganz und gar nicht. Man musste nur genau genug hinsehen.

Zu meiner Enttäuschung entdeckte ich keine Spur von Caleb oder seinem schwarzen Jeep, dafür fand ich aber endlich, wonach ich gesucht hatte. Am Türknauf hing mein Armband. Ich untersuchte die Kette und die Platte mit Liliths eingraviertem Namen auf Schäden. Das Armband war nass und

schmutzig, und ein Kettenglied war von etwas Scharfem sauber durchtrennt worden.

»Alles in Ordnung mit dir, Schätzchen?«, fragte Mom, als ich nicht antwortete.

»Wie? Was ... nein, mir geht es gut. Ich bin nur ein bisschen neben der Spur heute. Ich muss Schluss machen. Bis später.«

Ich legte auf und starrte ins Leere. Jetzt war ich noch verwirrter als vorhin beim Aufwachen. Lilith hatte recht: Nichtwissen brachte einen

gewissen Frieden mit sich, aber da war auch noch dieser bohrende Zorn, der in mir schrie: »Was zum Teufel ist hier los?«

Das war nicht fair! Ich hatte jedes Recht zu erfahren, was mit meinem Körper geschehen war. Alles war möglich. Vielleicht hatte ich eine Bank ausgeraubt, eine Busladung Nonnen umgebracht oder der ganzen Fußballmannschaft meinen nackten Hintern gezeigt. Irgendwer könnte das sogar gefilmt und ins Internet gestellt haben. Ich konnte und würde

das nicht einfach auf sich beruhen lassen.

Ich knallte die Tür zu, womit ich meinen Nachbarn sicher einen ordentlichen Schreck einjagte, und machte mich fertig für die Arbeit und den Beginn einer weiteren Reihe von zweifellos unerfreulichen Feiertagen.

Nach einem hastigen Klamottenwechsel, einer halben Flasche Conditioner ohne Ausspülen und einer Fahrt in einem stinkenden Taxi kam ich nur zehn Minuten zu spät zur Arbeit.

Das »Buncha Books«-Schild leuchtete im dämmrigen Nachmittagslicht und lockte mit seinen Neonbuchstaben die

Arglosen in seine Fänge. Ich folgte ihm und bahnte mir einen Weg durch die überfüllten Gefilde des überteuerten Outlet-Centers.

Hier war zu dieser Zeit des Jahres immer die Hölle los, und der Buchladen machte da keine Ausnahme. Niemand, aber wirklich niemand wollte sich die Weihnachtsschnäppchen entgehen lassen. Der Technik-Nerd vom Dienst demonstrierte an einem Stand neben der Tür die neusten Apps auf verschiedenen E-Readern. Kinder

rissen sich von ihren Eltern los und rannten im Laden herum.

Deko und Atmosphäre waren offenbar über Nacht ausgetauscht worden. Jazzige Weihnachtsklänge plärrten aus den Lautsprechern, rote Schleifen und Kränze schmückten Bodenaufsteller, Säulen und Regale. Eine Gruppe historischer Akteure in Kolonialtracht saß an einem Klapptisch und packte Geschenke für die Kunden ein. Der Duft nach Kaffeesatz, Lebkuchengewürz und Pfefferminz machte die Luft zum

Schneiden dick.

Ich rannte durch den Mittelgang zum Kundendienstschalter und hoffte, auf keinen Vorgesetzten zu treffen. Doch das Glück war heute wohl nicht auf meiner Seite, denn Linda, die Geschäftsführerin, stand hinter dem Schalter und kümmerte sich gerade um einen älteren Kunden. Während sie abgelenkt war, schlüpfte ich an ihr vorbei und checkte am gegenüberliegenden Computer ein. Gerade als ich zur Flucht ansetzen wollte, sprach sie

mich an.

»Sam, dir ist schon klar, dass deine Schicht um vier begonnen hat, oder?«

Ich hielt mitten im Schritt inne. Ich war so nah dran gewesen, davonzukommen. »Ja, tut mir leid. Mir ist was dazwischengekommen.«

Als der Kunde den Schalter verließ, drehte Linda sich zu mir. »In letzter Zeit scheint dir so einiges dazwischenzukommen. Das Weihnachtsgeschäft beginnt, und ich brauche zuverlässige Leute, um den

Ansturm zu bewältigen. Wenn das für dich schwierig ist, dann fürchte ich ...«

»Ein Wirbelsturm hat ihr Auto geschrottet, Linda. Komm schon, hattest du noch nie Probleme mit dem Wagen? Sei mal ein bisschen nachsichtig«, sagte eine tiefe Stimme hinter uns, und ich musste nicht hinsehen, um zu wissen, wer es war. Ich hatte seine Anwesenheit gespürt, sobald ich den Laden betreten hatte, oder vielmehr seit dem Augenblick, als das Taxi vor dem

Einkaufszentrum gehalten hatte.

Ich drehte mich um und sah Caleb am Schalter lehnen. In einer Hand hatte er einen Donut, mit der anderen zwirbelte er die Kette mit dem Namensschild. Er trug seine übliche Alltagsuniform: braune Khakihose, weißes Poloshirt und ein großspuriges Grinsen. Der Bartschatten an seinem Kinn war schon eher ein Zweitagebart. Hellbraune Haarsträhnen fielen ihm über die Augen und rollten sich in Kinnhöhe ein.

Ja, Caleb Baker, der König des Zausellooks, war offenbar auf dem Weg der Besserung und stand wieder im Ring. Die Wirkung, die er auf das andere Geschlecht hatte, gehörte zu seinen wenigen Vorteilen als Cambion. Selbst wenn er aussah wie der letzte Penner, machte ihn Lindas verklärter Blick noch zum Mann ihrer Träume.

»War ja klar, Caleb, du bist natürlich wieder auf ihrer Seite.« Sie strich ihre Dreadlocks glatt und beugte sich mit neckischem

Augenaufschlag zu ihm hinüber.

»Klar bin ich das, aber zehn Minuten haben noch keinen umgebracht, oder?« Er grinste und biss sich auf die Lippen.

Caleb war immer zu einem Flirt aufgelegt, und die Tatsache, dass er erst vor drei Tagen aus dem Koma erwacht war, tat dem keinen Abbruch. Aber gerade holte er mit diesem besonderen Talent für mich die Kastanien aus dem Feuer, also hielt ich den Mund.

Linda sah mich an und zwinkerte,

als sei sie überrascht, dass ich noch dort stand. »Na, geh schon, Sam. Sonst kommst du ja noch später.«

Ich schob mich an Caleb vorbei, und unsere Blicke versanken eine endlose Sekunde lang ineinander. »Danke«, flüsterte ich.

»Kein Problem«, erwiderte er, und unsere Fingerspitzen berührten sich für einen winzigen Augenblick.

Ich hatte Caleb zwar erst gestern gesehen, aber es fühlte sich an, als sei es viel länger her, vielleicht wegen all dem, was in dieser

schrecklichen Thanksgiving-Nacht
geschehen war. Zwischen uns
herrschte eine große Spannung; es
galt, so viele Verpflichtungen zu
erfüllen und Geheimnisse zu
bewahren – und so nah beieinander
zu sein, war die reinste Folter.

Unsere emotionale Verbindung
hatte uns zu siamesischen Zwillingen
gemacht, die sich synchron in dem
Takt bewegten, den die Wesen in
uns vorgaben. Wir fingen sogar
schon an, uns im Partnerlook
anzuziehen, aber vielleicht waren

daran auch einfach die
Kleidervorschriften an unserer
Arbeitsstelle schuld.

Als ich endlich das Café erreichte,
hatte ich das vertretbare
akademische Viertel weit
überschritten, und Alicia Holloway,
meine Barista-Kollegin und
Schulkameradin, hatte kein Problem
damit, mir das auch aufs Brot zu
schmieren. Sie hatte allen Grund
dazu, sich aufzuregen. Unsere sehr
schwangere Cafémanagerin ließ sich
nur noch sporadisch auf der Arbeit

sehen, sodass wir Baristas ganz auf uns gestellt waren.

So wütend Alicia auch war, es ist schwierig, jemanden ernst zu nehmen, der wie eine dunkelhäutige Babypuppe mit Kulleraugen aussieht. Nicht, dass ich ihrer Tirade irgendetwas entgegenzusetzen gehabt hätte, aber ich verspürte den Drang, ihr in die Wangen zu kneifen und mit ihren Zöpfchen zu spielen.

Ich hatte mich allen gegenüber merkwürdig verhalten und musste das irgendwie wiedergutmachen,

also konnte ich auch gleich mit ihr anfangen. Sie machte gerade ihren Lernführerschein, und ich nutzte diesen Umstand zu meinem Vorteil. Mein Versprechen, mit ihr fahren zu üben, glättete ihr gesträubtes Fell etwas, und wir konnten halbwegs friedlich miteinander arbeiten.

»Weißt du, dass Malik Davis von zu Hause ausgerissen ist?«, bohrte sie und zog die Lebkuchen aus dem Ofen.

»Hab ich gehört«, brummte ich.

»Ich habe die Polizei in die Schule

kommen sehen, aber niemand weiß, wo er ist«, setzte sie nach.

In Wahrheit hatte seit über drei Monaten niemand den echten Malik Davis gesehen, aber davon wussten nur Caleb, Tobias und ich. Ich bezweifelte, dass irgendjemand Maliks Leiche finden würde – Tobias hatte es drauf, Dinge verschwinden zu lassen, einschließlich sich selbst.

Beim Gedanken an Tobias war ich dankbar für den Gedächtnisschwund. Wenigstens für

einige wundervolle Minuten konnte ich den großen bösen Wolf vergessen, der sich im Schatten verbarg – einen gestaltwandelnden Inkubus, der noch eine Rechnung mit mir offen hatte. Ich hatte Tobias seit Stunden nicht gesehen, aber das hieß nicht, dass er nicht in der Nähe war. Er konnte überall sein, konnte jedermann sein. Er war ein ultimativer Meister der Verkleidung und Manipulation. Wenn er so weit ging, sich als mein toter Klassenkamerad auszugeben und bei

dessen Familie einzuziehen, dann war alles möglich.

»Der taucht ganz bestimmt irgendwann wieder auf«, versicherte ich und stürzte hastig einen Espresso hinunter.

»Wie kommst du klar?«, fragte sie.
»Ich meine, ich weiß ja, dass du und Malik eng befreundet wart und so.«

Fast hätte ich mein Getränk wieder ausgeprustet. »Was? Nein, waren wir gar nicht. Malik hat mir dauernd nachgestellt, nicht andersrum. Falls du es nicht bemerkt hast, ich habe

bereits einen Freund.« Ich deutete in Richtung der Musikabteilung.

»*Ich* habe es sehr wohl bemerkt, aber bei dir bin ich mir da nicht so sicher«, erwiderte sie, und ihr giftiger Unterton entging mir keineswegs. Es überrumpelte mich etwas, dass dieses sonst so fröhliche kleine Engelchen plötzlich so zickig daherkam, also hakte ich nach.

»Du bist doch wohl nicht etwa verknallt in Malik, oder?«

»Nein!«, sagte sie etwas zu schnell.

Ich schnappte nach Luft.

»Ogottogott, bist du doch!«

»Klappe. Bin ich nicht.« Sie verzog den Mund zu einer süßen kleinen Schnute und wischte weiter die Arbeitsflächen sauber.

Oh, das würde Tobias mir büßen. Er hatte sich nicht nur als einen der schlimmsten Weiberhelden der Schule ausgegeben, er zog auch jedes weibliche Wesen dort in seinen Bann, einschließlich der vertrauensseligen Zehntklässlerin, die mir nun böse Seitenblicke

zuwarf. Wenigstens wusste ich jetzt, dass ich nicht ganz allein an der Misere schuld war, also konnte ich ruhigen Gewissens weiterarbeiten.

Nach Ladenschluss drängten sich die Angestellten am Ausgang, während Linda einen letzten Kontrollgang durch den Laden machte.

Wir standen zusammengepfercht im Korridor und sahen zu, wie die Lichter in den Abteilungen nacheinander verloschen. Mein Blick klebte an Caleb, der in einem

Geheimcode mit mir sprach, ohne die Lippen zu bewegen. Ich verstand jedes Wort, ich spürte, wie die Energie, die unausgesprochenen Gefühle in Wellen aus seinem Körper strömten. Mit einem Dutzend anderer Leute auf engstem Raum zu stehen, machte das Ganze noch viel unanständiger.

Er hatte die Hände an den Seiten, und in einem seltsamen Rhythmus ballte er sie zu Fäusten und löste sie wieder. Seine Augen glühten, weil das Wesen hinter ihnen auch zu

unserer wortlosen Konversation beitragen wollte. Caleb musste sich ordentlich anstrengen, damit Capone sich benahm.

Auch mein eigenes Wesen war in Stimmung, und wenn es nach Lilith gegangen wäre, wären Caleb und ich inzwischen längst offiziell verbunden und würden nicht mehr diesen Eiertanz aufführen.

Als Linda zurückkam, strömten wir in die kalte Nacht hinaus. Die anderen gingen zu ihren Autos, während ich unter der Markise stand

und auf den blauen Chrysler wartete, der nirgendwo zu sehen war. Julie Marshall war eigentlich ein zuverlässiges Mamataxi, aber in letzter Zeit ließ sie doch etwas nach.

Weiches Schneegestöber fiel schräg durch mein Blickfeld, und die Welt verschwamm zu grauen Flecken. Es war nicht kalt genug, dass der Schnee richtig liegen blieb, aber der leere Parkplatz sah aus wie gezuckert.

Alicias Dad wartete in seinem SUV am Straßenrand und ließ den

Motor aufheulen, als er sie erblickte.

»Denk an die Fahrstunden!«, rief oder vielmehr drohte Alicia und kletterte auf den Beifahrersitz. Der Geländewagen rauschte davon, und immer mehr Autos verließen das Gelände, bevor ich fragen konnte, ob mich jemand mitnahm.

Als ich kurz davor stand, jegliches Gefühl in den Zehen zu verlieren, stellte sich Caleb neben mich. Er hatte Schneeflocken im Haar, und seine Ohren und Wangen glühten rot.

So groß und schlaksig, wie er da stand, war Caleb einfach schnuckelig, auch wenn ihm ein paar Minuten auf der Sonnenbank sicher nicht geschadet hätten. Wenn ich die Augen zusammenkniff, würde ich ihn im Schnee gar nicht mehr sehen können.

»Kommst du jetzt oder was?«, fragte er.

»Ich warte auf meine Mom«, antwortete ich.

»Sie kommt nicht.«

Ich zuckte zusammen, und das

nicht wegen der Kälte. »Was?«

»Ich habe sie vor einer Stunde angerufen und ihr gesagt, dass ich dich nach Hause bringe.«

»Ach, tatsächlich? Und sie war einverstanden?« Das klang gar nicht nach Mom.

»Yep. Sie vertraut mir. Sie weiß, dass ich nichts Unüberlegtes tun werde. Außerdem hat sie mir eine Uhrzeit genannt.« Er zog seinen Mantelärmel hoch und sah auf die Uhr. »Wir haben fünfzehn – nein, dreizehn Minuten, bevor sie mit der

Heckenschere und einem Kanister Kerosin auf mich losgeht.

›Hausgemachte Geburtenkontrolle‹ nannte sie es.«

Ah, das klang schon eher nach Mom.

»Na komm. Es ist kalt hier draußen. Du kannst das alles ja im Wagen anzweifeln.« Er führte mich zu seinem Jeep, der am anderen Ende des Einkaufszentrums stand. Er schob seine Hand über meine und brachte mit kreisenden Bewegungen seines Daumens das Blut in meinen

Fingern wieder zum Zirkulieren.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Ich blickte auf und sah in ein Paar besorgte violette Augen. »Nicht so richtig«, murmelte ich. »Hast du mich heute von der Schule abgeholt?«

»Nein. Warum?«

»Ich versuche herauszubekommen, wie ich nach Hause gekommen bin.«

Er sah verwirrt aus. »Wie bist du denn zur Arbeit gekommen?«

»Mit dem Taxi«, sagte ich, während mein Verstand weiterhin im

Rückwärtsgang arbeitete. »Davor weiß ich nicht viel, ich hatte wieder mal einen Blackout. Ich bin in meinem Zimmer aufgewacht, an der Decke.«

Er hielt inne und starrte mich prüfend an. »Echt? Geht es Lilith gut?«

Ich wich erschüttert zurück.
»Lilith? Solltest du dir nicht lieber um mich Sorgen machen?«

»Ja, gleich. Hat sie dir gesagt, was sie so verletzt hat?« Bevor ich nachfragen konnte, sprach er schon

weiter. »Als Capone das letzte Mal draußen war, hat er dasselbe getan.« Zum Beweis strich er sich das Haar aus dem Gesicht und zeigte mir die Beule an seiner Stirn, eine von vielen Kriegsverletzungen aus dem Dämonenkrieg zu Thanksgiving.

»Du kennst das doch, wenn man sich verletzt und schutzlos fühlt, dann rollt man sich zu einer Kugel zusammen, nicht? Na ja, die Geister klettern oft irgendwo hoch und hocken dann unter der Decke, wenn sie große Angst haben. Sie sitzen

gern erhöht und beobachten alles.
Das gibt ihnen ein Gefühl von
Kontrolle, wenn etwas aus dem
Ruder läuft. Also frage ich dich:
Was war los mit Lilith? Was hat ihr
solche Angst gemacht?«

»Ich weiß es nicht. Sie will es mir
nicht sagen.« Ich rieb mir mit
großen, kreisenden Bewegungen das
Gesicht. »Ach, und stell dir vor,
mein Armband war
durchgeschnitten. Ich habe es an der
Haustür gefunden. Angie wird
stinksauer sein. Und Mom bringt

mich um.« Ich zeigte Caleb mein Handgelenk und den Beutelverschluss, den ich aus dem Brotkasten gestohlen hatte, um das Armband wieder zusammenzufriemeln.

Caleb begutachtete mein Kunstwerk und konzentrierte sich dann auf mich. »Was ist das Letzte vor dem Blackout, an das du dich erinnerst?«

»Ich weiß noch, wie ich beim Mittagessen am Tisch saß, und dann sah ich ... ach, ich komm nicht

drauf. Aber es liegt mir auf der Zunge.« Ich verzog das Gesicht in höchster Konzentration, als könnte ich mit meinen Muskeln die Erinnerung heraufbeschwören. Dann kam tatsächlich eine. »Du hast Olivenöl um meine Schule verteilt. Wann hast du das getan?«

»Oh. Ja, stimmt«, gab er zu.

»Samstagabend. Hab meine Brüder überredet, mir dabei zu helfen. Ich habe sogar den Laden versorgt, damit wir uns keine Sorgen machen müssen, dass Tobias hier auftaucht.

Bist du sauer?« Seine volle Unterlippe schob sich nach vorn, als er eine Schnute zog, und ich hätte sie am liebsten zwischen die Zähne genommen wie eine reife Traube.

»Nein. Ein Problem weniger, um das ich mir Sorgen machen muss.« Ich ließ meinen Blick über den Parkplatz schweifen. Alles schien in Ordnung zu sein, aber das war immer so, bevor seltsame Dinge geschahen. »Wir müssen vorsichtig sein. Tobias ist immer noch da draußen.«

Als er mir die Autotür öffnete, bemerkte ich eine große Delle an der Seite, die sich bis zur vorderen Stoßstange hinzog. Der Kotflügel war nach innen gedrückt, der schwarze Lack war abgeplatzt und ließ das Metall darunter hervorblitzen.

»Da hat dich aber jemand schön erwischt. Wie fies, du hattest ihn doch gerade erst aus der Werkstatt geholt.«

Er folgte meinem ausgestreckten Finger mit den Augen und runzelte

die Stirn. »Ja, das muss ich wohl noch mal lackieren lassen.«

»Ist das heute passiert? Glaubst du, Tobias hat es schon wieder auf Autos abgesehen?«

Er starrte eine volle Minute lang ins Leere, die Stirn in tiefe Denkfalten gelegt. »Nein. Ich glaube, diesmal war es meine Schuld.«

»Und du willst mich nach Hause fahren?«, witzelte ich, aber seine Antwort, oder vielmehr das Fehlen einer Antwort, war nicht lustig. Ich

kannte seine Ausweichtaktik nur allzu genau, die vagen Antworten, das Weglassen wichtiger Informationen. Als er sich auf den Fahrersitz fallen ließ, fragte ich:

»Warst du betrunken?«

»Wann hast du mich jemals trinken sehen, Sam?«

»Was ist dann passiert? Hör doch mal auf mit der Geheimniskrämerei.«

Er steckte den Schlüssel ins Zündschloss und hielt dann inne.

»Dein Blackout, das war irgendwann

nach eins, stimmt's?«

Nach einer kurzen Pause erwiderte ich: »Ja. Woher weißt du das?«

»Ungefähr um die Zeit hatte ich am Steuer so ein merkwürdiges Gefühl.« Er startete den Motor und fuhr vom Parkplatz. Ich konnte ihn nur mit offenem Mund von der Seite anstarren.

Als ich die Spannung nicht mehr aushielt, platzte ich heraus: »Was für ein Gefühl? Hattest du auch einen Blackout? Hast du einen Unfall gebaut?«

»Ich weiß nicht genau. Ich war auf dem Weg zur Arbeit, und als ich ausstieg, war da diese Delle. Ich habe keine Ahnung, wie die da reingekommen ist, und sie war noch nicht da, als ich das Haus verließ. Ich war rechtzeitig hier, aber irgendwas stimmte nicht, verstehst du?«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Ich sage es dir doch jetzt, und es jagt mir immer noch eine Heidenangst ein, vor allem nach

dem, was du mir erzählt hast. Du weißt doch, was das bedeutet, oder? Wir teilen jetzt auch unsere Erlebnisse. Unsere Verbindung baut sich auf, wird immer stärker und will vollendet werden. Wir werden bald eine Entscheidung über unsere Zukunft treffen müssen.«

Moment mal! Das war jetzt aber nicht der richtige Zeitpunkt, um über so etwas ... Endgültiges zu reden. Vor nicht mal einem Jahr hatte ich schon beim Gedanken an einen Freund Ausschlag bekommen, aber

jetzt wollte ich etwas viel
Gefährlicherem ausweichen. Es
würde die Zeit kommen, um die
Verbindung zu vollenden, aber das
würde unumkehrbar sein. Für uns
würde es keine Trennung auf Probe
geben, keine Scheidung, keine
unüberbrückbaren Differenzen. Für
Caleb und mich würde es heißen
»bis dass der Tod uns scheidet«
oder »bis zum dämonischen
Wahnsinn«, je nachdem, was zuerst
eintrat.

»Müssen wir das jetzt

besprechen?«, fragte ich.

»Nein, nicht jetzt und auch nicht morgen oder nächste Woche. Ich wollte dir nur sagen, dass das Thema bald wieder hochkommen wird und dass wir es angehen müssen. Ich muss wissen, wie du darüber denkst.«

»Wie ich darüber denke?« Er war doch derjenige, der sich total zweideutig verhielt mit seinem ständigen Gequatsche von wegen »Es ist gefährlich, in deiner Nähe zu sein, aber ich bringe dich nach

Hause«. Doppelzüngigkeit, dein Name ist Caleb.

»Es geht jetzt nicht mehr nur um dich und auch nicht um mich«, sagte er. »Es geht jetzt um uns beide gleichzeitig. Jede Entscheidung muss uns beiden nützen. Auch wenn es uns nicht gefällt und wenn es nicht das ist, was wir wollen. Es ist das, was wir brauchen.«

»Stabilität«, sagte ich.

»Stabilität«, echote er. Das war das Einzige, nach dem er sich mehr sehnte als nach Essen, mehr als nach

menschlicher Lebensenergie, mehr als nach mir. Er hatte als Kind nie welche gehabt, und so etwas wie Stabilität zu erreichen, war ihm zur Lebensaufgabe geworden. Nach allem, was zwischen uns geschehen war, konnte ich ihm überhaupt keinen Vorwurf daraus machen.

Im Sinne der Stabilität brachte ich ihn auf den neusten Stand über die drei Wochen, die er verpasst hatte, während er im Krankenhaus gelegen hatte. Ich erzählte von der Schule, dem Skandal um Malik und wie alle

inklusive meiner besten Freundin mich hassten, und Caleb hörte aufmerksam zu. Die Spannung ließ nach, und wir benahmen uns wieder wie ein normales Pärchen. Als er in mein Viertel einbog, wünschte ich, ich würde weiter von der Arbeit entfernt wohnen, zum Beispiel im nächsten Bundesstaat. Ich wollte ihn noch nicht gehen lassen.

In meiner Straße war Weihnachten ausgebrochen. Lichter blinkten an den Häusern, und Plastikfiguren bevölkerten die Vorgärten. Es war

nur noch eine Frage der Zeit, bis meine Mom sich von einer liebevollen, leicht paranoiden Mutter in eine Psychopathin im Weihnachtswahn verwandeln würde, wie jedes Jahr um diese Zeit. Als wir auf unser Haus zufuhren, erkannte ich bereits die ersten Anzeichen der Transformation.

Phase eins: die Tür.

Der Kranz an unserer Tür war eine handgemachte Monstrosität, die sie bei einem dieser Teleshoppingsender bestellt hatte.

Das Ding war so groß wie ein Schlauchboot und hatte so viele Lichter, dass es epileptische Anfälle auslösen konnte. Ich sah von der Straße aus zu der blinkenden Scheußlichkeit hinüber und wusste, dass das Fieber bereits ausgebrochen war.

Ein schwarzer Sedan parkte vor unserem Haus. Wir erkannten Marke und Modell, und die getönten Scheiben und das New Yorker Nummernschild verrieten uns den Rest.

Caleb und ich stöhnten simultan auf, und unsere gleichzeitige Reaktion wäre ohne die hässlichen Umstände echt niedlich gewesen. David Ruiz war von den Obermackern der Cambion-Welt geschickt worden, um Caleb und seine Brüder im Auge zu behalten. Seine Anwesenheit erinnerte mich an den Konflikt, den wir bald mit dieser mächtigen Familie würden austragen müssen.

Caleb starrte geradeaus und brannte mit seinem erbitterten Blick

nahezu ein Loch in Ruiz' Wagen. So unglücklich Caleb über das Zusammentreffen mit dem Privatdetektiv war, ich war noch weniger begeistert zu sehen, wie er sich an meine Mom ranschmiss. Kein Wunder, dass sie zugestimmt hatte, dass Caleb mich abholte. Sie war immer etwas abgelenkt, sobald ein Mann in ihr Leben trat, was selten genug vorkam, sich in der Vergangenheit aber als durchaus gefährlich erwiesen hatte.

Caleb parkte hinter Ruiz' Wagen

und schaltete den Motor ab.
Zwischen uns hing eine
überwältigende Stille.

Er sah auf die Uhr. »Wir haben
noch vierzig Sekunden Zeit«, sagte
er mit erzwungenem Humor.

»Gut. Nutzen wir sie weise.« Ich
schnallte mich ab, beugte mich zu
ihm und küsste ihn, bevor er mich
aufhalten konnte.

»Sam«, stöhnte er, aber ich merkte,
dass er die Zärtlichkeit genoss.
Auch er brauchte etwas, das die
Situation entspannte. Bald gab er

den Widerstand auf, legte mir eine Hand auf den Hinterkopf und zog mich näher heran.

Der Kuss wurde intensiver, und mit jeder Liebkosung seiner Lippen knisterte heiße Elektrizität auf meiner Zunge wie Knallbrause. Worte reichten nicht aus, um das Energietrinken zu beschreiben. Unsere Küsse allein hatten schon die Sprengkraft einer Atombombe, aber das Fließen unserer Lebensenergie machte aus jedem Kuss eine wahre Supernova. Ich spürte, wie der

Strom von seinem in meinen Mund
floss, das Geben und Nehmen, die
Benommenheit, wenn die eigene
Energie abfloss, und das
euphorische Gefühl, neues Leben in
meinen Körper aufzunehmen.

Ich verstand den ganzen Vorgang
nicht und auch nicht, wieso ich
danach Erlebnisse sehen konnte, an
die Caleb sich selbst nicht mehr
erinnern konnte, weil er noch zu jung
gewesen war. Ich genoss einfach die
wilde Fahrt und sah seine
Vergangenheit in einem Best-of-

Zusammenschnitt vor meinem inneren Auge vorbeiziehen. Die Erlebnisse kamen nicht in einer bestimmten Reihenfolge, aber ich verstand alle, weil Caleb wusste, was die einzelnen Momente für ihn bedeutet hatten, als sie sich ereigneten. Auf einige Erinnerungen hätte ich auch gut verzichten können, zum Beispiel auf die Gesichter der Mädchen, mit denen er sein Leben geteilt hatte ... und sein Bett. Ich versuchte, nicht weiter in diesen Momenten zu verweilen, und ließ sie

weiterziehen, sobald die Energie verbraucht war. Die Bilder von ihm unter der Dusche dagegen bewahrte ich sorgfältig auf.

Kurz bevor die Scheiben beschlugen, schob er mich weg.
»Okay, Sam. Das reicht für heute.«
»Tut mir leid. Ich bin nur ...«
»Hungrig?«, riet er.

Ich nickte. Ich hatte wer weiß wie lange keine Energie mehr aufgenommen, und ich wollte heute Abend nicht von einem Fremden trinken. Caleb war eine sichere

Nahrungsquelle, und er hob sich diese ganz besondere Intimität nur für mich auf. Wenn ich von irgendwelchen Typen trank, fühlte ich mich immer noch schmutzig, also tat ich das nur in Notfällen.

»Na komm. Unsere Zeit ist um.«
Er schnallte sich ab und kletterte aus dem Wagen.

Ich tat es ihm nach, und wir gingen Seite an Seite über das knisternde Gras zur Haustür. Als wir die Veranda erreichten, flog die Tür auf, und Mom stand in ihrer alten

Jogginghose im Türrahmen. Ihre braunen Locken klebten ihr im Gesicht, Blut war ihr in die bleichen, sommersprossigen Wangen geschossen, und sie klang atemlos, als wäre sie zur Tür gerannt. Mein Magen zog sich zusammen angesichts dessen, was sie getan haben könnte, vor allem, weil Ruiz im Haus war. Und sie dachte, *ich* bräuchte einen Aufpasser.

»Auf die Minute pünktlich. Ich bin beeindruckt. Kommt rein. Ihr könnt mir helfen.« Mom winkte uns hinein

und eilte ins Esszimmer.

Caleb und ich starrten uns einen kurzen Moment lang an, zuckten mit den Achseln und gingen hinein. Die Diele war vollgestellt mit Kartons in verschiedenen Größen, zweifellos alle aus dem ungenutzten Zimmer, das uns als Lager diente. Die Außenseiten der Kartons zierten Hinweise wie *Zerbrechlich*, *Außenbeleuchtung* und *Girlanden* in großen schwarzen Edding-Buchstaben.

»Was ist denn hier los?«, fragte

ich.

»Ich mache das Haus besuchtsfein. Muss doch zusehen, dass alles fertig wird.«

»Weihnachten ist doch erst in ein paar Wochen«, wandte ich ein.

»Ich weiß, aber es brennt mir unter den Nägeln. Ich will einen ganz neuen Look dieses Jahr, was Traditionelleres. Was typisch Amerikanisches.«

Ich weiß nicht, warum mir die Veränderung etwas ausmachte, aber das tat sie. Wir hatten bisher jedes

Jahr dieselbe Dekoration gehabt, das war so schön beständig gewesen. Darauf hatte man sich verlassen können. »Keine Wichtelwerkstatt?«

»Nee. Ich finde, es wird jetzt mal Zeit für was Neues. Das war süß, als du noch klein warst, aber jetzt möchte ich etwas Schickeres.

Außerdem möchte ich, dass das Haus gut aussieht, wenn Evangeline kommt. Ich habe heute Nachmittag mit ihr geredet, und sie hat gesagt, sie kommt dich besuchen und überlegt, ob sie über Weihnachten

bleibt. Du weißt ja, wie mondän sie immer aussieht.«

»Angie kommt?« Ich hielt inne und sah zu Caleb, der gerade auf der anderen Seite des Tisches eine Schneekugel bewunderte.

Unsere wissenden Blicke kreuzten sich. Mom fand es vielleicht aufregend, die Gastgeberin für eine Horde Cambions zu spielen, aber Nadines Mutter war eine komplizierte Frau, und hinter ihrem unerwarteten Besuch steckte sicher mehr, als man auf den ersten Blick

meinte. Sosehr ich mich danach sehnte, meine gute Fee zu sehen, so wenig freute ich mich auf das, was ihr Besuch mit sich bringen würde.

»Sie scheint wirklich unbedingt kommen zu wollen«, fuhr Mom fort und zog damit meine Aufmerksamkeit wieder auf sich.

»Sie überlegt, ob sie vielleicht ihre Töchter mitbringt. Die hast du noch nicht kennengelernt, oder?«

»Noch nicht persönlich. Aber ich kenne sie.« Liliths Einzug in meinen Körper hatte mir einen

Backstagepass für sämtliche Teile von Nadines Lebensgeschichte verschafft, von der Schule bis zu Freunden und Familie. Der Gedanke daran, dass Nadines Schwestern vielleicht herkommen und mit mir Eierpunsch schlürfen würden, beruhigte mich nicht gerade. Wie würden sie auf mich reagieren? Ich war keine Blutsverwandte, aber ihre Geister und Lilith stammten vom selben Sukkubus ab, was uns zu spirituellen Geschwistern machte. Während Mom sich über

Fensterdekorationen und Quadratmeterzahlen ausließ, verspürte ich plötzlich den Impuls hochzuschauen. Caleb sah mich eindringlich an, als wolle er allein über den Augenkontakt meine Aufmerksamkeit erlangen. Als er sie hatte, machte er eine Kopfbewegung zur Küche hin.

»Bin gleich wieder da.« Ich eilte durch das Esszimmer hinter Caleb her.

»Geh nicht zu weit weg. Du musst mir helfen, die Schleifen

aufzuhängen«, rief Mom mir hinterher.

In der Küche drehte Caleb sich mit ernstem Gesicht zu mir um. »Reg dich deswegen nicht auf.«

»Dafür ist es jetzt ein bisschen zu spät, findest du nicht? So etwa ... sechs Monate?«

Caleb seufzte. »Evangeline kommt nur zu Besuch, um uns auf den neusten Stand zu bringen.«

»Glaubst du wirklich, sie kommt allein? Denkst du, die Cambion-Mafia ist nicht mit von der Partie?

Du und deine Brüder stehen auf ihrer schwarzen Liste. Sie lassen euch schon von Ruiz beschatten. Und wenn sie was finden, was ihnen nicht gefällt?«

»Dann muss ich sie vom Gegenteil überzeugen«, antwortete er.

»Wie denn? Sie glauben, du verwandelst dich langsam in einen Inkubus. Weißt du, was sie mit richtigen Dämonen anstellen? Ich gebe dir einen Tipp – sie spielen keine Partie Tischkicker mit ihnen.«

Caleb erstarrte und sah mich leicht

verblüfft an. »Und woher weißt du das?«

Ich warf einen Blick zum Esszimmer hinüber, um zu sehen, ob Mom lauschte. »Hat mir Ruiz gestern Abend erzählt. Mom weiß, dass Angie ihn hergeschickt hat, um mich zu beschützen, aber sie weiß nichts von der Hexenjagd auf dich. Wenn du für schuldig befunden wirst ...« Ich stolperte über meine eigenen Worte. Die Strafen waren zu schrecklich, um sie laut auszusprechen.

»Eins weiß ich über diese Familie: Sie halten sich strikt an die Regeln. Und eine dieser Regeln lautet, niemals den Gefährten eines Cambions zu töten. Wenn sie gegen ihre eigenen Gesetze verstoßen würden, stünden sie vor den anderen Familien in den USA und im Ausland sehr schlecht da.«

»Äh, hallo?« Ich wedelte mit der Hand vor seinem Gesicht herum, um ihn in die Realität zurückzuholen.

»Wir sind noch keine Gefährten.«

»Aber fast. Was mir geschieht, das

geschieht auch dir, und Evangeline lässt nicht zu, dass du stirbst. Lilith ist ihre einzige Verbindung zu Nadine.«

Ich nickte langsam. Angie war ein Trumpf in unserem Ärmel, aber hatte sie genügend Macht, um uns beide zu retten? »Was ist mit Tobias?«, fragte ich.

Er verzog sein Gesicht zu einer hässlichen Fratze, als würde ihm übel. »Ein Problem nach dem anderen, Sam.«

Ich verstand Calebs Widerwillen,

über ihn zu reden, aber Tobias war immer noch eine unmittelbare Gefahr. Sie konnte die Situation deutlich verschärfen, wenn Ruiz davon Wind bekam. Caleb hatte recht: Wir mussten Prioritäten setzen, um das Chaos in unserem Leben unter Kontrolle zu behalten.

Ich setzte gerade zu einer Antwort an, als wir jemanden die Treppe herunterkommen hörten. Ruiz erschien mit einem großen Karton Lichterketten. Die »kubanische Krawatte«, wie er auch genannt

wurde, hatte ihren üblichen Anzug und den Schlips gegen Jeans und ein T-Shirt eingetauscht, aber sie verströmte immer noch eine unumstößliche Autorität. Eigentlich ganz logisch – wenn man schon jemanden beschattete, konnte man sich dazu genauso gut was Bequemes anziehen. Den Flecken unter den Armen und dem glänzenden Schweiß auf seiner gebräunten Haut nach zu urteilen, hatte Mom ihn wohl ordentlich eingespannt.

»So, das müsste der Letzte sein. Du solltest nicht so viele Kabel an einem Ort lagern, Julie. Das erhöht die Brandgefahr.« Er stellte den Karton zu den anderen in die Diele und streckte sich ausgiebig. Dabei bemerkte er, wie wir ihn von der Küche aus anstarrten.

Mit einem hochnäsigen Grinsen kam er zu uns herüber. »Hallo, Samara. Wie schön, dass du gut nach Hause gekommen bist.« Sein Lächeln erlosch, als er Caleb ansah. »Ich gehe davon aus, dass Sie sich

nicht in Schwierigkeiten bringen, Mr Baker. Haben Sie Ihren Appetit gezügelt?«

»Im angemessenen Rahmen.« Fast instinktiv zog Caleb mich in eine schützende Umarmung.

Ruiz ignorierte die eisige Erwiderung und sagte: »Die Mengen, die Sie aufnehmen, sind wirklich nicht mehr komisch, Mr Baker. Ich habe den Zwischenfall mit den drei Krankenschwestern gemeldet, von denen Sie in der Thanksgiving-Nacht getrunken

haben. Meine Vorgesetzten sind gar nicht glücklich über das, was in dieser Stadt vor sich geht. Sie sind unberechenbar, und ich finde es nicht gut, wenn Sie mit Samara allein sind.«

»Und ich finde es nicht gut, wenn Sie über mich reden, als sei ich gar nicht anwesend«, fuhr ich dazwischen. »Ich finde es auch nicht gut, wenn Sie meiner Mom den Hof machen, während Sie gleichzeitig planen, meinen Freund zu töten. Worauf wollen Sie also hinaus?«

Einen winzigen Augenblick lang sah er beleidigt aus. »Samara, ich bin hier nicht der Böse. Ich mache die Regeln nicht. Ich befolge nur meine Befehle.«

Ich verdrehte die Augen. »Ja, ja. Warum sind Sie hier?«

»Deine Mutter brauchte Hilfe beim Schmücken, und sie kann sehr überzeugend sein. Sie würde einen sehr mächtigen Cambion abgeben. Zu dumm, dass Cambions geboren und nicht gemacht werden.« Er starrte mich unverblümt an.

»Meistens jedenfalls.«

An jedem anderen Tag, zu jedem anderen Zeitpunkt hätte ich die Bemerkung einfach überhört, aber in den letzten Stunden war einfach zu viel mit mir passiert, und es gab zu viele scharfe Gegenstände in der Küche. Ich befreite mich aus Calebs Umarmung und ging auf den Detektiv los.

»Hab schon verstanden, ich bin eine Laune der Natur. Aber wissen Sie was, Sie sind nicht mein Daddy, und noch nicht mal von dem würde

ich mir sagen lassen, mit wem ich befreundet sein darf. Ich habe keine Angst vor Ihnen oder vor den Leuten, für die Sie arbeiten. Sie sind kein Cambion, und ich bezweifle, dass irgendwer Sie vermissen würde, wenn Sie plötzlich verschwinden würden. Also, solange Sie weiterhin mit meiner Mutter herumflirten, darf ich auch Zeit mit Caleb verbringen. Denn ehrlich gesagt traue ich Ihnen genauso wenig wie Sie ihm, eher noch weniger.« Ich verschränkte die Arme und wartete.

Beide Männer glotzten mich stumm und mit offenen Mündern an.

Wenn es darum ging, jemandem die Meinung zu geigen, war ich einfach unschlagbar. Dieses Talent hatte ich von beiden Seiten der Familie geerbt. Mein Dad hatte mir beigebracht, wie man die Schwachpunkte des Gegenübers erkennt und im richtigen Moment zum Angriff übergeht.

Ich wusste, dass Ruiz eine echte Schwäche für meine Mom hatte, was ihn in eine sehr heikle Lage brachte.

Ein falsches Wort zu seinen Vorgesetzten konnte zu Calebs Hinrichtung führen, was wiederum die einzige Tochter der Frau umbringen würde, auf die er scharf war. Wieder so ein Grund, warum man sich niemals mit jemandem einlassen sollte. Es war einfach viel zu kompliziert.

»Na schön«, sagte Ruiz schließlich. »Aber die Regeln gelten noch. Nicht von anderen trinken, nicht die Stadt verlassen. Und wenn mir auch nur das kleinste Gerücht

über einen Übergriff auf eine weitere Frau zu Ohren kommt ...«
Er brauchte seine Drohung nicht zu vollenden, wir wussten auch so, was er meinte.

»Gut«, stimmte Caleb zu.

»Gut«, grummelte ich.

Mitten in der Finalrunde unseres monumentalen Anstarrwettbewerbs rief Mom aus dem Wohnzimmer:
»David, kannst du mir mal mit diesen Lichterketten helfen?«

Beim Klang von Moms Stimme entspannten sich Ruiz' Muskeln.

Etwas flackerte kurz in seinen dunklen Augen auf, Sorge vielleicht, bevor er schnell wieder seine übliche Robotermaske aufsetzte. Er war ein harter Hund, der seine Gefühle streng unter Verschluss hielt, aber für einen Sekundenbruchteil hatte er gerade seine Deckung aufgegeben.

Caleb und ich sahen uns wortlos an. Wir erkannten beide die Energiewellen, die von Ruiz' Haut ausgingen. Jede Schwingung ist anders, je nach Stimmungslage der

jeweiligen Person, doch dieses eine Gefühl kannten Caleb und ich ganz genau. Verlangen.

Ich kämpfte darum, mein Abendessen bei mir zu behalten. Glücklicherweise hatte ich keine telepathischen Kräfte und musste daher wenigstens nicht lesen, was dieser Perversling Krankes über meine arme Mami dachte.

Ruiz versuchte, die Situation zu überspielen, indem er seinen Tonfall noch etwas bedrohlicher klingen ließ. »Vergessen Sie nicht, was wir

besprochen haben.« Sein Blick wanderte zwischen uns hin und her, während er rückwärts in Richtung Wohnzimmer ging.

Als er draußen war, starrte Caleb mich ehrfürchtig an. »Du bist echt ...«

»Ghettomäßig drauf?«, riet ich.

»Nun übertreib mal nicht.« Er schnaubte verächtlich. »Und wenn du dir ein Bein ausreißt, niemand aus der Vorstadt kann ghettomäßig drauf sein. Das ist ganz einfach unmöglich. Ich wollte eigentlich

›außergewöhnlich‹ sagen. Ich habe noch nie jemanden wie dich kennengelernt.«

Ich zuckte mit den Achseln und weigerte mich, die Röte auf meinen Wangen zu bemerken. »Was soll ich sagen, ich bin eine seltene und einzigartige Schneeflocke.«

»Das sind Sie in der Tat, Miss Marshall.« Er neigte den Kopf wie ein Gentleman. »Ich sollte lieber gehen. Ich muss meinen Brüdern erzählen, was los ist.«

Auf dem Weg zur Tür hielt Mom

uns in der Diele auf. »Du gehst schon, Caleb?«

»Ja, ich muss zurück ins Hotel.«

Mom sah ernsthaft enttäuscht aus.

»Oh, verstehe. Ich hätte noch ein Paar starke Arme gut gebrauchen können. Fahr vorsichtig.«

»Ja, Caleb, fahr vorsichtig – ein Unfall am Tag reicht.« Ich streckte ihm die Zunge raus. Beim Gedanken ans Autofahren kam mir eine Idee.

»He, Mom, da Caleb mich doch heute so pünktlich nach Hause gebracht hat, darf er mich morgen

zur Schule fahren?«

Mom runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht. Ich will mein Schicksal nicht herausfordern mit euch beiden.«

»Ach, komm schon! Wir werden schon nicht durchbrennen. Es ist doch bloß eine Fahrt zur Schule. Außerdem kannst du dann länger schlafen.« Ich sah zu Caleb. »Sei um Punkt zwanzig nach sieben hier.«

»Zwanzig nach sieben? Morgens? Da drehe ich mich normalerweise noch mal schön um. Warum fährst du nicht mit dem Bus?«

Ich war so perplex, als hätte er mir eine runtergehauen. Caleb war neunzehn und hatte ein halbes Dutzend europäischer Schulen besucht, aber sogar er musste doch den universellen Highschoolkodex kennen. »Weil ich Zwölftklässlerin bin und es sozialer Selbstmord ist, im großen Gelben mitzufahren. Ich weiß, dass es früh ist, aber es ist doch nur für einen Tag – morgen Nachmittag bekomme ich mein neues Auto. Müsstest du mich nicht liebevoll unterstützen, mir die Sterne

vom Himmel holen und so'n Zeug?«

»Nicht um sieben Uhr morgens. Ist die Sonne da überhaupt schon aufgegangen?«

Ogottogott, ich hatte den miesesten Freund aller Zeiten! Mit leiser Stimme sagte ich: »So wärst du wenigstens ganz sicher, dass ich nicht in Gefahr gerate. Das Haus und die Schule sind ja vielleicht mit Öl versiegelt, aber die sechs Meilen dazwischen nicht. Hast du nicht gesagt, du würdest mich um alles in der Welt beschützen?« Ich klimperte

mit den Augenlidern.

Er kniff die Lippen zusammen und sah aus wie ein bockiger Zehnjähriger. »Du musst aber fertig sein, wenn ich vorfahre«, grummelte er und schlurfte besiegt zur Tür.

»Gewöhn dich lieber dran, Schlachten zu verlieren, wenn du weiter mit meiner Tochter zusammen sein willst«, rief Mom ihm hinterher. »Samara bekommt meistens, was sie will.«

»Von wem sie das nur hat«, murmelte Ruiz hinter ihr, der gerade

einen Karton mit
Verlängerungsschnüren auspackte.

Ich brachte Caleb zur Tür, weil ich ihn noch nicht gehen lassen wollte. Ja, vielleicht war ich selbstsüchtig und unersättlich, aber ich hatte ihn schließlich gerade erst zurückbekommen. Wir hatten im letzten Monat eine Menge Hürden genommen und waren ganz schön herumgestoßen worden. Nach Calebs Krankenhausaufenthalt, dem Kampf gegen Tobias und der Verfolgung durch die High Society

der Cambion-Welt sehnte ich mich nach ein bisschen Normalität.

Ich trat mit ihm nach draußen und schloss die Tür hinter mir. »Glaubst du immer noch, dass wir in Sicherheit sind?«

Er zog den Reißverschluss an seiner Jacke zu und sah mich an. Mit unbewegter Miene sagte er: »Ja.«

»Wenigstens einer von uns«, erwiderte ich und versank in seiner Umarmung, die ich dringend nötig hatte.

Er vergrub die Finger in meinen Haaren und legte das Kinn auf meinen Scheitel. »Alles wird gut«, flüsterte er. Sein Tonfall war zuversichtlich und von einer Sicherheit, die ich mir auch wünschte.

Ich atmete tief ein und hielt die Luft an. In meinen Augen brannten ungeweinte Tränen. Auch wenn ich unsere nächste heiße Fummelsession kaum erwarten konnte, brauchte ich seinen Trost noch viel mehr. Er sollte mich im Arm halten und meine

Ängste verjagen, mich in eine Zeit zurückversetzen, als ich noch nichts über echtes Leid gewusst hatte.

Solange er mich so festhielt, konnte ich die Zeit stillstehen lassen.

Das war etwas, worüber Lilith und ich uns einig waren.

In aller Herrgottsfrühe stand ich auf und machte mich bereit für die Schule.

Mom schlief noch, vollkommen erschöpft von der Dekoaktion, die sich noch lange hingezogen hatte, nachdem ich ins Bett gegangen war. Trotz der Energie, die ich gestern Abend von Caleb bekommen hatte, war ich überraschend müde. Ich

wäre fast in der Dusche eingeschlafen. Wenigstens war ich an diesem Morgen nicht an der Decke aufgewacht, das war schon mal ein Fortschritt.

Ich wischte den beschlagenen Spiegel frei, unterzog mein Gesicht einer kritischen Prüfung und fand nichts Bemerkenswertes. Meine Haut war etwas heller als sonst und hatte den gräulichen Ton alter Pappe. Der rot-weiße Streifen in meinem Haar war ziemlich verblasst, und ich nahm mir vor, ihn bald

aufzufrischen. Außerdem musste ich mir dringend die Augenbrauen zupfen – sie sahen aus wie zwei Raupen kurz vor der Paarung. Mein Gesicht wollte sich einfach nicht von seinem Babyspeck trennen, meine aufgedunsenen Lippen schrien nach Labello, und mein Kinn war nur theoretisch vorhanden.

Lilith schläft nie, aber heute schien sie mir wacher als sonst. Sie vibrierte in meinem ganzen Rumpf und ließ meine Augen smaragdgrün leuchten. Vielleicht dachte sie, ich

hätte das Missgeschick von gestern vergessen. Ha, von wegen. Meine Ermittlungen waren vielleicht aufgeschoben, aber keineswegs aufgehoben. Ich nahm ein neues Päckchen braune Kontaktlinsen aus dem Schrank und setzte sie ein, um Liliths Anwesenheit zu verbergen.

Das Thanksgiving-Wochenende war fatal für meine Taille gewesen, und eine Jeans nach der anderen lachte mich aus, als ich versuchte, den Reißverschluss zu schließen. Normalerweise verbrannten unsere

»Mitbewohner« Energie ziemlich schnell, also hätte man meinen können, das gälte auch für Kalorien. Aber nein, nicht bei mir, weil es keine Gerechtigkeit auf der Welt gab und ich sowieso nie was auf die Reihe bekam. Caleb aß mehr als ein Sumo-Ringer, und trotzdem hatte er den Waschbrett- und ich den Waschbärbauch.

Während ich an Caleb dachte, würgte ich mein spartanisches Frühstück hinunter, bestehend aus trockenem Toast und Selbsthass.

Aber ich war nicht so deprimiert, dass ich nicht die nächste Phase des Weihnachtswahns hätte bewundern können.

Phase zwei: das Haus.

Moms Deko hatte das Haus richtig zum Leben erweckt. Girlanden hingen über den Türen, und Schleifen und Stechpalmenzweige waren geschickt in den Räumen verteilt. Dank der Duftkerzen im Wohnzimmer roch es im ganzen Haus nach Apfelkuchen. Die Dekoration war subtil und sah

geschmackvoll aus, mit sorgfältig platzierten Farbtupfern. Der Beweis, dass weniger manchmal wirklich mehr war.

Ich hatte gerade meinen Orangensaft ausgetrunken, als draußen jemand hupte. Er war nicht mal zur Tür gekommen? Na super.

Auf dem Weg nach draußen schnappte ich mir meine Jacke und Calebs Wintermantel, den er mir neulich geliehen hatte, und sah mich suchend nach Bücherrucksack und Handtasche um. Dann fiel mir ein,

dass die ja noch in meinem Spind in der Schule waren. Dieses ganze Blackout-Ding brachte mich aus dem Tritt, aber es half mir auch, konzentriert zu bleiben. Ich war jetzt auf einer Mission und würde nicht ablassen, bis ich Antworten bekam.

Eine dünne Schicht Raureif überzog Autos und Dächer. Die Morgensonne blinzelte durch die Bäume und ließ die vereisten Flächen schimmern wie Glas. Ich flitzte über das knisternde Gras zu Calebs Jeep. Es war offenbar

höchste Zeit, denn er sah aus, als wollte er jeden Augenblick losfahren. Ich stieg ein und wappnete mich gegen den heißen Luftstrom aus der Klimaanlage.

»Morgen, Sonnenschein«, sagte ich voll aufgesetzter Fröhlichkeit, nur um ihn zu ärgern.

Er brummte etwas und starrte durch eine dunkle Pilotenbrille auf die Straße vor uns. Mein Kuchenmonster war alles andere als ein Frühaufsteher, was auch erklärte, woher meine plötzliche Müdigkeit

kam: von ihm.

Er wirkte wie gerade aus dem Bett gefallen, aber so sah er eigentlich immer aus. Es war schon irgendwie sexy, wie sein zerzaustes Haar seinen Kopf umspielte und am Hinterkopf abstand. Das, wofür andere Leute Stunden vor dem Spiegel und tonnenweise Haargel brauchten, schaffte Caleb einfach, indem er sich im Bett umdrehte.

»Ach, nun sei doch nicht so. Betrachte es als einen Liebesdienst.« Ich beugte mich zu

ihm hinüber und küsste ihn auf die Wange.

Vom Fahrersitz kam noch mehr Gebrumme, während er losfuhr.

»Allein deswegen vermisse ich die Schule so gar nicht. Ist doch unmenschlich.«

»Wem sagst du das«, seufzte ich.

Wir redeten nicht viel auf dem Weg zur Schule, denn wir waren beide noch damit beschäftigt, wach zu werden. Er bog auf den Schülerparkplatz ein und hielt neben Mias rotem BMW, der in der dritten

Reihe stand. Als reichte das noch nicht, winkte er auch noch aus dem Fenster und versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erlangen.

Ich starrte schmollend aus dem Beifahrerfenster. »Kannst du bitte noch auffälliger sein?«

»Kannst du bitte noch überempfindlicher sein?«, gab er zurück.

Ich warf den Kopf zu ihm herum. »Ich? *Sie* redet doch nicht mehr mit mir.«

»Dann müsst ihr euch jetzt ein

Küsschen geben und euch wieder vertragen. Ihr seid seit über zehn Jahren befreundet. Das kann man doch nicht wegen eines Missverständnisses einfach aufgeben.«

»Sag das doch Mia.«

Er überlegte mit schief gelegtem Kopf. »Weißt du was, das mache ich auch.«

»Was?« Ich fuhr zusammen, und bevor ich ihn aufhalten konnte, war er schon ausgestiegen.

Als Mia vorn um ihren Wagen

herumging, trat Caleb ihr in den Weg. Wie üblich war sie todschick angezogen: cremefarbener Rollkragenpullover, hautenge Jeans, Marke »Ich kann nicht atmen, aber ich sehe heiß aus«, und kniehohe Wildlederstiefel, die farblich zur Jacke passten. Ihr dunkles Haar war zu einem Pferdeschwanz hochgebunden und gab den Blick auf ein Paar auffällige goldene Creolen frei.

Wenn ich sie nur ansah, tat es mir in der Brust weh. Ich wollte meine

Freundin zurück, meine Komplizin.
Wir waren seit dem Sandkasten
beste Freundinnen gewesen, aber
das hätte niemand vermutet, so
hasserfüllt, wie sie mich im Moment
anstarrte. Diese Cambion-
Geschichte mit all den
Geheimnissen und Lügen zerstörte
jede Beziehung, die ich hatte, und
Mia war eins der vielen Opfer. Ich
hatte so eine Ahnung, dass der
Tiefpunkt noch nicht erreicht war,
und ich konnte nur hoffen, dass wir
uns nicht die Augen auskratzen

würden.

Da Caleb nicht auf unsere Schule ging, oder überhaupt auf eine, brauchte Mia einen Augenblick, um ihn einzuordnen. Als sie ihn schließlich erkannte, ließ sie fast den Kaffeebecher fallen, den sie in der Hand hielt.

»Oh Mann! Caleb!«, quiekte sie und warf sich in seine Arme.

»Hallo, schöne Fremde! Wie geht's?« Caleb hob sie hoch und wirbelte sie herum.

Als er sie wieder absetzte, fragte

sie: »Wann bist du aus dem Krankenhaus gekommen? Alles wieder in Ordnung?«

Er schob die Sonnenbrille ins Haar und lächelte. »Ich bin an Thanksgiving, äh, entlassen worden. Ich hatte eine schlimme Lebensmittelallergie, aber jetzt geht es mir wieder gut.«

»Hab ich gehört.« Mia sah mich aus schmalen Augen an, und ihr Blick blieb an meinem Handgelenk hängen. Instinktiv zog ich den Mantelärmel über das Armband. So

wütend sie auch sein mochte, Mia stand auf Schmuck und hatte den Wert des Armbands wahrscheinlich quer über den Parkplatz schon abgeschätzt.

»Jedenfalls freue ich mich, dass du wieder auf dem Damm bist«, sagte sie zu Caleb. »Du hast uns zu Halloween einen Heidenschreck eingejagt.«

Er sah auf seine Stiefel, und Grübchen wurden auf seinen Wangen sichtbar. Bei jedem anderen hätte das verschämt ausgesehen,

aber bei Caleb wirkte es wie eine geladene Waffe in der Hand eines Kindes, das nicht wusste, welche Verheerungen es damit anrichten konnte. »Ich weiß, aber jetzt geht es mir wirklich wieder gut. Sag mal, was habe ich da über dich und Sam gehört, ihr habt euch gestritten?«, fragte er.

Die Frage machte die gute Stimmung im Handumdrehen zunichte. Sie verschränkte die Arme und sah mit erhobenem Kinn weg. »Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Ich weiß aus sicherer Quelle, dass du sie ignorierst. Was ist denn passiert?«

»Warum fragst du das nicht deine Freundin? Ich meine, sie ist doch noch deine Freundin, oder hat Malik Davis sie dir ausgespannt?«

Hey! Das war eine glatte Neun auf der Miststückskala. Eine Nebenwirkung unserer Anziehungskraft auf das andere Geschlecht war die Feindseligkeit, die wir bei unserem eigenen auslösten. Mia war da keine

Ausnahme, aber so giftig war sie noch nie gewesen, jedenfalls nicht zu mir. Was war nur der Grund dafür?

Ich trat zwischen die beiden, aber Caleb zog mich zurück. »Ich hab dir doch gesagt, da läuft nichts zwischen mir und Malik. Ich wünschte, du würdest mir glauben.«

Sie verdrehte die Augen und wandte sich unserem Mediator zu. »Caleb, du bist ein netter Kerl, und ich finde, du hast ein Recht darauf zu wissen, was hier los war, während du im Koma gelegen hast.« Das

Wort »Koma« betonte sie ganz besonders. »Hat sie dir erzählt, wie sie hier mit einem anderen rumgemacht hat? Du hättest sehen sollen, wie sie sich ihm an den Hals geworfen hat.«

»So war das doch gar nicht, und das weißt du auch ganz genau. Caleb weiß, dass ich nichts von Malik will. Kümmere du dich mal lieber um dein eigenes Liebesleben und steck deine große Nase nicht dauernd in meins!«

Mia schnappte nach Luft und

versteckte ihre Nase schnell hinter der Hand. Sie hasste ihre Nase, dieses deutliche Zeichen dafür, dass ihre Familie von den Philippinen stammte. Ich hatte das gar nicht wörtlich gemeint, aber schon die Andeutung brachte sie zur Weißglut. »Du hast was gegen meine Nase, ja? Mach du lieber erst mal ein paar Sit-ups, dann reden wir weiter, Schwabbelbacke!«

Ich wich schockiert zurück. Jetzt war ihr also nichts mehr heilig.

Caleb formte ein T mit den

Händen. »Langsam, die Damen,
Auszeit. Das ist doch gar keine so
große Sache. Nur ein
Missverständnis, Mia, kein Grund,
sich zu streiten. Apropos
Liebesleben, wie läuft's mit dir und
Doug?«

»Gar nicht, und das lässt sie jetzt
an mir aus«, antwortete ich
beleidigt. Dieses ganze Geplänkel
war lächerlich. Wie alt waren wir
gleich noch? Und Caleb, der Liebe,
versuchte als Einziger, sich
erwachsen zu verhalten.

»Was soll's. Macht ihr doch, was ihr wollt, mir ist es egal. Halt dich einfach fern von mir, Sam.« Sie warf den Pferdeschwanz dramatisch über die Schulter und stampfte davon.

»Kein Problem. Wir sehen uns dann wohl in einem der drei Kurse, die wir zusammen haben! Hab dich lieb!«, schrie ich ihr hinterher. Statt einer Antwort zeigte sie mir den Stinkefinger.

Super! Noch ein Loch in meinem Leben, das ich stopfen musste. Ich würde warten müssen, bis wir uns

beide beruhigt hatten, bevor ich das nächste Mal mit ihr redete, sonst würden wir uns doch noch gegenseitig die Augen auskratzen.

»Lief doch super«, sagte Caleb fröhlich.

»Ein weiterer herrlicher Tag an der James City High«, wimmerte ich und legte den Kopf an seine Brust.

»Das ist ein Hinweis, weißt du. Unsere Anziehung wirkt am stärksten bei denen, die Liebeskummer haben und verzweifelt sind. Ihr geht es offenbar

gar nicht gut, und deswegen reagiert sie so empfindlich auf uns.«

Ich wusste, dass er recht hatte, aber das machte den Schmerz nicht geringer. Aber ich würde nicht aufgeben. Nicht bei ihr.

Während Caleb mich in den Armen hielt, bemerkte ich, dass unsere Vorstellung nicht wenige Zuschauer angelockt hatte, oder vielmehr Zuschauerinnen. Fasziniert von dem großen Typen an meiner Seite, kamen die Mädchen immer näher.

»Ähm, ich gehe dann lieber mal.

Die Wölfe umzingeln uns schon, und ich habe heute noch nichts getrunken. Ich will nicht diese ganzen Teeniemädchen an den Hacken haben«, sagte Caleb und setzte seine Sonnenbrille wieder auf.

»Ja, verzieh dich lieber, alter Mann. Lass das Jungvolk unter sich bleiben.«

Ich gab ihm einen flüchtigen Kuss auf den Mund und marschierte in einen weiteren Tag voller Wissenszuwachs und mit einer ordentlichen Portion Mobbing

hinein. Ich schaffte es kaum bis zum Spind, als der Zirkus auch schon losging. Die drei Courtneys kamen mit Klemmbrettern in der Hand den Flur herunterstolziert und verteilten Flugblätter. Alle trugen aufeinander abgestimmte Pullover mit V-Ausschnitt, einen Faltenrock und ein blaues Band im Haar. Die Anführerin war Courtney B., die Rothaarige, der ich ständig rechts und links eine hätte runterhauen können. In meiner aktuellen Stimmung war der Gedanke wirklich

sehr verlockend.

Ich verschwand halb in meinem Spind und betete, dass sie einfach vorbeigehen und so tun würden, als existierte ich nicht, wie sie es sonst auch taten. Dabei bemerkte ich erfreut, dass mein Bücherrucksack und das Handy noch da lagen, wo ich sie gestern gelassen hatte. Ein Problem weniger. Jetzt waren es nur noch neunundneunzig.

»Sabrina, willst du nicht auch bei unserer Unterschriftenaktion mitmachen? Wir organisieren eine

Benefizveranstaltung. Da ihr zwei euch ja ziemlich nahestandet, willst du doch bestimmt auch was beisteuern.«

Während ich noch mit der Erkenntnis kämpfte, dass Courtney nach sechs Jahren meinen Namen immer noch nicht wusste, wappnete ich mich schon mal für die nächste Runde Beleidigungen. Langsam drehte ich mich zu dem Trio um.

»Was für eine Benefizveranstaltung?«

»Für die Malik-Davis-Stiftung.

Wir wollen seine Familie unterstützen, solange die Polizei weiter nach ihm sucht.« Courtney B. drehte sich nach links zu der Blonden mit den raspelkurzen Haaren um. »Courtney G. arbeitet an einer fantastischen Collage mit lauter Fotos von ihm.« Dann schaute sie zur Brünetten rechts von ihr hinüber, deren Haut eine einzige Sommersprosse war. »Und Courtney C. organisiert so eine Art Talentwettbewerb, um die Leute drauf aufmerksam zu machen. Der

Schulleiter hat schon erlaubt, dass wir nächste Woche eine kleine Solidaritätsveranstaltung durchführen.«

»Fantastisch«, sagte ich emotionslos. Die Aussicht auf eine Musiknummer mitten am Tag erzeugte nicht gerade Begeisterungstürme in mir.

Courtney G. legte den Kopf schief und sah mich aus großen Augen an wie ein verwirrter Collie. »Deine Haare haben aber echt Volumen. Hast du Extensions?«

Ich musterte sie von oben bis unten. »Nein. Du?«

»Kann ich mal anfassen?«

»Nicht, wenn du deine Hand noch brauchst«, schoss ich zurück.

Courtney B. trat zu mir und zeigte mir die Unterschriftenliste auf ihrem Klemmbrett. »Na, jedenfalls musst du hier und da unterschreiben, und dieses Kästchen kannst du ankreuzen, wenn du Geld für den Geschenkekorb spenden willst.«

Ich starrte sie verständnislos an.
»Geschenkekorb?«

Courtney B. nickte. »Richtig schick. Alle anderen beteiligen sich auch und –«

»Gib mir einfach die Liste.« Ich schnappte mir das Klemmbrett und kritzelte meinen Namen in ein leeres Feld unter fünfzig andere Unterschriften. Es entging mir nicht, dass es überwiegend weibliche Namen waren. Tobias hatte bei den Mädchen in meiner Schule definitiv einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Als ich die Liste zurückgab, dachte

ich, unser kleines Gespräch sei damit beendet, aber Courtney B. blieb stehen und sah mich mit einem Ausdruck in ihren kalten grauen Augen an, den man für Mitgefühl hätte halten können. Aber ich wusste es besser.

»Das muss schlimm für dich sein, Sonya, nicht zu wissen, ob dein Freund noch lebt oder nicht. Ist ja schon das zweite Mal, dass deinem Typen plötzlich was Schlimmes zustößt. Echt seltsam. Aber wir tun alles, damit Malik unversehrt wieder

nach Hause kommt. Du sollst nur wissen, dass wir auch für dich beten.« Die drei bekreuzigten sich simultan.

Mit dem Klemmbrett vor der Brust, beugte sie sich zu mir und sagte: »Ich habe gehört, Caleb ist raus aus dem Krankenhaus, also willst du sicher gar nicht, dass Malik allzu bald wiederkommt, stimmt's? Verstehe schon.« Sie zwinkerte mir verschwörerisch zu.

Ich hatte es echt satt, mich ständig zu wiederholen. Ich verspürte den

Drang, damit herauszuplatzen, dass ein Inkubus jetzt der Kapitän der Basketballmannschaft war und dass wir damit dieses Jahr wenigstens mal eine vernünftige Chance hatten, die Regionalmeisterschaften zu gewinnen. Danach würde es mir zwar mit Sicherheit besser gehen, aber es würde nur meinen Ruf als Freak untermauern. Schließlich hatte ich keinerlei Beweise für meine Behauptungen, jedenfalls nichts, was vor Gericht Bestand hätte.

Zum Glück erlöste mich in diesem

Augenblick die Schulglocke.

»Oh, wir müssen. Danke noch mal, Simone.« Winkend tänzelte Courtney mit ihren beiden getreuen Schoßhündchen im Schlepptau davon.

Die erste Stunde verlief ohne Zwischenfälle und auch ohne meine volle Aufmerksamkeit. Ich hatte Wichtigeres im Kopf, zum Beispiel eine Liste von Fragen, auf die ich dringend Antworten brauchte. Nummer eins: Wo zum Teufel steckte Tobias? Das interessierte

mich nicht etwa, weil ich ihn so mochte, sondern aus reinem Überlebenswillen. In der Schlacht muss man dem Feind immer einen Schritt voraus sein.

In Politik drehte ich mich immer wieder um und starrte den leeren Tisch in der letzten Reihe an. Fast erwartete ich, dass er sich in einer Rauchwolke materialisieren oder verspätet in seinem Malik-Outfit aufkreuzen würde. Ich fand, wenn man schon jemandem die Identität klaute, sollte man wenigstens den

Anstand besitzen, es konsequent durchzuziehen und auch zum Unterricht zu kommen.

Als die Mittagspause nahte, saß ich wie auf heißen Kohlen. Meine Neugier grummelte lauter in mir als mein Magen. Statt mich zu den Einzelgängern zu setzen wie sonst, schlenderte ich hinter die feindlichen Linien auf die beliebtere Seite der Cafeteria, auf der Jagd nach spiritueller Nahrung. Meine Sitznachbarn wunderten sich, dass ich die Seiten wechselte, aber ich

versicherte ihnen, dass es nur vorübergehend sei. Ich bewegte mich von Tisch zu Tisch und saugte die Lebendigkeit ein, die jedes Lebewesen wie eine köstliche Aura umgab.

Man hätte meinen können, ich stolzierte in durchsichtiger Unterwäsche durch den Saal, so glotzten die Jungs mich an. Sogar die mit mehreren Freundinnen. Jeder einzelne Typ zog mich mit den Augen aus, von dem aufdringlichen Schwätzer über den Kerl mit dem

fiesen Mundgeruch bis hin zum Macker, der sich dauernd in den Schritt griff. Sie alle waren Nahrung für mich, so ähnlich wie eine Kuh auch nichts anderes war als ein Cheeseburger auf vier Beinen.

Ich versuchte grundsätzlich, die Typen zu meiden, die lüsterne Kommentare über mich und meine Geschlechtsmerkmale abgaben, also ging ich an ihnen vorüber und wandte mich meinem Hauptgericht zu. Der wahre Herzensbrecher war nämlich der furchtbar schüchterne

Junge, der all seinen Mut zusammenkratzte, um mich anzusprechen. Mit solchen Jungs redete ich sogar und machte sie im Gegenzug mit einem Kuss auf die Wange glücklich. Selbst mit viel Selbstbeherrschung war es immer noch ein Kampf, nicht direkt von ihnen zu trinken oder zu viel von einem zu nehmen. Die Versuchung war mein ständiger Begleiter.

Nachdem mein Hunger gestillt war, war meine Neugier dran. Für den neusten Klatsch und Tratsch gab es

keine bessere Quelle als die Augen und Ohren der Schule.

Dougie und seine Mannschaftskameraden gafften mich an, als ich mich neben sie setzte.

Dougie ließ seinen Blick durch die Cafeteria gleiten, als suchte er nach demjenigen, den ich in Wirklichkeit ansah, dann fragte er:

»Entschuldigung, kennen wir uns?«

»Ja. Wir hatten in der Vierten mal das Vergnügen.« Ich tätschelte seinen Kopf und spießte mir an den gegelten schwarzen Stacheln fast die

Hand auf.

Als der Schock über meine Anwesenheit abklang, machte er sich über den Stapel Burritos auf seinem Teller her. Seine Armmuskeln spannten sich unter seinem Thermohemd. Dougie war zwar nur einssiebzig groß, aber dank seines Platzes in der Ringermannschaft und seines unstillbaren Appetits, der beinahe an Calebs heranreichte, hatte er ordentlich Muskeln an den richtigen Stellen. »Hörst du jetzt auf, dich merkwürdig zu benehmen, und

beehrst uns endlich wieder mit deiner göttlichen Anwesenheit, ja?«

»Klappe, Dougie. Ich habe eine Mission.« Ich reckte den Hals und spähte über die Köpfe hinweg zum Eingang.

»Was für eine Mission?« Er schlang den Rest seines Burritos mit einem Bissen herunter.

»Erstens bin ich mit Jason Lao verabredet, und der wollte nicht zu mir an den Tisch kommen. Irgendein Quatsch mit sozialen Schranken oder so. Du bist neutrales Gebiet.«

»So, so«, gab er mit vollem Mund zurück. Soße lief ihm übers Kinn.

»Und zweitens wollte ich dich was wegen Mia fragen, genauer gesagt, welche beschissene Laus ihr über die Leber gelaufen ist. Verstehst du, damit ich wenigstens weiß, mit welcher Art von Plemplem ich es zu tun habe«, sagte ich.

Mia hatte Wort gehalten und ignorierte mich in unseren Kursen. Mit Gleichgültigkeit zu strafen schien offenbar nicht mehr ausschließlich unter Fünftklässlern

angesagt zu sein. Es wurde höchste Zeit, dass ich den Grund dafür erfuhr, bevor wir uns noch in der Pause auf dem Klettergerüst in die Haare kriegten. Wenn irgendjemand wusste, was los war, dann ihre abservierte bessere Hälfte und ihr Teilzeit-Stalker.

»Da bin ich überfragt.« Er zuckte mit den Achseln. Es war die hoffnungslose Geste eines Mannes, der am Leben verzweifelt war. »Sie ist nur noch schräg drauf in letzter Zeit, aber langsam muss sie mal

erwachsen werden. Ich bin jedenfalls durch mit ihr.«

Ich schüttelte den Kopf und schmalzte mit der Zunge. »Dougie, du weißt ganz genau, dass du niemals wirklich mit ihr durch sein wirst.«

»Solange sie sich benimmt wie ein Miststück, schon. Ich bin offiziell wieder zu haben.«

»Hast du schon eine Anzeige aufgegeben?«, witzelte ich.

»Du wirst lachen, ich habe wirklich eine ganzseitige Anzeige

auf Jason Laos Seite geschaltet. Hab schon zweihundert Aufrufe – war sogar eine Antwort von einer vierzigjährigen Frau aus Norfolk dabei. Sie sieht heiß aus für ihr Alter.« Er zwinkerte mir zu, und der Übermut ließ seine Augen in Grün- und Brauntönen funkeln, die perfekt zu seinem Outfit passten.

Gott, hoffentlich machte er nur Spaß, aber wie ich Douglas Emerson III. kannte, musste ich das bezweifeln. Unser Geplänkel erinnerte mich daran, wie sehr ich

meinen Freund vermisste, den unangepassten reichen Jungen mit seiner Schwäche für alles, was mit Hip-Hop zu tun hatte. Er verkörperte all das Normale in meinem Leben, und ich klammerte mich an jede Kleinigkeit. Dougie erweckte in mir warme, vertraute Erinnerungen, und wenn Lilith ihn sah, betrachtete sie ihn nicht mehr als Futter. Noch ein Grund, warum ich gern mit ihm rumhing. Er war die einzige Nichtjungfrau, die mich nicht flachlegen wollte. Nach den

hungrigen Blicken seiner Mannschaftskameraden zu urteilen, war er auch der einzige Kerl am Tisch, der sich nicht gerade vorstellte, wie ich nackt aussah. Erfrischend.

Jason Lao kam in weißem Hemd und Tweed-Blazer an unseren Tisch gehuscht und sah so gehetzt aus wie eh und je. In den vier Jahren, die ich ihn jetzt kannte, war er immer angezogen gewesen, als müsste er gleich zum Vorstellungsgespräch, und immer beobachtete er seine

Umgebung, als sei das FBI hinter ihm her.

»Du hattest angerufen?«, fragte er. Unser Geheimtreffen schien ihm nicht zu behagen.

»Ja. Was gibt's Neues in der Blogosphäre?«, fragte ich.

»Jede Menge. So eine heimliche Wichtelgeschichte verursacht gerade ziemlichen Traffic und legt meine Seite lahm. Oh, und Doug, deine Anzeige wurde noch ein paarmal aufgerufen. Ich hab mir die Profile von einigen der Mädels angesehen –

Mann, HEISS!« Jason fächelte sich Luft zu und fuhr dann fort:

»Außerdem habe ich gerade eine Gedenkseite für Malik Davis aufgesetzt. Es hagelt schon jede Menge Kommentare.«

Ich verdrehte die Augen. »Ist das nicht ein bisschen zu viel des Guten? Wir wissen doch nicht mal, wo er ist. Hast du nicht gesagt, er ist ausgerissen?«

»Ja, aber sag das mal seinen Cheerleader-Groupies«, erwiderte Jason. »Heute Morgen erst ist ein

Mädchen mitten im Unterricht in Tränen ausgebrochen. Mann, ich wünschte, ich hätte auch so eine Macht über die Ladys.«

Glaub mir, das wünschst du dir nicht, dachte ich.

»Außerdem ist sich die Polizei gar nicht so sicher, dass er weggelaufen ist«, fügte er hinzu.

Dougie und ich sahen uns an.
»Wie meinst du das?«

Nach einem raschen Blick über die Schulter beugte sich Jason zu uns und sagte: »Also, Patricia Hughes

arbeitet nach der Schule im Sekretariat, Telefondienst, Post sortieren und so'n Kram, ja? Tja, sie war da, als die Polizei gestern vorbeikam, und sie hat gehört, dass sein Wagen in einer Seitenstraße am Colonial Parkway gefunden wurde. Echt komisch. Das ist schon Maliks zweiter Unfall. erinnert ihr euch an den im September?«

»Er hat ja von nichts anderem gesprochen«, spottete Dougie. »Und wir mussten alle in diese bescheuerte Infoveranstaltung zum

Autofahren unter Alkoholeinfluss. Vielleicht sollte Malik mal das Saufen lassen und mit gutem Beispiel vorangehen.« Er wickelte seinen dritten Burrito aus.

»Bist du fies, Mann!«, rief Jason, obwohl er es witzig fand. »Nach allem, was wir wissen, könnte er tot sein. Der Parkway ist 'ne unheimliche Gegend. Da fahr ich nicht mal tagsüber lang.«

Ich sagte nichts und erstickte fast an meinen Schuldgefühlen. Malik war beim ersten Unfall gestorben,

und mein fortgesetztes Schweigen machte den ganzen Mist nur noch schlimmer. Angesichts der neusten Entwicklung hasste ich Tobias noch mehr. Sein krankes Spielchen verlängerte nur den Schmerz einer unschuldigen Familie und sorgte dafür, dass sie die Sache nicht abschließen konnten.

Aber das war noch nicht alles gewesen. Jason fuhr mit seiner Geschichte fort: »Patricia sagte, die Cops fanden den leeren Wagen im Graben. Die Fahrerseite war

zerkratzt, als hätte ihn da was gerammt. Jedenfalls war Malik nicht beim Wagen, also muss er jetzt entweder zu Fuß unterwegs sein oder ...« Er ließ den Satz unvollendet in der Luft hängen, und jedem von uns fielen mehrere grausige Möglichkeiten ein, ihn zu beenden.

Es hätte mich nicht überrascht, wenn Rauch aus meinen Ohren gestiegen wäre – mein Gehirn lief auf Hochtouren. War Tobias bei einem Autounfall verletzt worden?

Vielleicht lag er im Koma. Das geschähe ihm recht, vielleicht hatte ja das Karma zugeschlagen nach dem, was er Caleb angetan hatte. Aber Tobias war praktisch unverwüstlich, nach einem einfachen Blechschaden wäre er einfach davonspaziert. Was viel wichtiger war: Ich hätte seine Reaktionen auf den Zusammenstoß gespürt, seine Schmerzen, seinen Schreck. Aber ich spürte ihn nicht mehr. Wenn ich so darüber nachdachte, hatte ich ihn gar nicht mehr gespürt seit gestern

kurz vor ... meinem Blackout.

»Und, Sam?« Jason beugte sich neugierig zu mir. Der Klatschreporter in ihm war noch im Dienst. »Was hältst du von dieser Entwicklung? Da lief doch was zwischen euch, oder?«

»Nein. Da lief nichts, und ich möchte hiermit offiziell zu Protokoll geben, dass ich nie in meinem Leben mit Malik zusammen war. Schreib das in fetten Großbuchstaben, damit alle es sehen.« Ich stand auf.

»Was ist los mit ihr?«, hörte ich

Jason fragen, als ich den Tisch verließ.

»Keine Ahnung, Mann. Die Mädels hier haben irgendwie alle einen an der Waffel«, antwortete Dougie.

In der Stille des Treppenhauses lehnte ich mich gegen die Wand und versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu bringen. Es passierte zu viel, es gab zu viele unbeantwortete Fragen. Tobias war plötzlich wie vom Erdboden verschwunden, etwa zur selben Zeit, als ich für zwei

Stunden weggetreten war. Vielleicht war es Tobias genauso gegangen, aber bei meinem letzten Blackout davor hatte er keine Probleme gehabt. Er hatte gesagt, so sei ich ihm lieber, so fügsam und ihm ausgeliefert. Was war in diesen beiden Stunden geschehen, das zu Tobias' Verschwinden geführt hatte? Und noch wichtiger: Wo war ich gewesen, als das alles geschah?

»Lilith«, rief ich. »Kannst du mir mal helfen?«

Keine Antwort.

Es war einen Versuch wert
gewesen. Mit einem tiefen Seufzer
stieß ich mich von der Wand ab und
schlurfte zu meinem nächsten Kurs,
auch wenn in meinem Kopf außer
Tobias gerade gar nichts Platz hatte.

Ein glänzendes neues Vierteldollarstück rutschte in den Münzeinwurf, als ich kräftig am Metallknopf drehte.

Nach einer vollen Umdrehung fielen fünf magere Skittles aus dem Ausgabeschacht in meine wartende Hand. Man bekam heute nicht mehr viel für einen Vierteldollar, doch ich wusste ja um seinen wahren Wert.

Ich betrachtete stirnrunzelnd meine traurige Ration und verstand sie als Auftakt zur richtigen Abzocke.

Ich steckte mir einen Kaudragee in den Mund und schlenderte durch den Wartebereich am Ausstellungsraum vorbei bis zur Fensterfront, die auf das Gelände des Gebrauchtwagenhändlers hinausging.

BIG LARRYS

SUPER-WEIHNACHTSANGEBOT

E stand auf einem roten Banner über dem Eingang.

Die ganze Stadt war mit dieser

Werbung zugepflastert, und auch die abgedroschenen Werbespots hatte ich hundertmal im Fernsehen gesehen. Wer konnte auch einen hundertfünfzig Kilo schweren Typen vergessen, der angezogen war wie ein Zuhälter und eine tanzende Bulldogge dabei hatte? Glücklicherweise waren die halbnackten Damen nicht hier vor Ort, der Hund dagegen, der ebenfalls Larry hieß, gehörte offenbar zum Geschäftskonzept. Im Augenblick umkreiste er mich und schnüffelte an

meinen Beinen. Auf dem Kopf trug er einen Wichtelhut und um den Hals kleine Glöckchen.

Zu meiner Linken befand sich eine geschlossene Bürotür, hinter der mein Dad den Papierkram erledigte und das tat, was er am besten konnte: verhandeln.

Er hatte mich nach der Schule aufgegabelt und war mit mir hierhergefahren, um mein neues Auto abzuholen, da das alte in der Thanksgiving-Nacht das Zeitliche gesegnet hatte. Ja, Tobias' brutale

Zurschaustellung seiner Liebe und Eifersucht hatte meinen Nissan Juke in einen Haufen Altmetall verwandelt. So gefährlich und verführerisch Tobias auch sein mochte, nach diesem Stunt fand ich ihn ganz und gar nicht mehr heiß.

Auch wenn ich wütend war, weil ich den Wagen verloren hatte, auf den ich jahrelang gespart hatte, drei Tage als Fußgängerin lehrten mich, dankbar zu sein für das, was ich hatte. Es war mir egal, welches Auto ich nun bekam, solange ich nur dem

Mamataxi und dem öffentlichen Nahverkehr entrann.

Ich war mir sicher, dass Dad die Wirbelsturm-Geschichte nicht restlos geschluckt hatte, aber wenigstens hatte die Versicherung genug bezahlt, dass wir einen Ersatz besorgen konnten. Als Firmenanwalt roch Dad Bockmist noch Meilen gegen den Wind, und ich stank im Moment sehr danach. Es schien mir nicht fair, dass Mom mein schmutziges kleines Geheimnis kannte und Dad sich weiterhin über

die seltsame Änderung meiner Augenfarbe und mein komisches Verhalten wundern musste. Er hatte feste Überzeugungen, an denen er unbedingt festhielt, und ich hätte es nicht ertragen können, wenn er mich voller Furcht oder Verachtung angeschaut hätte. Ich war doch sein Püppchen, und das wollte ich noch eine Weile bleiben.

Bevor Klein Larry beschloss, sein Revier an meinem Bein zu markieren, ging ich hinaus, um mich ein wenig in meinen Wunschträumen

zu verlieren. Ich schlenderte von Auto zu Auto, strich über die glänzenden Karosserien und zuckte beim Anblick der Preisschilder in den Fenstern zusammen. Als ich meinen Blick von einem Mustang losriss, den ich niemals besitzen würde, sah ich am Ende der Reihe einen schwarzen Jeep, der aussah wie Calebs. Es war faszinierend zu sehen, wie sein Jeep im ursprünglichen Zustand mal ausgesehen hatte, so ganz ohne Schlammgespritzer und die große

Delle auf der rechten Seite. Das Kuchenmonster wusste wirklich, wie man ein Auto runterwirtschaftete. In letzter Zeit gab er mehr für Reparaturen aus, als er ursprünglich für den Jeep bezahlt hatte.

Beim Anblick des Kühlergrills fiel mir sein Unfall ein. Wie seltsam, dass er hinter dem Steuer auf meinen Blackout so reagiert hatte. Meine früheren Ausflüge in den Abgrund hatten Tobias nicht in seiner Fahrtüchtigkeit eingeschränkt, warum war das bei Caleb also ganz

anders? Warum konnte er sich nicht daran erinnern, wie die Delle in den Jeep gekommen war?

»So, mein Püppchen. Bist du bereit für dein neues Auto?«, fragte Dad hinter mir.

Ich drehte mich um und lächelte den großen Mann im Maßanzug an, der mit stolzgeschwellter Brust wie ein Sieger auf mich zustolzierte. Rechtsanwalt Keith Watkins hatte offenbar wieder mal gezaubert und dafür gesorgt, dass ich auf vier Rädern und mit etwas Restgeld in

der Tasche hier abzog. Big Larry höchstpersönlich hatte sich Dad angeschlossen. Er sah genauso schmierig aus wie in der Werbung. Sein Bauch hing über seinem Gürtel, und die Knöpfe an seinem weißen Hemd bemühten sich verzweifelt, es zusammenzuhalten. Seine Hängebäckchen und die braunen Triefaugen lieferten ein anschauliches Beispiel für die Redensart, dass Menschen irgendwann aussehen wie ihre Haustiere.

»Wir konnten dir ein großartiges Angebot für einen Null-Fünfer machen, junge Dame. Er ist nicht mehr ganz neu, aber kaum gelaufen.« Big Larry lächelte auf mich herab und zeigte dabei eine Reihe gerader, nikotinverfärbter Zähne. »Dein Daddy ist eine harte Nuss, aber für so eine hübsche Kundin mache ich doch gern ein paar Zugeständnisse.« Er zwinkerte.

Was für ein Schächerer. Ob es zu seiner Taktik gehörte oder Liliths Einfluss zu verdanken war,

interessierte mich nicht. Himmel, wenn ich meine Karten richtig ausspielte, konnte ich hier in dem Mustang rausrollen, auf den ich ein Auge geworfen hatte, aber ich wollte es nicht übertreiben. Die Macht, die ich über die Männer hatte, war kein Spielzeug.

Big Larry führte uns neben das Gebäude, wo ein grüner Maxima auf mich wartete. Es war nicht mein Juke, aber er hatte meine Lieblingsfarbe, also fand ich ihn trotzdem cool.

Ich schlang meine Arme um Dads Taille und drückte ihn, so fest ich konnte. »Danke für deine Hilfe, Daddy.«

»Keine Ursache, auch wenn du im Moment Autos schneller abträgst als Klamotten.«

»Es war ein Sturm. Ich habe keine Kontrolle über das Wetter.« *Oder über den verrückten Dämon, der das Wetter heraufbeschworen hat,* dachte ich.

»Und, wie geht's deiner Mutter?«, fragte er, während wir uns langsam

meinem neuen fahrbaren Untersatz näherten.

»Genauso wie auf dem Weg hierher, als du mich nach ihr fragtest.« Die Frage kam beim zweiten Mal genauso unvermittelt, und ich nahm an, dass sie ihm schon länger auf der Zunge lag. Dieser kleine Vater-Tochter-Ausflug nahm gerade eine unangenehme Wendung. Er wollte mich weiter über Moms Privatleben ausfragen, vor allem über ihre Beziehung zu einem kubanischen Detektiv aus New

York. Er wusste, dass ich zu dankbar war, um ihm die Informationen zu verweigern, und hatte deswegen gerade diesen Moment ausgewählt, um mit dem Verhör zu beginnen. Guter Zug, alter Mann. Guter Zug.

»Für einen verheirateten Mann interessierst du dich aber sehr dafür, was andere Frauen tun«, sagte ich.
»Weiß Rhonda von deinem kleinen Hobby?«

»Ich mache mir nur Sorgen um Julies Wohlergehen, mehr nicht«,

erwiderte er entrüstet. »Schließlich ist sie die Mutter meines Kindes.«

»Rhonda auch«, konterte ich. »Du erinnerst dich doch an diese Sechsjährigen, die in deinem Haus wohnen, oder? Dad, du hast ein eigenes Leben, und Mom verdient auch eine Chance darauf. Lass sie weiterziehen.«

Das soll jetzt nicht gemein klingen, aber Dad sah gut aus für sein Alter, und warum er nach Mom eine hasserfüllte Hexe geheiratet hatte, gehörte zu den großen Rätseln des

Lebens. Mein Püppchengesicht hatte ich von ihm, und nur sehr wenige Menschen glaubten ihm, dass er 43 war, wenn sie seine glatte, makellose mokkafarbene Haut sahen.

Ich wusste nicht, ob es die Wut oder etwas ganz anderes war, aber nun schien er innerhalb von Sekunden um zwanzig Jahre zu altern. »Tja, das Urteilsvermögen deiner Mutter scheint in letzter Zeit etwas getrübt gewesen zu sein. Du erinnerst dich doch wohl noch an

den letzten Mann, mit dem sie ausging.« Er sah mich aus schmalen, dunklen Augen an. Das saß.

Natürlich wäre es kein richtiger Streit gewesen, wenn nicht Fehler aus der Vergangenheit zur Sprache gekommen wären. Und Calebs Vater Nathan Ross war ein fataler Fehler gewesen, den ich schließlich eigenhändig vom Angesicht der Erde gefegt hatte.

»Mom geht es gut. Sie kann auf sich aufpassen«, versicherte ich.

»Und was ist mit dir? Dein

Männergeschmack ist auch ziemlich fragwürdig.«

Ich wollte schon antworten, aber die Worte verpufften auf meiner Zunge. Ich wusste, dass Dad Caleb nicht mochte, aber deswegen hatte er trotzdem nicht ganz unrecht. Caleb war geheimnisvoll – das hatte mich ja gerade angezogen –, aber so eine mystische Aura kann ganz schnell ihren Reiz verlieren, wenn Feinde verschwinden, Autos geschrottet werden und man an der Zimmerdecke aufwacht. Einem

Menschen voll zu vertrauen und gleichzeitig an ihm zu zweifeln, ist schwer, aber nicht unmöglich. Ich tat das jeden Tag. Dem skeptischen Blick nach zu urteilen, mit dem Dad mich bedachte, war ich da nicht die Einzige.

Nach dem Abendessen, einer weiteren Verhörrunde und der wiederholten Bitte, ich möge doch einen Therapeuten aufsuchen, verabschiedete ich mich von Dad mit dem Versprechen, dass wir uns

noch einmal sehen würden, bevor der Weihnachtswahnsinn losbrach. Allzu viele Menschen in meiner Umgebung waren in diesem Jahr gestorben, und Dad war sich nicht sicher, ob ich richtig mit meiner Trauer umging. Er hatte völlig recht, das tat ich nicht, daher auch das tote Mädchen im Wohnzimmer, das außer mir niemand sehen konnte. Aber ein Seelenklempner konnte mir bei meinem speziellen Problem nicht helfen, und als verrückt abgestempelt zu werden, würde mir

vielleicht die Chancen versauen, an der Jurafakultät angenommen zu werden. Also konnte ich es noch eine Weile so aushalten.

Ich fuhr nicht sofort nach Hause, sondern schaute noch mal in Calebs Hotel am anderen Ende der Stadt vorbei. Er und seine Brüder wohnten dort, bis Caleb entweder eine neue Bleibe gefunden oder die Verwüstungen in seiner alten beseitigt hatte, die auf Tobias' Konto gingen. Caleb hatte mir nicht gesagt, in welchem Hotel er wohnte,

und ich hatte mir auch nicht die Mühe gemacht zu fragen, aber ich brauchte weder Namen noch Wegbeschreibung. Ich würde immer wissen, wo er gerade war, und umgekehrt.

Meiner Erfahrung nach war ein Cambion niemals richtig pleite. Ihr Charme verschaffte ihnen so manchen Luxus und sorgte im wahrsten Sinne des Wortes dafür, dass sie sogar mit einem Mord davonkamen. Calebs Familie war wohlhabend, aber er lebte

bescheiden und mühte sich genauso in der Tretmühle ab wie wir anderen Arbeitstiere. Man stelle sich also meinen Schock vor, als meine Intuition mich vor die prächtigen Tore des Charlotte Hotels führte.

In der Mitte der kreisrunden Auffahrt plätscherte ein gewaltiger Springbrunnen auf einem Stück Rasen. Im weichen Schein der antiken Laternen erschien das Hotel wie ein Relikt aus den wilden Zwanzigern. Fehlten nur noch ein Page, die Mädchen mit dem kecken

Kurzhaarschnitt und ein paar Gangster mit Maschinenpistolen. Die ganze Umgebung verströmte puren Luxus, von dem gut gelaunten Diener, der mein Auto parkte, über den eindeutig schwulen Concierge an der Rezeption bis hin zu den Jazzklängen, die vom Klavier in der Lounge neben der Eingangshalle herüberwehten.

Herumlungern wurde hier nicht gern gesehen, also eilte ich zu den Aufzügen, als wüsste ich, wohin ich wollte. Ich trat in die Kabine und

drückte auf alle Knöpfe, zum großen Ärger des älteren Ehepaars, das mit mir fuhr. Die Türen öffneten sich auf jedem Stockwerk, und ich steckte auf der Suche nach einer Spur von Caleb meinen Kopf hinaus. Der Sog unserer Verbindung wurde immer stärker, zähflüssiger, umfassender, je höher wir fuhren, also wusste ich, dass ich auf dem richtigen Weg war.

Das Paar stieg in der fünften Etage aus, und ein junger Mann mit dunkler Sonnenbrille kam herein.

Nicht, dass mich das interessiert hätte, aber der Typ war gut gebaut und noch besser angezogen mit seiner Lederjacke, dem Rollkragenpulli und den schwarzen Handschuhen. Definitiv von außerhalb. Er streckte die Hand nach den Etagenknöpfen aus und hielt inne, als er sah, dass alle Knöpfe gedrückt waren.

»Kinder.« Ich zuckte mit den Achseln und machte ihm Platz.

Er starrte mich an, ohne ein Wort zu sagen, und sah faszinierter aus,

als es auf so engem Raum
angemessen erschien. Der Blick
durch die schützende Sonnenbrille
war von einer Intensität, die mich
frösteln ließ. Ich sah zur winzigen
Überwachungskamera in der Ecke
hoch und hoffte, dass sie nicht nur
eine Attrappe war. Fast hatte ich
schon beschlossen, auf der nächsten
Etage auszusteigen und die Treppe
zu nehmen, als ich das vertraute
Kribbeln spürte, das immer stärker
an meiner Wirbelsäule hochkroch.
Sobald sich die Türen in der achten

Etage öffneten, hechtete ich aus dem Fahrstuhl.

Ich zog scharf die Luft ein und suchte nach Calebs Schwingungen, als ich den Flur hinuntereilte. An einer Kreuzung sah ich erst nach links, dann nach rechts, und beschloss, geradeaus weiterzulaufen und dem Duft nach Armen Rittern zu folgen, der in der Luft hing. Es würde Caleb so ähnlich sehen, mitten in der Nacht Frühstück zu bestellen. Seine Brüder waren nicht besser, wenn es ums Essen ging, und

bestimmt hielten sie den
Zimmerservice ganz schön auf ...

Warum starrte der Typ mich
immer noch an? Er musste mit mir
aus dem Fahrstuhl gestiegen sein,
und jetzt stand er auf eine lässige
Weise da, die mir eine Gänsehaut
verursachte. Die dunkle Brille
verbarg seine Augen, aber nicht
seine unheimlichen Schwingungen.
Das Gefühl wurde immer stärker,
als er einen Schritt machte und dann
noch einen und immer schneller
hinter mir herging.

Vielleicht lag sein Zimmer auf dieser Etage. Vielleicht war er einer von diesen wahnsinnigen Mördern, von denen Mom dauernd redete. Oder vielleicht ließ Lilith wieder ihren Zauber spielen.

Ein Männermagnet zu sein, wie Mia es mal genannt hatte, hatte den hässlichen Nachteil, dass die Anziehung schnell in Gewalt umschlagen konnte. Ich war kleiner als er, also konnte ich ihn nicht abwehren, wenn es hart auf hart kam, aber ich machte mir mehr

Sorgen um seine Sicherheit als um meine. Lilith würde diesen Typen in ein Häufchen Staub verwandeln, bevor er mich auch nur angrapschen konnte, aber ich hatte inzwischen genügend Leichen für ein ganzes Leben gesehen.

Er bemühte sich bei der Verfolgung nicht um Unauffälligkeit, aber er ließ sich Zeit, als wüsste er, dass er seine Beute schließlich erwischen würde. Ich lief bis zum Ende des Flurs, wo es nicht mehr weiterging. Kein Notausgang und

kein Lastenaufzug boten eine Fluchtmöglichkeit, und die massive Wand vor mir schien mich zu verspotten.

Ich drehte mich zu meinem Verfolger um. Mein Herz hämmerte in meiner Brust, meine Muskeln spannten sich an, und ich wartete darauf, dass er den ersten Schritt machte. Zu meiner Überraschung bog er einfach in den Flur zu seiner Linken ab, aber sein starrer Blick blieb an mir hängen, während er um die Ecke verschwand.

Ich sah zur Decke und ließ den Atem entweichen, den ich angehalten hatte. Mein Rucksack rutschte mir von der Schulter, und meine Gliedmaßen entspannten sich, als die Erleichterung mich durchflutete.

»Sam? Was machst du denn hier? Was ist passiert?«

Ich fuhr zusammen und griff mir an die schmerzende Brust. Mein Herz vollbrachte heute wirklich Höchstleistungen. Caleb stand in der geöffneten Tür hinter mir. Er sah ungehalten aus und war pitschnass.

»Jag mir doch nicht so einen Schrecken ein!«, schrie ich und schleuderte meinen Rucksack nach ihm.

»Soweit ich das beurteilen kann, warst du schon erschreckt«, erwiderte er und wich dem Schlag aus. »Ich habe dich gespürt, als ich unter der Dusche stand. Was ist passiert?«

»Da war so ein Typ im Fahrstuhl. Er hat mich nervös gemacht.«

Caleb steckte den Kopf aus der Tür und sah suchend den Flur

hinunter. »Wo?«

»Schon gut, vergiss es. Komme ich ungelegen?«

Caleb sah auf das tief sitzende Handtuch um seine Hüften hinunter und lächelte mich dann an. »Kommt drauf an, wie man es betrachtet.«

Ich nutzte die Gelegenheit, um ihn zu begutachten. Ganz und gar nicht übel. Wasser tropfte ihm aus dem Haar und rann an seiner Brust hinunter, und ein Klecks Rasierschaum hing an seinem rechten Ohr. Mein Blick wanderte

südwärts zu den Hügeln und Tälern seines Bauches, und ich zählte die Muskeln, die sich reliefartig unter seiner Haut abzeichneten. Er sah nicht aus wie ein Gewichtheber und wäre auch nicht als

Unterwäschemodel durchgegangen, aber er hatte wirklich was, und die Proportionen stimmten. Seine Haut hatte einen gesunden Beigeton, und er sah nicht mehr aus wie ein wandelnder Leichnam. Er musste kürzlich getrunken haben, und Capone konnte nun von etwas

anderem zehren als von seinem Wirt.

Ich prüfte schnell, ob ich sabberte, wickelte ich seinem wölfischen Grinsen aus und stürzte an ihm vorbei ins Zimmer. Caleb machte sich nicht die Mühe, beiseitezutreten, sondern ließ absichtlich zu, dass unsere Körper sich streiften. Seifenduft stieg von seiner Haut auf, und mein Pullover wurde vorn ganz nass, als ich mich an ihm vorbeischob.

Calebs Zimmer war eigentlich eine riesige Suite mit einem Fenster, das sich über die gesamte linke Wand

erstreckte und den Blick auf den Swimmingpool darunter freigab. Es war schön eingerichtet, aber es fiel mir schwer, die schicken Art-déco-Möbel und die hellen Farben richtig zu würdigen mit den ganzen Koffern, Kisten und Calebs Musikbibliothek dazwischen. Ich hatte angenommen, dass er zumindest die Hälfte seines Krams zusammen mit den heil gebliebenen Möbeln irgendwo eingelagert hatte, bis sein Haus wieder bewohnbar war. Sein Langbogen und die Ersatzpfeile hielt

ich nicht unbedingt für
überlebensnotwendig, aber jedem
das Seine.

Anscheinend war ich plötzlich in
einem Club gelandet, ohne es zu
merken. Elektronische Rockmusik
kam aus einem der Schlafzimmer im
hinteren Teil der Suite – irgendeine
trendige, obskure europäische Band,
wie sie nur Caleb zu schätzen
wusste. Auch wenn er ein echter
Musiksnob war, hatte er doch einen
erlesenen Geschmack und war
ziemlich erfolgreich als DJ, wenn er

sich dahinterklemmte.

Ich ging ein paar Stufen hinunter in den Wohnbereich und ließ mich auf eins der roten Sofas fallen.

»Bisschen protzig für deine Verhältnisse«, kommentierte ich.

»Ja, ich war erst in dem Motel ein paar Blocks weiter, aber ich wurde hierher umquartiert.«

»Umquartiert? Warum?«

»Als ich dich zur Schule gebracht hatte, traf ich in meinem Zimmer auf einen Haufen Möbelpacker, die mein ganzes Zeug herbrachten. Evangeline

hat das veranlasst – ohne vorher Bescheid zu sagen oder so. Sie hat die ganze oberste Etage gemietet für ihren Besuch in der Stadt. Sie will ihre Schäfchen alle zusammenhalten.«

»Und dich und deine Brüder an der kurzen Leine«, ergänzte ich.

Caleb schnippte mit den Fingern und gab damit ein total absurdes Bild ab: ein bleicher weißer Typ, der nur mit einem Handtuch bekleidet total abgeht zur Musik. Das Traurige daran war, dass er

richtig gut war.

»Ich bezahle nichts dafür, daher macht es mir nichts aus, ein Gefangener im goldenen Käfig zu sein«, sagte er. »Michael und Haden haben die beiden Räume da drüben und ich das große Schlafzimmer.«

Auf dem Weg ins besagte Zimmer legte er ein paar Tanzschritte ein. Als Jüngster konnte Caleb seine Brüder nur selten übertrumpfen, da zählte jeder kleine Sieg.

Der Gedanke an das dynamische Duo führte mich zu meiner nächsten

Frage: »Wo stecken Michael und Haden überhaupt?«

»Sie wollten was erledigen, aber sie kommen heute Abend noch zurück«, rief Caleb aus seinem Zimmer.

Ich reckte den Hals, um seine Schlafzimmertür im Blick zu haben.

»Was denn erledigen?«

»Haben sie nicht gesagt. Wahrscheinlich Bier besorgen. Die Auswahl hier vor Ort schmeckt ihnen nicht besonders. Sie trinken nur Smithwick's und Beamish.«

Durch den Türspalt sah ich ein weißes Handtuch zu Boden fallen, und meine Gedanken schweiften in verbotenes Terrain ab. Noch nie hatte es sich so verdorben angefühlt, auf Wäsche zu starren.

»Und, was bringt dich in meine wenig bescheidene Hütte? Weiß deine Mom, dass du hier bist?«, fragte er.

»Wer? Ach so. Nein, ich wollte nur kurz vorbeikommen und dir sagen, dass deine Fahrdienste nicht mehr benötigt werden. Ich habe mein

neues Auto.«

»Super. Ich bin es wirklich nicht gewöhnt, um sieben aufzustehen. Ein Mann braucht seinen Schönheitsschlaf.« Er kam wieder ins Zimmer und zog sich ein graues T-Shirt über den Kopf.

Mein Blick wanderte zu seinen abnorm langen, dick bandagierten Füßen. Er war aus dem Krankenhaus entkommen und barfuß sechs Meilen zu seinem Haus gelaufen, als Capone seine feindliche Übernahme gestartet hatte. Wenn jemand den

Schaden kannte, den ein eigenwilliger Geist anrichten konnte, dann Caleb. Also war ich hier genau richtig.

Ich schlug die Beine unter und machte es mir bequem, bevor ich zum eigentlichen Grund meines Besuches kam. »Ich wollte dich was zu deinem Blackout fragen. Hat sich das so angefühlt, als hättest du Gedächtnislücken oder als wärst du bewusstlos?«

Er setzte sich zu mir aufs Sofa, achtete jedoch darauf, dass

genügend Abstand zwischen uns blieb. »Warum fragst du?«

»Erzähl's einfach, mir zuliebe«, sagte ich.

Sein Blick wanderte zum anderen Ende des Zimmers, während er überlegte. »Nein. Es war eher wie eine Art Déjà-vu, so ein Gefühl wie bei *Und täglich grüßt das Murmeltier*, als hätte ich denselben Tag schon mal erlebt. Ich fahre zur Arbeit, aber das Wetter ist anders – die Sonne scheint. Ich trage ein anderes Shirt, und im Radio kommt

ein anderer Song. Dann steige ich aus dem Auto, und es schneit. Ich trage meine Arbeitsklamotten, und in meinem Auto ist eine üble Delle. Du sagst, dass dir immer Zeit verloren geht, aber bei mir gab es keinen Zeitsprung. Ich weiß nur, dass ich das nicht noch mal erleben möchte.«

»Vielleicht erlebst du eine andere Art von Blackout. Vielleicht hast du geträumt, und dir wurden Erinnerungen eingepflanzt, wie in diesem Film mit DiCaprio.«

Er sah mich skeptisch an. »Ja, klar. Na ja, ich tappe da genauso im Dunkeln wie du, und ehrlich gesagt, mich überrascht nichts mehr, was mit unserer Situation zu tun hat.« Caleb streckte sich und legte einen Arm auf die Sofalehne. »Darf ich den Zeugenstand jetzt verlassen, Frau Rechtsanwältin?«

»Noch nicht. Ich versuche, etwas herauszufinden.« Als ich ihm von Malik Davis' oder vielmehr von Tobias' Verschwindetrick und dem verlassenen Wagen am Parkway

erzählte, verstand er endlich, warum ich so durcheinander war. Da wir alle drei miteinander verbunden waren – ein echt kranker Witz des Schicksals übrigens –, konnten wir an verschiedenen Orten identisch reagieren. Caleb hatte ein Alibi, aber wo war ich während des Zusammenstoßes gewesen?

»Himmel, Caleb, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr mich das nervt. Mir fehlen zwei Stunden meines Lebens, und ich bekomme keine Antwort von Lilith. Sie will

mir nicht mal die Sache mit dem An-die-Decke-Klettern erklären. Du hattest recht, sie war traumatisiert und verängstigt, aber sie versteckt ihre Gefühle vor mir.« Ich griff nach meiner Tasche auf dem Boden, wühlte darin herum und gab ihm die Botschaft, die Lilith mir geschrieben hatte.

Caleb überflog die Karteikarte, zog eine Grimasse und gab sie mir zurück. »Na, wenigstens reimt es sich nicht.«

»Haha. Sie ist total außer

Kontrolle, und ich habe keine Lust mehr auf Ratespielchen. Ich glaube, mein Blackout hat etwas mit Tobias' Verschwinden zu tun. Er verfolgt mich, ich zwinkere einmal, und puff, ist er weg. Ich habe seine Gegenwart den ganzen Tag nicht gespürt. Du?«

Er schüttelte den Kopf und fragte dann in einem Tonfall, der vor Bitterkeit triefte: »Vermisst du ihn?«

»Ich vermisse nur die Fähigkeit, meine eigenen Entscheidungen zu treffen«, antwortete ich ebenso säuerlich.

»Sam, du bist immer noch neu in der Cambion-Welt. Du wirst dich oft fühlen, als seist du nicht du selbst, aber du bist immer noch du. Lilith ist nur eine Beifahrerin. Lass sie nicht ans Steuer.« Seine Stimme umfing mich, warm und mächtig. Der Klang und seine Gegenwart machten mir die Lider schwer. Ich wollte ihn so gern küssen ...

Ich schüttelte die Benommenheit ab und wollte gerade antworten, als ein Klopfen die Stille durchbrach. »Zimmerservice«, rief eine Stimme

mit starkem Akzent.

Caleb sah erst mich an und dann zur Tür. »Sam, äh, ich glaube, es ist gerade keine so gute Idee, dass du hierbleibst. Ich wollte gerade essen, bevor du kamst.«

»Macht mir nichts aus«, beharrte ich. »Ich brauche wirklich deine Hilfe bei dieser Blackout-Geschichte. Was hast du bestellt?«

»Vietnamesisch«, antwortete er und ging zur Tür.

Als die Frau ins Zimmer trat, dämmerte mir, dass er nicht die

asiatische Küche gemeint hatte. Sie war jung und klein und hatte das schwarze Haar zu einem Knoten am Hinterkopf zurückgebunden. Sie trug das typische Zimmermädchen-Outfit, schneeweiß und gestärkt mit dazu passenden Turnschuhen. An der Art, wie sie zu Boden blickte und den Stapel gefaltete Handtücher wie einen Schild vor der Brust umklammert hielt, erkannte man sofort, wie unbeholfen sie Männern gegenüber war.

Caleb führte sie in den

Wohnbereich und bat sie, sich zu setzen. Sie gehorchte bereitwillig, und ich sah, dass ihre Folgsamkeit nichts mit ihren Pflichten den Hotelgästen gegenüber zu tun hatte. Ein flüchtiger Blick aus dem Augenwinkel genügte, und schon gehörte sie ihm.

Er kniete sich vor sie und löste die Handtücher aus ihrer Umklammerung. »Geh ruhig, wenn du willst, Sam. Ich weiß, wie du bist, wenn das geschieht«, warnte er mich über die Schulter. »Ich hatte

schon bestellt, bevor du vorbeikamst. Ich hatte dich nicht erwartet.«

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Platz herum. Diese Art von Zimmerservice wurde ganz sicher nicht in der Hotelbroschüre erwähnt. Ich fühlte mich sehr unwohl in meiner Haut, und es war wenig hilfreich, dass Caleb diese arme Frau als Menüpunkt auf einer Speisekarte betrachtete.

»Äh, Caleb, kann ich mal eine Sekunde mit dir reden?« Ich stand

auf und marschierte in den kleinen Küchenbereich. Caleb folgte mir leise fluchend.

Als wir in der Küche ungestört waren, fuhr ich ihn mit geballten Fäusten an. »Hast du den Verstand verloren? Ruiz hat gesagt, das darfst du nicht.«

Er lehnte sich gegen die Arbeitsplatte, eindeutig verärgert, dass ich seine Mahlzeit unterbrochen hatte. »Ruiz ist nicht hier, und ich kann mich nicht zu Tode hungern. Das würde nur noch mehr Probleme

verursachen, auf die wir alle nicht gefasst sind. Das solltest du doch am besten wissen.«

»Gut, dann ...« Ich schüttelte meine Jacke ab und schob die Pulloverärmel hoch. »Trink von mir. Das ist sicherer.«

Sein Blick wanderte von oben bis unten über meinen Körper, doch er erwog die Möglichkeit nur eine Sekunde lang, bevor er wegsah. »Nein, ist es nicht. Ich hätte dich gestern Abend nicht von mir trinken lassen sollen. Versteh das nicht

falsch. Capone will, dass du seine Gefährtin wirst, und ich will das auch. Wenn ich einmal anfangen werde ich nicht mehr aufhören können, und ich will nicht riskieren, bei dir zu weit zu gehen. Wir gehen die Verbindung zu unseren eigenen Bedingungen ein und nicht zu denen von jemand anderem.«

»Und bis es so weit ist, gehst du einfach auf das Reinigungspersonal los«, hielt ich dagegen.

Caleb seufzte gereizt. »Mit Fremden ist das anders. Ich bin nicht

mit ihnen verbunden. Ich habe keine emotionale Bindung zu ihnen, und keine führt mich in Versuchung wie du. Sie ist nicht die erste Spenderin heute, und sie wird nicht die letzte sein. Ich weiß, was ich tue.«

Es gab noch mehr Frauen? Ging's noch? »Hör mal, ich verstehe ja, dass du Hunger hast, aber —«

»Ich kann dich nicht haben, Sam, nicht so, wie ich es brauche, also muss ich mich mit der nächstbesten Lösung zufriedengeben. Im Moment reicht das.«

Ich verschränkte die Arme über der Brust und wich nicht von der Stelle. »Schön. Dann bleibe ich eben hier und passe auf, dass du es nicht übertreibst.«

»Wie du willst, aber ich spüre einen ernsthaften Mangel an Vertrauen in dieser Beziehung«, sagte er mit einem spöttischen Grinsen, bevor er die Küche verließ. Er kehrte zum Sofa zurück, wo das brave Zimmermädchen wie befohlen wartete.

Er setzte sich neben sie und zog

sie sanft an sich. Unter beruhigendem Flüstern griff er der Frau in den Nacken, und sie legte ihren Kopf erwartungsvoll und bereitwillig nach hinten. Diese Reaktion kannte ich gut. Ich hatte jedes Mal eine Gänsehaut bekommen, wenn er mich ansah, wenn er mich näher zu sich lockte. Ich erinnerte mich an die Wärme seines Mundes, der über meine Haut tanzte und nippende Küsse auf meinen Hals setzte.

Ich hätte mir das nicht ansehen

sollen. Es war auf vielerlei Art falsch und zwang mich, die Dynamik unserer schicksalhaften Verbindung noch mal zu überdenken. Würden wir zu einem dieser komischen Swingerpärchen werden, die bei Dinnerpartys die Partner tauschen? Ich hätte das unterbrechen, Caleb den Kopf waschen und der Frau sagen sollen, sie möge um ihr Leben rennen, aber meine Füße waren wie festgewachsen.

Außerdem sah es wirklich köstlich aus, als würde ich jemandem

zuschauen, der einen saftigen Burger mit allen Extras verspeiste und mich nicht einmal abbeißen ließ. Ich kam gerade vom Abendessen mit meinem Vater, aber Lilith wälzte und wand sich in mir, als hätte ich seit Tagen nichts gegessen.

Das Zimmermädchen erwiderte den Kuss, bog den Rücken durch und legte den Kopf nach hinten wie die Heldin auf dem Cover eines Liebesromans. Sie verkrallte sich in sein Hemd und sein Haar in dem verzweifelten Versuch, ihm noch

näher zu kommen. Ihre Lippen teilten sich, und ein silbriger Lichtfaden verschwand in seinem Mund. In dem Augenblick, als er ihn einatmete, traf ein eiskalter Stoß meinen Magen, und meine Knie gaben nach. Ich stützte mich an der Wand ab, umklammerte meine Taille und versuchte, das schwere Atmen zu überhören, das vom Sofa kam.

»Caleb, das reicht. Überprüf ihren Puls.« Ich fasste es nicht, dass ich ihn in seinem Wahnsinn auch noch

unterstützte. Ich war echt krank, ich fand es merkwürdig aufregend, meinem Freund dabei zuzusehen, wie er von einer anderen trank. Ich schämte mich zu sehr deswegen, um weiter darüber nachzudenken. Im Innersten waren wir eben doch Inkuben und Sukkuben, und nicht einmal jahrhundertelange Anpassung konnte das verwässern.

Zuerst schien er mich nicht zu hören, aber seine Finger tasteten nach der Kuhle an ihrem Hals. Als er ihren Puls spürte, riss er plötzlich

die Augen auf und schoss heiße violette Strahlen in meine Richtung. Er starrte mich ausdruckslos an, ohne mich wirklich wahrzunehmen. Er sah nur die machtvolle Lust, die ihn blind machte. Er zog die Hand unter dem Nacken der Frau weg, und sie fiel wie ein nasser Sack in die Sofakissen.

Caleb stand auf und kam auf mich zu, langsam und zielstrebig. Er hatte noch nie so gefährlich ausgesehen, so wild, und das Zittern, das plötzlich meinen Körper erschütterte,

war keine Furcht, sondern Erwartung. Er starrte mich weiter an, als sei ich eine Glasscheibe, und sein intensiver Blick nagelte mich fest. Kurz bevor er mich über den Haufen rannte, bog er nach rechts zur Spüle ab. Verblüfft sah ich zu, wie er eine kleine Flasche Orangensaft aus dem Minikühlschrank nahm und die Schachtel mit Aspirin von der Küchentheke schnappte.

Den Saft in der Hand schüttelnd, ging er zum Sofa zurück, wo die

Frau immer noch lang hingestreckt auf dem Rücken lag und nach Luft schnappte. Er setzte sie auf und reichte ihr Saft und Tabletten. Er überprüfte ihren Puls am Handgelenk, während sie jede Tablette mit einem Schluck Saft hinunterspülte. Zwischendurch dankte sie ihm sowohl auf Englisch als auch in ihrer Muttersprache. Ihre Augen waren glasig, sie war den Tränen nahe.

Im Zimmer wurde es still, als er darauf wartete, dass sie wieder zu

Kräften kam, doch wir wussten beide, dass die Frau nach heute Abend nie wieder dieselbe sein würde. Ein Teil ihres Lebens, ihrer Geschichte befand sich nun in Calebs Besitz. Sie würde morgen mit einer höllischen Migräne aufwachen und den Rest ihrer Tage damit verbringen, einem Hochgefühl hinterherzujagen, das sie nie wieder erlangen würde. Wir nahmen nicht nur Leben, wir machten auch das derjenigen kaputt, die unsere Berührung überlebten.

Als sie wieder stehen konnte, brachte er sie zur Tür und steckte ihr eine Zwanzigdollarnote in die vordere Kitteltasche. Wenigstens gab er ein ordentliches Trinkgeld.

»Bist du jetzt zufrieden?«, fragte ich ihn, als wir wieder allein waren.

Er lehnte sich mit geschlossenen Augen gegen die Tür. Noch immer zitterte er von dem Energieschub. Er glühte praktisch vor Kraft. »Und du? Ich hatte dir gesagt, was ich vorhabe, aber du musstest ja unbedingt bleiben. Wie immer, du hörst ja nie

auf mich. Es ist Nahrung, und ich muss nun mal essen.«

»Ja, aber musst du gleich dermaßen rangehen? Du musst doch nicht direkt von ihr trinken.«

Violettes Licht strahlte durch seine halb geöffneten Lider. »Kritisierst du jetzt schon meine Tischmanieren?«

»Nein, ich sage ja nur –«

»*Was* sagst du, Sam?« Er stieß sich von der Tür ab und kam mir bis in die Mitte des Zimmers entgegen. »Wir sind Cambions. Wir ernähren

uns von menschlicher
Lebensenergie. Nichts, nicht mal
unsere Verbindung, wird daran
etwas ändern. Es ist nichts
Persönliches dabei, jedenfalls nicht
von meiner Seite aus. Ich betrüge
dich nicht.«

»Oh bitte, deine Treue ist das
Letzte, woran ich gerade denke«, log
ich. »Dein Speiseplan dagegen ist
eine ganz andere Geschichte. Du
weißt doch, was passiert, wenn du
zu viel und zu oft trinkst, warum tust
du es dann also?«

»Der Krankenhausaufenthalt hat mich viel Energie gekostet, und ich muss wieder zu Kräften kommen und mir zurückholen, was ich verloren habe.«

»Auf die Gefahr hin, dass Ruiz dich erwischt? Auf die Gefahr hin, dich in einen Inkubus zu verwandeln? Und du erzählst *mir*, ich muss meinen Geist unter Kontrolle kriegen. Leg du deinen erst mal an die Leine.« Ich marschierte zur Tür und rempelte ihn dabei mit dem Arm an.

Meine Hand lag schon auf dem Türknauf, als er mir hinterherrief:
»Sam, warte.«

Ich wirbelte herum. »Was?«

Er trat vor und streckte die Hand aus, an der mein Rucksack baumelte. »Vergiss den nicht.«

Ich entriss ihm den Rucksack und stürmte aus dem Zimmer. Ich bereute es, überhaupt hergekommen zu sein.

Siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig!« Ich brach auf dem Boden zusammen und starrte asthmatisch pfeifend an die Decke. Meine Bauchmuskeln brannten und krampften, mein verschwitztes T-Shirt klebte mir am Körper, ich roch widerlich, aber ich fühlte mich großartig. Sport war ein wunderbares Ventil für

Aggressionen, und nichts war besser geeignet als Tae Bo. Ich boxte und kickte über eine Stunde lang und stellte mir dabei vor, wie meine Faust nicht in die Luft schoss, sondern in Calebs Gesicht.

Die kleine Show in seinem Zimmer hatte mich richtig wütend gemacht, und auf der Heimfahrt hatte ich geflucht wie ein Droschkenkutscher. Jede Wiederholung des Zwischenfalls vor meinem inneren Auge machte mich noch wütender, aber ich konnte nicht so recht sagen,

warum. Ich hatte zwei Möglichkeiten: Entweder rollte ich mich zusammen und heulte die ganze Nacht, oder ich steckte die Energie in etwas Konstruktives, also entschied ich mich für ein spätabendliches Work-out.

Außerdem hatte Mia mit ihrem kleinen Seitenhieb auf meine Rettungsringe einen wunden Punkt getroffen. Mein Schulpsychologe würde sagen, sie hatte nur ihre Gefühle ausgelebt, aber die Wahrheit kam oft in Momenten der

Wut ans Licht. Wie dem auch sei, es war an der Zeit, vom Esstisch aufzustehen und wieder fit zu werden. Nur weil ich ein übernatürlicher Männermagnet war, durfte ich mich noch lange nicht gehen lassen. Schließlich hatte ich einen Freund, für den ich hübsch aussehen wollte. Zumindest hatte ich das gedacht.

Ich öffnete das Fenster zum Lüften, denn in meinem Zimmer müffelte es inzwischen wie in einer alten Sportsocke. Während ich mich zum

Duschen auszog, wurde es dunkel um mich. Der Strom fiel aus und mit ihm all die schwachen elektrischen Hintergrundgeräusche. Ich konnte die Straßenlaternen draußen sehen, also war nur unser Haus betroffen. Normalerweise wäre ich vor Angst gestorben, aber da das schon zum dritten Mal heute Abend passierte, war ich nur sauer.

Ich riss die Tür auf und schrie in den Flur: »Mom!«

»Tut mir leid, Schatz! Eine Sekunde!«, rief sie von unten.

Ich schlüpfte hastig in meine Kleidung, tastete mich an der Wand entlang und verließ mich auf meine Erinnerung und die Gewohnheit, um nach unten zu finden. »Was machst du da?«, fragte ich.

»Ich versuche bloß, diese Lichterkette zum Leuchten zu bringen. Eine der Birnen ist kaputt, und jetzt funktioniert das ganze Ding nicht.« Mom stand an der Eingangstür mit einer Lichterkette und einem Fernglas in der Hand.

Ich stöhnte und ging zur Tür. Sie

war also im dritten Stadium des Weihnachtswahns angelangt.

Phase drei: der Vorgarten.

Mom machte keine halben Sachen. Wenn etwas also blinkte, piepte oder glitzerte, stand es wahrscheinlich in unserem Garten und blendete die Vorbeifahrenden. Da sie sich dieses Jahr etwas Dezenteres vorgenommen hatte, musste sie sich einschränken, und das machte sie verrückt. Dass sie von der Idee des perfekten Weihnachtsfestes besessen war, kam

aber mir und meiner heißen Dusche in die Quere, und das ging einfach gar nicht. »Mom, du musst damit aufhören. Mach dich mal locker.«

»Psst!« Sie trat auf die Veranda und ließ die Wärme aus dem Haus entweichen, um die Nachbarn auf der anderen Straßenseite auszuspionieren. Mit dem Fernglas vor den Augen, machte sie sich ein Bild von der Konkurrenz. »Sieh sie dir an. Die finden sich ja so toll mit ihren Halogenlichtern und der Surroundanlage.«

Ich folgte ihrem Blick in den Garten gegenüber. Er war immer perfekt gepflegt und blieb das ganze Jahr über grün, und ich musste zugeben, dass ihre Deko ziemlich beeindruckend war. Das Jesuskind und seine Leute standen auf dem Rasen und wurden aus dem Krippeninneren sanft erleuchtet. Ein Paar zwei Meter fünfzig große Engel bewachten die Szene. Ihre Heiligenscheine blinkten im Takt zu *Stille Nacht*. »Die Cunninghams haben dieses Jahr auch ein neues

Motto«, bemerkte ich.

»Eine Krippe. Wie originell«, höhnte Mom. »Ganz plötzlich beschließen sie, was Neues zu machen. Haben die unser Telefon abgehört oder was?« Sie sah wieder durchs Fernglas. »Sie werden nicht gewinnen. Nicht dieses Jahr. Oh, verdammt, ich glaube, sie hat mich gesehen! Duck dich, Schätzchen!« Mom tauchte hinter dem Verandageländer ab.

Ich weigerte mich, sie in ihrem Wahn auch noch zu bestärken, und

winkte unserer Nachbarin zu wie ein normaler Mensch. »Hi, Mrs Cunningham!«

Die schlanke Brünette mit ihren flauschigen Ohrwärmern und dem hautengen Schneeanzug, in dem sie aussah wie ein Skihäschen, hielt auf ihrem Weg zum Wagen inne. Sie war das, was Mom häufig als Trophäenweibchen bezeichnete, weil sie zwanzig Jahre jünger war als Mr Cunningham und häufiger unter dem Messer gelegen hatte als ein Truthahn zu Thanksgiving.

»Hallo, Samara. Ihr scheint Probleme mit dem Strom zu haben. Kommt ihr zurecht?«, fragte sie.

»Ja, nur eine rausgesprungene Sicherung. Muss gleich mal zum Sicherungskasten.«

Sie betrat den Rasen und kam ein paar Schritte näher. »Julie? Julie, bist du das?«

Mom fluchte leise und kam aus ihrem Versteck. »Debra, hi! Wie geht's?«, rief sie gespielt fröhlich.

»Oh, mir geht es prima, danke. Wie ich sehe, habt ihr auch ein

neues Motto. Minimalismus, verstehe. Sehr hübsch, und so praktisch, wenn man auf den Geldbeutel achten muss«, sagte Mrs Cunningham mit einem so breiten Lächeln, dass es bis auf die andere Straßenseite zu sehen war.

»Ja, aber weniger ist mehr, weißt du.« Mom warf den Kopf in den Nacken und lachte sehr laut und sehr künstlich. Sie winkte der Nachbarin lächelnd zu und stieß dabei durch die Zähne: »Ich hasse dich.«

»Ähm ... also, ich geh mal das Licht wieder anmachen.« Ich überließ Mom ihrer Besessenheit und ging in die Küche. Als ich die Sicherung wieder einschaltete, erwachte das Haus mit lauter Radiomusik, blinkenden Digitaluhranzeigen und dem leisen Brummen der elektrischen Geräte wieder zum Leben.

Nachdem das erledigt war, ging ich wieder nach oben und duschte, wobei Caleb sich weiterhin in meine Gedanken drängte. Ich konnte es

immer noch nicht fassen, dass er von einer Frau getrunken hatte, während ich im selben Zimmer war. Oder vielmehr, ich konnte es nicht fassen, dass ich dabeigeblieben war und zugeschaut hatte. Sie waren ja nicht nackt gewesen oder so, aber die ganze Geschichte war so pervers, als sei es so gewesen.

Vielleicht interpretierte ich da mehr rein, als ich sollte. Einem Menschen die Lebenskraft auszusaugen, musste ja nichts Persönliches sein. Caleb schien

keinerlei Schwierigkeiten damit zu haben, seine Gefühle ein- und auszuschalten, was also war mein Problem? Es war doch nur Nahrung, oder?

Ich trocknete mich ab und ging mit einem frisch gefassten Entschluss in mein Zimmer zurück: ein bisschen lockerer zu werden und mich nicht dauernd über Kleinigkeiten aufzuregen. Ich hatte es satt, die ganze Zeit auf der Hut zu sein und mir Sorgen zu machen, und das Motto der Cambions lautete

schließlich, das Leben zu feiern,
solange wir das konnten.

Während ich in der Schublade nach
einer Schlafanzug hose wühlte, ging
das Licht wieder aus.

»Mom!«, schrie ich.

Als ich keine Antwort bekam,
drehte ich mich um und bemerkte,
dass das Flurlicht unter meiner Tür
hindurchsickerte. Ich sah zum
Nachttisch hinüber, wo die roten
Leuchtziffern meines Weckers im
Dunkeln blinkten. Ich öffnete die
Tür und steckte den Kopf hinaus.

Alle Lichter im Haus brannten,
außer denen in meinem Zimmer.

Verwirrt trat ich zurück in mein
Zimmer und schloss die Tür.

Der Schrei, der darauf folgte, war
nicht weit zu hören. Mom kämpfte
wahrscheinlich immer noch draußen
mit der Lichterkette und den
Nachbarn. Aus dem Radio in der
Küche plärrten alte
Weihnachtslieder, die bestimmt
jeden Lärm übertönten, den ich
machte. Aber ich war mir ziemlich
sicher, dass der erstickte Laut eher

etwas mit der lederbehandschuhten Hand zu tun hatte, die auf meinem Mund lag.

Ein kräftiger Körper drückte sich gegen meinen Rücken – am Rasierwasserduft mit Holzaroma und den Bartstoppeln, die mir über die Wange kratzten, erkannte ich, dass es ein Mann war. Sein heißer Atem strich über mein Ohr, als er flüsterte: »Keine Angst!«

Dafür ist es verdammt noch mal zu spät, Kumpel!, dachte ich und versuchte, mich loszureißen. Ich

stieß ihn kräftig mit dem Ellbogen in den Magen und trat ihn mit der Ferse ans Schienbein.

»Samara! Hör auf! Ich bin's!«

Ich trat um mich und wand mich in seinem Griff. Meine Zähne versenkten sich in seinen Handschuh, bis sie seine Hand zu fassen bekamen, dann biss ich kräftig zu. Er jaulte und zog die Hand weg, und ich nutzte meine Chance zur Flucht. Ich verteilte wahllos Fauststöße im Dunkeln in der Hoffnung, ihn zu treffen.

»Mom! Hol die Knarre!«, schrie ich und streckte meinen Arm nach der Tür aus, aber ein Paar starke Arme umfassten erneut meine Taille und zogen mich zurück.

Ich schrie und strampelte weiter, hoffend und betend, dass Mom den Krach hören würde. Ich warf die Füße hoch, bis die Sohlen flach an der Tür lagen, und drückte mich dann mit aller Kraft, die meine Beine aufbringen konnten, nach hinten.

Die Wucht ließ ihn taumeln, und er stolperte über die Bücher und den

Krempel auf dem Boden. An diesem Abend war es mal von Vorteil, so schlampig zu sein, denn mein Zimmer wurde zur Todesfalle für jeden, der mit dem holprigen Gelände nicht vertraut war. Es folgte ein langer, ungeschickter Sturz zu Boden, und ich wehrte mich dabei die ganze Zeit gegen meinen Angreifer. Meine Hände und Füße waren überall, als wir über den Boden rollten. Meine Nägel verkrallten sich in seine Haut und seine Haare, aber so verzweifelt ich

auch kämpfte, er war einfach zu stark.

Er rollte sich auf mich, setzte sich auf mein Becken und hielt meine Arme über meinem Kopf fest. »Hör auf! Ich tue dir nichts. Ich bin's, Blümchen. Ich musste dich finden«, sagte er.

Ich hörte auf, mich zu wehren, und suchte sein Gesicht in der Dunkelheit. »Wie hast du mich genannt?« Nur eine Person nannte mich so, der Einzige mit messingfarbenen Augen. Die Farbe

veränderte sich gerade von Bronze zu Gold, als er hitziger wurde. Hätte ich noch Zweifel an seiner Identität gehabt, hätte Liliths Reaktion mir Gewissheit verschafft. Statt in meiner Magengegend zu kribbeln und Purzelbäume zu schlagen, schien sie vor Aggression zu knistern. Ich spürte, wie sie angriffslustig an die Oberfläche stieg, als hätten all ihre vergangenen Bemühungen, mit ihm zusammenzusein, keinerlei Bedeutung mehr. Mein Feind war

nun auch ihrer, und ich verstand ums Verrecken nicht, warum.

»Ich kann nicht lange reden, aber ich brauche deine Hilfe«, sagte er.

»Ich bin gefangen. Ich kann nicht raus. Du musst mich finden. Ich bin irgendwo in der Nähe hier eingeschlossen, aber ich kann mich nicht bewegen.«

»Was? I-Ich ...«

»Hör mir zu!« Er schüttelte mich, bis er meine volle Aufmerksamkeit hatte. »Du musst meinen Körper finden. Er ist schwach und wird

verfallen, wenn ich nicht in ihn
zurückkehre. Er wird sterben. Ich
habe nicht viel Zeit. Bitte,
Blümchen, hilf mir.«

»Dein Körper? Ich verstehe nicht.
Wenn dein Körper eingesperrt ist,
was sehe ich dann gerade an?« Das
war wirklich eine berechtigte Frage,
denn es war zu dunkel, um
irgendwas zu sehen, außer dem
vertrauten goldenen Glühen
natürlich, das mir in den Augen
wehtat.

Wie zur Antwort flog die Tür auf,

und aus dem Flur fiel Licht in mein Zimmer. Mom trat ein, ihren getreuen Louisville-Baseballschläger in der Hand und Mordlust in den Augen. Als sie den Mann über mir kauern sah, war das Ende der Welt nicht mehr fern. Der Himmel hatte die tödlichen Plagen auf die Erde gesandt, und sie waren direkt in meinem Zimmer gelandet.

Unter wildem Kriegsgeheul schwang Mom den Schläger und hätte ihm damit fast den Kopf von den Schultern gesäbelt. Der eine

Schlag war so hart, dass die Luft, die an meinem Kopf vorbeisauste, mich traf wie eine Ohrfeige. Der Mann knallte gegen die Wand neben dem offenen Fenster, durch das er wahrscheinlich eingestiegen war. Ich sprang auf und tastete nach dem Schalter der Nachttischlampe. Es klickte, und ich verstand, warum es so plötzlich dunkel geworden war. Er musste sie ausgeknipst haben, als ich nicht hinsah.

»Samara, geh runter und hol die Polizei. Sofort!«, befahl Mom und

zielte mit ihrem Schläger auf den Eindringling.

Auf keinen Fall würde ich sie hier allein lassen. Wie kam sie denn auf die verrückte Idee? »Mom, warte, du verstehst nicht –«

»Geh, Samara!«, ordnete sie an.

»Das ist Tobias!« Ich zeigte auf den schlaffen Körper.

Erst schien Mom meine Worte kaum zu registrieren, aber als es klick machte, sah sie mich an.

»Was? Wie ist er hier reingekommen?«

»Durch das Fenster, nehme ich an.«

Sie starrte auf das offene Fenster und dann wieder zu mir. »Du hast gesagt, geweihtes Öl hält Inkuben draußen. Wie ist er reingekommen?«

Gute Frage, und nicht die einzige, auf die ich keine Antwort hatte. Wir schauten beide zu dem bewusstlosen Mann auf dem Boden. Bei genauerer Betrachtung sah er überhaupt nicht aus wie Tobias, aber sein Gesicht kam mir trotzdem sehr bekannt vor. Der massige Körperbau, der

Rollkragenpulli – es war der unheimliche Typ aus dem Aufzug von vorhin.

Verschiedene Möglichkeiten rasten wie eine Maschinengewehrsalve durch meinen Kopf. Vielleicht hatte ihn die Cambion-Anziehung überwältigt, und er war mir nach Hause gefolgt. Aber das würde nicht erklären, warum er goldene Augen hatte oder warum er mich »Blümchen« nannte. Das war Tobias' Kosenamen für mich, und niemand sonst kannte ihn. Vielleicht

spielte Tobias wieder mal Chamäleon und hatte sich als dieser arme Kerl ausgegeben, aber das würde nicht erklären, wie er den Schutzschild um mein Haus durchbrochen hatte. Meine Gedanken liefen im Kreis und kehrten wieder zur Ausgangsfrage zurück: Wie war er unbemerkt hereingekommen?

Ich trat vor und stieß mit dem Fuß an seinen Fuß, der schlaff wieder zurückfiel. Der Typ war komplett weggetreten und würde so bald auch

nicht wieder aufstehen.

»Geh weg von ihm! Wir wissen nicht, was er vorhat.« Mom zog mich hinter sich.

»Irgendwas stimmt da nicht«, sagte ich. Wie um meine Bemerkung zu unterstreichen, bewegte sich der Mann.

Mom und ich kreischten gleichzeitig los und drückten uns an die Wand. Im selben Augenblick klingelte mein Handy, was uns zu noch lauterem Kreischen veranlasste. Ich bewegte mich

zentimeterweise auf den Schreibtisch zu und schnappte mir das Handy. Ich wusste, wer dran war. Zweifellos konnte er meine Bedrängnis fühlen und wollte hören, was los war. All meine Probleme mit Caleb erschienen plötzlich unbedeutend, und in diesem Augenblick seine Stimme zu hören, war für mich die reine Erlösung.

»Sam, wo bist du? Was ist los? Warum hast du Angst?« Caleb feuerte Fragen ab wie ein Maschinengewehr, und bei jeder

wurde seine Stimme etwas höher.

»Er ist hier. I-Ich weiß nicht wie, aber ...« Ich sah zu dem Mann auf dem Boden hinunter, der noch immer zitterte. Seine Brust bewegte sich stoßweise auf und ab, und sein Bauch zog sich zusammen, als würde er sich gleich übergeben. Dieser Mann brauchte offensichtlich Hilfe, aber ich konnte ihn nur entsetzt anstarren.

»Sam! Rede mit mir! Was ist los? Wer ist bei dir? Sam, kannst du mich hören?«

Der Rumpf des Mannes hob sich in die Luft, bis nur noch seine Schultern und Füße auf dem Boden ruhten. Sein Kopf drehte sich zur Seite, und sein Mund öffnete sich leicht wie zum Gähnen. Er sog aber keine Luft ein, sondern es kam etwas heraus. Zuerst wenig, wie ein Speichelfaden, der aber schnell zu einer tintenschwarzen Fontäne wurde. Ich musste einige Male zwinkern, bis ich verstand, dass das kein Blut war und auch keine Flüssigkeit, sondern Rauch.

Ich umklammerte das Telefon in meiner Hand so fest, dass es fast zerbrach, während Caleb ankündigte: »Ich komme rüber! Bleib, wo du bist!«

»Samara, lauf! Hol die Polizei!« Mom kroch auf die Tür zu, ohne den Mann aus den Augen zu lassen.

»Sam, ich bin so schnell da, wie ich kann. Nicht bewegen«, sagte Caleb.

»Los, raus hier!«, schrie Mom, während Caleb gleichzeitig befahl: »Bleib dort!«

»Könnt ihr euch jetzt mal entscheiden!«, schrie ich beide an.

Inzwischen sammelte sich die dunkle Substanz in einer Lache um den Kopf des Mannes. Sie strömte immer weiter aus seinem Mund, ergoss sich über sein Gesicht und sickerte in den Teppich. Nach gefühlten vierundzwanzig Stunden verließ der letzte Hauch des unheimlichen Nebels den Mund des Mannes und bewegte sich dann von ihm fort. Wie eine lebendige Wolke tanzte er erst über verschiedene

Gegenstände um den Mann herum und kroch dann die Wand zum Fensterbrett hoch.

»Sam!! Sag mir, was da los ist!«, schrie Caleb wieder durch das Telefon.

Die Luft in meinem Zimmer geriet in Bewegung, und Papier und andere Kleinteile flatterten um uns herum. Es schnürte mir den Hals zu, als ich sah, wie dieses Ding an meinem Fenster hochglitt. Einen langen Augenblick hockte es auf dem Fensterbrett, verschmolz mit der

Aussicht und verschluckte alles Licht und alle Materie in seinem Umkreis. Das Ding selbst war die vollkommene Abwesenheit von Licht, ein Portal, das sich zu unserer Dimension hin geöffnet hatte. In seinem Inneren wirbelte und drehte es sich auf dieselbe Weise, wie ein schwarzes Loch, das eine Galaxie ihrer Sterne beraubt. Tief im Auge dieses Sturms durchbrach ein winziger ockerfarbener Lichtpunkt die Dunkelheit. Er pochte wie ein Herz in einem unregelmäßigen

Rhythmus.

Das Ding, wundersam und Furcht
einflößend wie in einem Traum,
schien zu atmen und in einer
Daseinsebene Platz einzunehmen, in
der es nichts verloren hatte. So
schön es aussah, ich hatte keinen
Zweifel daran, dass jede Menge
Böses in ihm steckte und dass jeder,
der direkt hineinsah, von ihm
verschlungen werden würde. Und
doch konnte ich nicht wegsehen,
konnte mich nicht bewegen und
brachte kaum ein Wort heraus. Ich

war nicht die Einzige, auch Mom stand ganz benommen mitten im Zimmer.

»Tobias«, flüsterte ich.

Es war kein irdisches Wesen, doch es hörte mich und verstand seinen Namen. Es war kein Mensch mit einem Mund und einer Zunge, doch es sprach mit der Stimme vieler Menschen. Tausende von ihnen, die meisten weiblich, verschmolzen zu einem einzigen Schrei voller Qualen. Zuerst war er leise wie ein Flüstern, doch er wurde rasch lauter, und der

goldene Lichtfleck vibrierte wie ein Kehlkopf mit jeder Veränderung im Klangfluss. Von allem, was in den schrecklichen letzten Minuten passiert war, waren es diese Stimmen, die mir das Blut in den Adern gefrieren ließen. So viele Leben. So viele Opfer.

»Finde mich«, sagte es immer wieder, und die tiefe Stimme ließ den Boden unter uns erzittern. In einer Explosion von Klängen und zerbrochenem Glas verschwand es in die Nacht und nahm mein halbes

Fenster und jede Hoffnung auf gesunden Schlaf mit sich. Ich fand bald heraus, dass das nicht alles war, was es mitgenommen hatte.

Im Zimmer war es wieder still. Mom und ich starrten auf die Glasscherben und den Mann, der reglos auf dem Boden lag. Er hatte eine merkwürdige Haltung eingenommen, mit angezogenen Beinen und völlig verdrehten Gelenken, wie eine lebensgroße Puppe, die man achtlos in die Ecke geworfen hatte. Seine Augen waren

geschlossen, und ich sah, dass er nicht mehr atmete. Seine bleichen Wangen und Augen waren eingesunken, seine Haut so trocken und durchsichtig wie die abgestreifte Haut einer Schlange. Der letzte Rest Lebensenergie war dem Körper dieses Mannes entrissen worden, und innerhalb von Sekunden begann er zu verfallen.

»Was ... zum Teufel ... war das?«, fragte Mom, die sich immer noch nicht rühren konnte.

Ich antwortete nicht sofort. Ich

versuchte immer noch, alles auf die Reihe zu kriegen, oder vielmehr, mich davon zu überzeugen, dass das, was ich gesehen und gehört hatte, wirklich passiert war. Es war so vieles gleichzeitig gewesen: eine Warnung, ein Notruf und ein Blick in meine Zukunft, wenn ich Lilith nicht unter Kontrolle bekam. Es war der Verfall von etwas Heiligem, ein Verbrechen gegen Natur und Menschlichkeit, und das alles im Namen der Unsterblichkeit.

Ich merkte nicht, dass ich weinte,

bis die Tränen schon halb meine
Wangen hinuntergelaufen waren. Ich
wischte mir das Gesicht mit dem
Handrücken ab und sagte: »Das war
Tobias' Seele, Mom.«

Okay, jetzt überlegen wir mal, wie viele Menschen schon in diesem Haus gestorben sind«, begann Mom, einen Becher Kräutertee in den zitternden Händen.

»Zuerst Nadine im Wohnzimmer.«
Sie deutete auf die Sitzecke auf der anderen Seite des Flurs. »Dann Calebs Vater in meinem Schlafzimmer und jetzt ein Fremder

in deinem Zimmer. Fehlen nur noch das Esszimmer und vielleicht die Küche, und wir können *Cluedo* spielen. Wer war es und mit welcher Waffe? War es Gloria Roth in der Bibliothek mit dem Heizungsrohr oder Dennis Gatow im Wäscheraum mit der Fusselrolle?«

Ich saß ihr gegenüber am Esszimmertisch und sah zu, wie sie einen Nervenzusammenbruch bekam. Irgendwann musste das ja mal passieren, und ich war überrascht, dass es nicht früher dazu

gekommen war. Zu ihrer Verteidigung musste man sagen, dass sie zum ersten Mal live und in Farbe einen Menschen hatte sterben sehen, und dafür hielt sie sich ziemlich gut. Wenn auch nur indirekt, so gehörte sie jetzt doch zur Cambion-Welt, und zur Mitgliedschaft auf Lebenszeit in diesem Club gehörte nun mal ein gelegentlicher Leichenfund hier und da.

Natürlich war es in den letzten vier Stunden hier zugegangen wie im

Irrenhaus. Die Polizei hielt die Schaulustigen zurück, während die Sanitäter sich vergeblich bemühten, das Opfer wiederzubeleben, einen Touristen von außerhalb, wie wir erfuhren. Sie schrieben seinen Tod einem Herzinfarkt oder einem Schlaganfall zu. Genau das passierte, wenn unseren Spendern zu viel Lebensenergie genommen wurde. Dass seine Haut jedoch aussah, als sei er schon seit Tagen tot und nicht erst seit Stunden, fiel nicht mehr in den

Zuständigkeitsbereich der Forensik, sondern war eher etwas für die *Twilight Zone*.

Ich hatte dem Tod in diesem Jahr schon einige Male ins Gesicht geblickt, und mehrmals war er das Werk eines Cambions gewesen, aber diese Art der Aufzehrung war – mir fiel kein besseres Wort ein – der reinste Overkill. Jemand hatte den Typen ausgesaugt, bis er aussah wie eine Mumie, und nur Mom und ich wussten, wer dieser Jemand war.

Die Polizei hatte das Haus mit

Flatterband abgesperrt, und wieder einmal war ich die Hauptperson an einem Tatort. Nichts deutete darauf hin, dass ich irgendetwas anderes getan hatte, als mich zu verteidigen, aber es gab einfach zu viele seltsame Zufälle in der einst so ruhigen Stadt Williamsburg, um einfach darüber hinwegzugehen. Ich hatte inzwischen schon Übung und antwortete so präzise wie möglich, während Lilith den jungen Polizisten bezirzte, der meine Aussage aufnahm. Mein Anblick allein

genügte, um ihn ungeschickt durch die Befragung stolpern zu lassen, und das Gespräch wich mehr vom Thema ab, als es mir lieb war.

»Und, was haben Sie heute noch vor? Brauchen Sie jemanden, der heute Nacht das Haus bewacht, nur zur Sicherheit?«, fragte er mit heiserer Stimme so leise, dass nur ich es hören konnte.

Die Frage überraschte mich ganz und gar nicht. Nur die Willensstarken und die Unberührten waren gegen die Anziehung eines

Cambions immun, wer dagegen Liebeskummer oder andere emotionale Probleme hatte, war vollkommen chancenlos. Auch wenn er ganz niedlich war, das war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für Romantik, nicht während der Gerichtsmediziner einen Leichensack auf einer Bahre durch die Diele schob.

»Äh, Sir, Sie sollten wissen, ich bin erst siebzehn, und außerdem passen schon jede Menge Leute auf mich auf. Mein *Freund* wird darauf

achten, dass mir nichts passiert.« Ich machte eine Kopfbewegung zu Caleb hin, der in der Tür zur Küche stand und den jungen Polizisten mordlustig anfunkelte.

Er war etwa zur selben Zeit eingetroffen wie die Polizei, aber es war besser, dass er auf Abstand blieb, solange die Ermittlungen noch in vollem Gange waren. Caleb war schon bekannt dafür, immer zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, und er wollte nicht noch mehr Verdacht auf sich lenken, indem er

sich einmischte. Dass er mitansehen musste, wie Officer Pädo-Phil mich anbaggerte, würde diesen Plan jedoch möglicherweise zunichtemachen. Es war schwer, seine Eifersucht nicht niedlich zu finden. Ich musste auf der Arbeit täglich mit Frauen klarkommen, die ihn praktisch ansprangen, und es erschien mir nur fair, den Spieß auch mal umzudrehen.

Sobald die Sanitärerhorde verschwunden war, setzten wir uns im Esszimmer zusammen, um Tee

zu trinken und nachzudenken, was auch dringend nötig war. Irgendwie, vielleicht durch eine göttliche Fügung, hatte ich es bis hierher geschafft, ohne völlig zusammenzuberechnen. Aber das hatte bestimmt etwas mit meiner besseren Hälfte zu tun, die mir nicht mehr von der Seite wich.

Caleb stützte einen Ellbogen auf den Tisch und lauschte Moms Tiraden, während er mir über den Rücken strich. Er hatte in der letzten Stunde nur sehr wenig gesagt, aber

ich sah, dass sein Gehirn hinter den Kulissen ratterte. Bestimmt waren ihm längst die Beine eingeschlafen, aber er ließ nicht zu, dass ich seinen Schoß verließ, und ich wusste, dass das eher ihn tröstete als mich.

»Viele Haushaltsunfälle passieren in der Küche«, fuhr Mom fort.

»Oder vielleicht auf der Treppe.

Jemand könnte da leicht stürzen und sich das Genick brechen oder auch in der Dusche ausrutschen – die Fliesen können ganz schön glitschig sein. Oder noch besser, es könnte

ein Feuer ausbrechen. Jetzt in der Weihnachtszeit ist doch alles voller Lichterketten und Kabel.«

»Mom, vielleicht solltest du eine von deinen Tabletten gegen Angstzustände nehmen«, schlug ich vor.

Moms Kopfschütteln sah aus wie ein Zucken. »Die machen mich benommen, und ich muss doch dafür sorgen, dass das Haus sicher ist. Jemand könnte noch mal versuchen einzubrechen. Niemand weiß, ob dieses ... *Ding* nicht das Haus

beobachtet. Und ich muss zum Supermarkt und mehr Olivenöl besorgen. Das Haus ist jetzt befleckt. Hast du nicht gesagt, eine Leiche hebt die Wirkung des Öls auf? Wir müssen dein Zimmer reinigen und das Fenster vernageln, aber vielleicht solltest du heute Nacht lieber nicht da schlafen. Du musst bald ins Bett. Du hast morgen Schule. Ach herrje, ich muss dich morgen fahren, oder?«

Ich sah sie argwöhnisch an. »Äh, nein. Ich habe heute doch mein

neues Auto bekommen, weißt du nicht mehr?«

Mom rieb sich das Gesicht mit beiden Händen. »Ach ja, richtig. Also, ich sollte wohl Evangeline anrufen. Sie wird wissen wollen, was passiert ist.«

»Bestimmt hat Ruiz es ihr inzwischen berichtet.« Ich sah zum Wohnzimmer hinüber, wo der Detektiv auf und ab lief und in sein Handy sprach.

»Sie müssen nicht mehr raus, Mrs Marshall. Ich habe Olivenöl im

Auto. Ich habe in letzter Zeit immer welches dabei«, bot Caleb an.

»Das ist es ja. Ich glaube, Olivenöl wirkt nicht mehr«, sagte ich. »Das Haus war bisher sicher, aber das hat ihn nicht aufgehalten. Der Eindringling war ein Mensch, er konnte die Barriere überschreiten, genau wie wir. Aber Tobias kann das nicht, jedenfalls nicht in seinem eigenen Körper.«

»Aber du hast doch gesagt, Salböl hält deinesgleichen fern«, warf Mom ein.

»Tut es auch, aber nur, wenn ein Cambion es trinkt. Es schadet dem Geist in ihm. Ein Dämon in seinem Körper kann es nicht mal berühren oder ein Haus betreten, das damit geschützt ist. Aber Tobias war nicht in seinem eigenen Körper.«

»Ich glaube nicht, dass er es war.«
Caleb presste die Finger an die Schläfen und starrte hochkonzentriert ins Leere.

»Woher weißt du das?«, fragte ich.

»Ich weiß es einfach«, erwiderte er rasch. »Vielleicht ist ein anderer

Cambion in der Stadt. Ich setze mal meine Brüder darauf an.«

»Wie kannst du so sicher sein, dass es nicht Tobias ist? Er hat Dinge zu mir gesagt, von denen sonst niemand weiß. Er nannte mich Blümchen. Niemand sonst nennt mich so, und Lilith hat ihn auch erkannt – irgendwie jedenfalls. Sie schien nicht glücklich zu sein, ihn zu sehen.«

»Blümchen? Ist das eine Art Codewort?«, fragte Caleb.

Da ich nicht wollte, dass Mom es

hörte, flüsterte ich ihm die Bedeutung ins Ohr. Das besserte seine Laune nicht gerade, wie ich an seiner steifen Körperhaltung und dem distanzierten Blick deutlich sehen konnte.

»Warum hat Lilith ihn nicht vorher gespürt? Du bist auch mit ihm verbunden, er hätte sich dir nicht auf einen Häuserblock Entfernung nähern können, ohne dass Lilith es merkt«, fragte er mit seltsam ruhiger Stimme, was nicht nur irreführend, sondern auch beunruhigend war.

Auch wenn er sauer war, mit diesem Einwand hatte er durchaus recht. Meine Verbindung zu Tobias verriet mir immer seine Gegenwart, wenn er inkognito unterwegs war. Heute Nacht hatte das nicht so richtig funktioniert. Aber ich wusste, was ich gesehen hatte. Ich war nicht verrückt. Nicht vollkommen jedenfalls.

»Woher soll ich das wissen? Vielleicht blockt Lilith ihn ab«, antwortete ich. »Nadine hat sie schon mal dazu gezwungen, so

konnte sie sich all die Jahre vor Tobias verstecken. Aber als ich in der Schule von ihm trank, erkannte Lilith seine Energie, und das muss die Barriere durchbrochen haben. Als würde die Verbindung verstärkt durch ihre gemeinsame Energie.« Es gefiel mir nicht, wie Caleb mich ansah, also lenkte ich ein. »Ich meine bloß, ich bin genauso verwirrt wie du. Irgendwas Schlimmes ist Tobias zugestoßen, und ich muss ihn finden, bevor er noch mehr Menschen etwas antut. Wenn sein

Körper wirklich weg oder eingesperrt ist, dann ergreift er Besitz von Menschen, um zu überleben. Doch, das kann er – er ist ein Dämon«, sagte ich, bevor Caleb mich unterbrechen konnte. »Er hat gesagt, er kann seinen Körper wie einen Mantel ablegen und nach Belieben von Männern Besitz ergreifen. So pflanzen Inkuben sich fort. Sie sind unfruchtbar oder biologisch inkompatibel oder so was, also müssen sie einen Menschen benutzen, wenn sie

Nachkommen zeugen wollen.

Jedenfalls glaube ich, im Moment tut er das mit dem Besitzergreifen eher, um mich zu warnen. Er hat gesagt, ich muss ihn finden.«

Mom stand auf und ging in die Küche, um sich noch einen Tee zu holen. Sie konnte heute Nacht gar nicht genug davon bekommen, und ich fragte mich, ob sie wohl Rum in den Tee getan hatte. Ich hätte es ihr nicht verübelt – so viel über die Unterwelt zu erfahren, konnte aus jedem einen Trinker machen.

Als wir allein waren, drückte Caleb mich wieder an sich und streichelte meinen Rücken. »Hör mal, mach dir mal keine Sorgen wegen –«

»Ist das dein Ernst? Ich habe einen Mann in meinem Zimmer sterben sehen, und du meinst, ich sollte das einfach abschütteln?«, blaffte ich.

»Bist du denn gar nicht neugierig, was mit Tobias passiert ist? Warum ich ihn nicht spüren kann, oder noch besser, warum du das nicht kannst? Warum mein ganzes Leben in

wenigen Stunden auf den Kopf gestellt wurde, über die Lilith mir im Übrigen nichts erzählen will?« Ich massierte mir die pochenden Schläfen. »Ich werde das Gefühl nicht los, dass das alles irgendwie zusammenhängt.«

»Tut mir leid, wenn sein Wohlergehen nicht ganz oben auf meiner Liste steht. Ich mache mir mehr Sorgen darum, was du gerade durchmachst. Bist du sicher, dass du Lilith nicht zwingen kannst auszupacken?«, drängte er.

Bevor ich antworten konnte, wählte Lilith ausgerechnet diesen Augenblick, um sich bemerkbar zu machen. Ein elektrischer Schlag durchfuhr meinen Rücken. Hätte Caleb mich nicht festgehalten, wäre ich vom Stuhl gefallen.

Caleb packte mich an der Taille, zog mich wieder hoch und setzte mich auf seinen Schoß zurück.

»Hui. Was war das denn?«

»Ich glaube, Lilith gefällt die Vorstellung nicht. Ich bin wohl auf mich allein gestellt. Ob mit oder

ohne ihre Hilfe, ich werde Tobias finden, bevor es zu spät ist.«

»Du wirst dich nicht in Gefahr bringen«, sagte Caleb in einem barschen, autoritären Tonfall, als würde ich darauf hören. Vielleicht kannte er mich ja doch zu gut, denn er fügte hinzu: »Mach keine Dummheiten, Sam. Du bist ein Hitzkopf, und wo du bist, da ist der Ärger nicht weit.«

Ich schnappte nach Luft. »Du. Hast. Vielleicht. Nerven.«

Seine Mundwinkel verzogen sich

zu einem feinen Lächeln. »Muss ich ja auch. Versprich mir zu warten, bis wir mehr wissen. Wir dürfen uns da nicht Hals über Kopf reinstürzen. Wir brauchen erst einen Plan.«

Ich brauchte eine Minute, um mein Temperament wieder unter Kontrolle zu bekommen, aber dann nickte ich. »Gut. Aber eins sage ich dir: Wenn wir es angehen, dann nicht mit Samthandschuhen.«

Wie er versprochen hatte, ging Caleb zu seinem Jeep, holte eine

Flasche Olivenöl und benetzte alle Eingänge und Fenster damit. Dann verschwand er nach oben, um die Prozedur dort zu wiederholen.

Obwohl wir beide wussten, dass es vielleicht nichts nützen würde, brauchte er wohl eine Beschäftigung.

Auch Ruiz blieb da, um Mom zu beruhigen, aber im Umgang mit einer Kranken musste er wohl noch Nachhilfe nehmen. Ich erwischte sie bei einem geflüsterten Gespräch in der Küche. Statt wie sonst mit dem Finger auf Caleb zu zeigen,

verdächtigte er diesmal mich.

»Ich habe gerade mit Evangeline gesprochen, und sie hat gesagt, sie kommt nächste Woche. Früher schafft sie es nicht. Wir sind beide der Meinung, dass es besser wäre, wenn dir ein erfahrener Cambion als Berater zur Seite steht.«

Mom drehte sich um und lehnte sich mit der Hüfte gegen die Arbeitsplatte. »Was soll das heißen?«

»Samara ist ein junger Cambion mit geringer Kenntnis ihrer Macht

und noch weniger Selbstbeherrschung. Die Männer fühlen sich von Natur aus zu ihr hingezogen. Wenn sie auf Gewalt zurückgreifen, ist das ein Anzeichen dafür, dass etwas mit ihrem Geist nicht stimmt.«

»Willst du damit sagen, was heute Nacht passiert ist, war *ihre* Schuld?«

»Dieser Mann schien ziemlich verzweifelt zu ihr gelangen zu wollen. Wärest du nicht eingeschritten, wer weiß, was noch

geschehen wäre. Gibt es eine andere Erklärung dafür, dass sein Herz aufgehört hat zu schlagen und dass sein Körper so aussah?

Selbstverteidigung hin oder her, seine Lebensenergie wurde ihm genommen, von einem Cambion. Die Polizei in dieser Stadt ist nicht dumm, Julie. Überall tauchen Leichen auf. Das zieht zu viel Aufmerksamkeit auf die Stadt und auf Samara, die falsche Art von Aufmerksamkeit.«

»Sie ist meine Tochter, David. Ein

Mann kam in unser Haus und versuchte, meinem Kind etwas anzutun. Was hättest du an meiner Stelle getan? Evangeline wird das sicher verstehen. Sie ist auch Mutter. Ich werde mit ihr reden.«

»Ich bin sicher, sie versteht es schon. Sie macht sich Sorgen um euch beide.«

Mom drehte sich um und sah mich in der Tür stehen. Sie versteckte ihr Gesicht hinter Ruiz' Schulter, damit ich ihre Tränen nicht sah, aber dafür war es schon zu spät. Ich fand es

schrecklich, die Ursache dieser Tränen zu sein, aber ich war bereit, dieses ganze Chaos auf meine Kappe zu nehmen, solange Ruiz nur nichts von Tobias wusste. Das wäre für uns alle das Todesurteil.

»Gibt es ein Problem?«, fragte ich und starrte Ruiz böse an.

»Kein Problem, Süße. Alles in Ordnung«, antwortete Mom mit schwacher Stimme. »Geh schon mal ins Bett. Du kannst in meinem Zimmer schlafen. Ich gehe heute sowieso nicht ins Bett. Ich muss hier

aufräumen.«

Ich starrte weiter den Detektiv an, als ein feiner grüner Schleier sich über mein Gesichtsfeld legte. Lilith gefiel die Situation auch nicht. Ruiz saß weiter da wie ein Android, aber ich sah, dass er die stumme Drohung sehr wohl verstand: Wenn du meiner Mom wehtust, mache ich dich fertig.

Ich ließ die beiden unten sitzen und folgte dem Hämmern, das aus meinem Zimmer drang. Ich betrat es seit dem Angriff zum ersten Mal wieder, und auch wenn es aussah,

als hätte eine Bombe eingeschlagen, stellte ich mit Erleichterung fest, dass auf dem Boden wenigstens kein Blut oder Kreideumrisse zu sehen waren. Inmitten eines Haufens zerkleinerter Pappe stand Caleb mit einem Teppichschneider in der Hand.

»Was machst du da?«, rief ich.

»Dein Fenster zunageln«, murmelte er und riss einen Streifen Klebeband mit den Zähnen ab. »Was anderes habe ich nicht gefunden, aber das müsste wenigstens die Kälte

abhalten, bis du ein neues Fenster bekommst.«

»Ist schon gut. Ich glaube, ich werde sowieso in nächster Zeit nicht hier schlafen.« Ich lehnte mich gegen die Wand und sah ihm bei der Arbeit zu.

Er schien in seiner Aufgabe dermaßen aufzugehen, dass es an Besessenheit grenzte, aber seine Gefühle waren zu durcheinander, um sie zu deuten. Unsere Verbindung wurde mit jedem Tag stärker und körperlicher. Ich konnte seine

Erregung spüren, seinen Schmerz, seine Furcht, alles lief im Moment auf Hochtouren.

Vielleicht würde er nun endlich die Bedrohlichkeit unseres flotten Dreiers etwas ernster nehmen. Tobias hatte nicht nur so dahingesagt, dass er die Sache zu Ende bringen wollte. Er war ein Dämon, und daher bedeutete ihm ein Menschenleben wenig, und Calebs schon gar nicht. Diese Fehde würde erst vorbei sein, wenn einer von ihnen aufhörte zu atmen und der

Sieger mich als Trophäe beanspruchte.

Ich ging weiter ins Zimmer hinein und suchte in Calebs Gesicht nach Antworten, aber er drehte mir den Rücken zu. »Alles klar mit dir?«, fragte ich.

»Sicher. Warum sollte nicht alles klar sein mit mir?« Er legte den letzten Pappstreifen an den Fensterrahmen. »Ich sollte mich langsam dran gewöhnt haben, dass dauernd irgendwo eine Leiche auftaucht und ich dabei hilflos

zusehen muss.«

»Hilflos? Wieso das?«

Caleb brauchte einen Augenblick, um zu antworten. Er war zu beschäftigt damit, seine Wut an der Pappe auszulassen, die ihm ständig aus der Hand rutschte. Er biss einen weiteren Klebestreifen ab und knallte ihn so heftig über die Kante, dass er dabei fast ein Loch in die Wand schlug. »Ich versuche, dich zu beschützen, aber irgendwie klappt das nie, oder? Egal, was ich tue, immer bekommst du was ab, immer

bist du auf dich allein gestellt.«

Ich starrte ihn wortlos an und bemühte mich, seine holprige Logik nachzuvollziehen. »Also ... bist du sauer, weil du nicht da warst, um hereinzustürmen und mich zu retten? Entschuldigung, in welchem Jahrhundert leben wir noch mal?«

Er hielt inne und stemmte sich gegen die Wand. »Ich kann es mir nicht leisten, dass dir was passiert. Wenn er dir wehgetan hätte ...«

»Hat er aber nicht. Tobias tut mir nichts. Ich bin zu wertvoll für ihn.«

»Für *mich* bist du wertvoll!« Sein plötzlicher Ausbruch ließ mich zusammenzucken. »Ich konnte meiner Mom nicht helfen und auch nicht meinem Dad. Ich konnte Nadine nicht retten. Ich habe schon zu viele Menschen in meinem Leben verloren, und ich ... ich kann nicht noch mehr verlieren. Als ich dich am Telefon hörte und deine Furcht spürte, bin ich durchgedreht. Du bist schon zu häufig gerade noch davongekommen. I-Ich kann nicht ...«

Ich berührte seine Schulter und zog die Hand schnell wieder weg, als er bei der Berührung zusammenzuckte.

»Hey, es geht mir gut. Ich gehe nirgendwohin. Welches Spiel Tobias da auch spielt, wir lassen ihn nicht gewinnen. Du. Bist. Nicht.

Schwach.«

Caleb schien mich nicht zu hören, sondern starrte auf die Wand vor ihm. Ich erkannte den leeren Gesichtsausdruck, den toten Blick.

Das war seine

Bewältigungsstrategie, seine

Zuflucht, wenn er mit seinen Gefühlen nicht mehr klarkam. Diese Entrückung bedeutete nichts Gutes, sie würde Capone eine ideale Gelegenheit bieten, das Steuer zu übernehmen.

»Nein. Tu das nicht. Hey, hör auf. Mach nicht zu, nicht jetzt. Ich brauche dich hier bei mir. Komm zurück, ja?« Ich umschlang seine Taille und lehnte den Kopf an seinen Rücken, der sich durch seine Anspannung so fest anfühlte wie eine Backsteinmauer. »Man muss

stark sein, um mit einem Verlust umzugehen. Ich beneide dich, denn ich habe mich meiner Trauer überhaupt noch nicht gestellt, und ich könnte jede Minute einen psychotischen Zusammenbruch erleiden. Ich habe gesehen, wie du in der Thanksgiving-Nacht gegen Tobias gekämpft hast, und das war ganz einfach unglaublich. Ich könnte das niemals. Ich bin zu klein.«

»Das war Capone. Er hat gegen Tobias gekämpft, nicht ich.« Er holte tief Luft und drehte sich

plötzlich zu mir herum. »Und du bist gar nicht so klein, Sam, außerdem soll es ja auf die Größe gar nicht ankommen. Obwohl mich das natürlich sowieso nicht betrifft.«

Ich prustete los, und wir brachen in ein herzhaftes Gelächter aus, das wir beide dringend nötig hatten. Das war gut. Calebs Ego brauchte dringend ein paar Streicheleinheiten, und ich musste mich an das Gefühl erinnern, zu lachen, bis mir die Tränen kamen.

Als sich unsere Blicke trafen, ebte das Gelächter ab, und

plötzlich lag ein Knistern in der Luft. Da war sie wieder, die Schwerkraft, die uns zueinander hinzog und die für uns schon ganz selbstverständlich geworden war. Er beugte sich zu mir herunter und wischte mit dem Daumen eine Lachträne von meiner Wange. Sein Finger wanderte tiefer und zog die Konturen meiner Unterlippe nach.

»Jedenfalls finde ich, es ist kein Verbrechen, Angst zu haben.«

»Ich habe keine Angst vor Tobias oder sonst jemandem. Ich habe

Angst davor, was ich täte, wenn jemand versuchen würde, dich mir wegzunehmen. Ich wäre nicht mehr zu bremsen.« Sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich, und er betrachtete mich mit einem hitzigen Blick, der sich nahezu in meine Haut brannte. »Ich *werde* dich vor Schlimmem bewahren.«

Unter anderen Umständen hätte ich ohne Probleme das Zimmer verlassen und mich schlafen legen können. Aber die Aufregungen der Nacht hatten meine Abwehr

geschwächt und meine Sinne
geschärft, und ich war mir
schmerzlich seines Dufts, seiner
Wärme, seiner Gegenwart bewusst.

Unsere Nähe konnte nicht von
Dauer sein. Meine Mom war unten
und konnte jeden Augenblick
reinkommen. Der Umstand, dass ein
Mann gerade genau da gestorben
war, wo wir jetzt standen, machte
das Ganze auch nicht gerade
romantischer. Doch als ich das
violette Leuchten sah, den
hypnotischen Lichtwirbel in seinen

Augen, war es um mich geschehen.

Caleb packte mich an der Taille und zog mich heftig an sich. Unsere Münder prallten verzweifelt und voller zurückgehaltener Energie aufeinander. Ich schlang die Arme um seinen Nacken und versuchte, an ihm hochzuklettern. Seine Hände glitten an mir herunter und hoben meine Beine an, damit ich sie um seine Hüften wickeln konnte. Wir taumelten, bis er mich mit dem Rücken gegen die Wand drückte. Seine Lippen verschmolzen mit

meinen, und er raubte mir den Atem, den Verstand und jeden Impuls aufzuhören. Doch Calebs Wille war stärker als meiner.

Er ließ von meinem Mund ab und lehnte seine Stirn an meine. Sein Atem strich über mein Gesicht, heiß, zitternd und unregelmäßig. Wir blieben gegen die Wand gelehnt stehen, mit verknäuelten Gliedmaßen, bis wir wieder ruhig atmeten. Langsam und vorsichtig lockerte er seinen Griff um meine Beine und ließ meinen Körper an

seinem hinunterrutschen. Sogar mich abzusetzen, war eine körperliche Herausforderung, die seine gesamte Konzentration erforderte.

Er wich mit gesenktem Kopf zurück, den Blick auf den Boden geheftet. »Wir können nicht so weitermachen.«

»Ich weiß«, stimmte ich zu, ohne mich zu rühren. Es war keine gute Idee, eine plötzliche Bewegung zu machen, solange seine Augen noch so glühten. Ich hatte keine Angst vor ihm. Ich war sogar ziemlich sicher,

dass ich ihn in einem ehrlichen
Faustkampf besiegen würde –
Judokurs hin oder her. Ich hatte
Angst *um* ihn. Ich kannte seine
Grenzen, und er ging gerade am
Rande der Vernunft spazieren. Das
wusste ich, weil ich direkt hinter ihm
lief.

Er ging vor mir auf und ab und
raufte sich die Haare. »Es wird nur
immer schlimmer werden. Unsere
Geister werden mehr verlangen, als
wir ihnen geben können. Es wird
immer schwerer, Capone

zurückzuhalten.« Er sah mich an, einen harten, nüchternen Ausdruck im Gesicht. »Und ich *will ihn nicht* zurückhalten. Ich habe dir ja gesagt, ich beschütze dich auf jeden Fall, sogar vor mir selbst. Und das meine ich auch so.«

Bei ihm klang es so, als würde Feuer vom Himmel fallen, wenn wir jemals zur Sache kämen. »Sollte diese Morgen-danach-Reue nicht erst viel später kommen?«

»Ich bereue es lieber jetzt als in ein paar Monaten oder Jahren. Ich

will nicht, dass du mir etwas übel nimmst, bei dem du keine Wahl hattest, und ganz sicher will ich deinen Groll nicht für den Rest meines Lebens *spüren* müssen. Du könntest nicht einfach so tun, als wäre nichts – ich würde es wissen. Wir könnten Meilen voneinander getrennt in unterschiedlichen Bundesstaaten leben, und ich würde es trotzdem wissen. Das, was wir am dringendsten brauchen, ist das Einzige, was wir nicht haben. Zeit.« Er durchquerte das Zimmer und

setzte sich auf meine Bettkante. »Es ist schon lange Zeit für Sie, zu Bett zu gehen, Miss Marshall. Wir hatten genug Aufregung für eine Nacht.«

Schickte er mich weg? Seine Stimmungsschwankungen gingen mir gehörig auf die Nerven, und die ganze Wut des Abends wallte frisch angefacht wieder in mir auf. »Hör mal, wenn du jedes Mal die Schotten dicht machst, wenn wir rumknutschen, dann sollten wir das wohl lieber jetzt beenden. Ich kenne die Risiken, und wirklich Angst habe

ich nur davor, zu früh Mutter zu werden, und das kann man verhindern. Für immer an dich gebunden zu sein, wird meine Welt nicht zusammenbrechen lassen, aber deine vielleicht, wenn du weiter den ach so vernünftigen Erwachsenen raushängen lässt, also hör endlich auf damit!« Ich sah mich im verwüsteten Zimmer um. »Wenn du hier schlafen möchtest, bitte sehr. Ich bin in Moms Zimmer.«

Als ich hinausging, rief er mir hinterher: »Solange ich hier bin, tust

du mir einen Gefallen, bevor du ins Bett gehst? Nicht nur für mich, sondern auch zu deinem eigenen Schutz.«

Ich blieb stehen, ohne mich umzudrehen. Ich musste den verletzten Ausdruck auf seinem Gesicht nicht sehen, ich hörte ihn in seiner angespannten Stimme, und ich spürte sein Herz in meiner eigenen Brust brechen. »Was?«, fragte ich.

»Schließ deine Tür ab.«

Das waren die kältesten vier Worte, die ich je gehört hatte, und er

sagte sie mit der verzweifelten Stimme eines verurteilten Gefangenen. Die letzte Bitte des Todeskandidaten. Ich nickte und zog die Tür hinter mir zu. Ich sehnte mich nach Ruhe, die ich heute Nacht mit Sicherheit nicht bekommen würde. Genauso wenig wie er.

Niemand weiß wirklich, wie alles begann, aber das bisschen, was die Zeiten überdauert hatte, war so absurd und verstörend wie eine Geistergeschichte am Lagerfeuer.

In Angies Familienmemoiren waren drei verschiedene Versionen der sogenannten »Ursprungsgeschichte« verzeichnet, die alle zum selben schrecklichen Ergebnis führten:

Todesfälle, und zwar jede Menge. Ich konnte nach der Lektüre der Tagebucheinträge kaum schlafen, aber ich hätte echt gern mal eine Disney-Version dieses gruseligen Märchens gesehen, unzensiert und in 3-D.

Ich hatte den ersten Band der epischen Familiensaga schon zu drei Vierteln durch und konnte ihn gar nicht mehr aus der Hand legen – nicht so sehr aus historischem Interesse, sondern weil es die beste Seifenoper war, die je zu Papier

gebracht wurde. Besessenheit, Eifersucht und Gewalt tränkten die Seiten mit Blut. Jede Frau in Angies Stammbaum offenbarte dort künftigen Generationen ihre Seele.

Auch wenn diese Einträge der Familiendokumentation dienten, wollten die Cambion-Heldinnen meiner Meinung nach außerdem erreichen, dass solche wie ich aus ihren Fehlern lernten. Sie flüsterten mir Warnungen aus dem Jenseits zu und flehten mich an, mir meine Menschlichkeit zu erhalten, damit

ich nicht auf ewig meine Seele verlieren möge. Um ihretwillen, um ihrer Opfer willen, schuldete ich ihnen ein offenes Ohr.

Viel wichtiger noch: Angies Flugzeug würde in wenigen Stunden landen, und sie erwartete eine umfassende Rezension von mir. Sie hatte mir beide Bände zu lesen gegeben, und ich hatte diese Pflicht vor mir hergeschoben bis zur letzten Minute. Wer hätte es mir verdenken wollen – jedes Buch hatte fast zweitausend Seiten, in einzeiligem

Abstand und Schriftgröße 10. Aber jetzt, mit der tickenden Uhr neben mir und zwei Bechern Kaffee in der Blutbahn, ging es ans Eingemachte.

Schule, Arbeit und Calebs ausgedehnter Ausflug nach Idiotistan waren in der letzten Woche in den Hintergrund gerückt, damit ich die Deadline schaffte. Wo ich auch ging und stand, stets klemmte Band eins unter meinem Arm, und alles andere verblasste daneben. Die ledergebundenen Schinken machten mich nicht gerade beliebter an der

Schule, und es wurde wild spekuliert, ob ich unter die Hexen gegangen war. Jeder in meiner Umgebung kannte mich gut genug, um mich nicht anzusprechen, und so hatte es das ganze Wochenende nicht an meiner Zimmertür geklopft.

Mom war unten damit beschäftigt, letzte Verschönerungen vorzunehmen und die Nachbarn anzubrüllen. Ich nahm an, dass die Vorgarten-Weihnachtsdeko-Schlacht noch immer tobte, aber solange ich keine Schüsse hörte, überließ ich

Mom das Feld.

Das Komische war, dass es mir vorkam, als hätte ich diese Bücher schon mal gelesen. Die Geschichten und Figuren rüttelten irgendwie an den Toren meiner Erinnerung. Dann wurde mir klar, dass es gar nicht meine Erinnerung war, sondern Nadines. Ein Bild von ihr, wie sie auf dem Bett saß und dieses Buch las, blitzte in meinem Kopf auf. Lange blonde Strähnen fielen ihr vor die Augen, während ihre weiße Hand die Seite umblätterte. Sie war

ebenfalls dazu verdonnert worden, beide Bände zu lesen, und bemühte sich, Abschnitte auswendig zu lernen, damit sie sie ihrer Mutter beim Abendessen vortragen konnte. Ich spürte eine Dringlichkeit hinter der Forderung, als hinge Nadines Leben vom Studium dieser Bücher ab. Es war ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihre Cambion-Wurzeln genau zu kennen, und nun war die Verantwortung auf mich übergegangen.

Als ich endlich vom Buch aufsah,

war es draußen dunkel, und es blieben mir noch zwanzig Minuten bis zu meiner Verabredung mit Angie zum Abendessen. Ich hatte hundertmal mit ihr telefoniert und kannte so ziemlich ihre ganze Lebensgeschichte, aber das hielt meine Hände nicht davon ab, zu zittern und zu schwitzen. Den meisten Frauen ging es so mit der Grande Dame der Cambion-Welt. Angie war sehr vornehm, und es musste ein Rückschritt für sie sein, sich unter uns Bauerntrampel zu

mischen. Der Gedanke machte mich befangen und zwang mich, mein Outfit zweimal komplett umzuschmeißen.

Schließlich entschied ich mich für ein einfaches, knielanges blaues Kleid mit Empiretaille und gerafften Schultern. Mit dem lockeren Knoten am Hinterkopf und den kecken Löckchen, die mein Gesicht einrahmten, sah ich aus wie aus einem Jane-Austen-Roman entsprungen. Nicht mein üblicher Geschmack, aber die Mädels waren

ausreichend bedeckt, und das war das Züchtigste, was ich anbieten konnte.

Es sollte ein intimes Beisammensein im Cambion-Kreis werden, Außenseiter waren nicht zugelassen. Also blieb Mom zu Hause, aber nicht, ohne mich über die neuste Kindesentführung in den Nachrichten aufzuklären.

»... und die Polizei fand nur noch menschliche Knochen im Holzschuppen hinter dem Haus«, schloss Mom ihren Bericht und hielt

mir einen eingewickelten Teller mit Erdnussbutterkeksen hin. »Und vergiss nicht, Angie die hier zu geben. Man sollte immer ein Geschenk mitbringen zu einer Party.«

Ich schüttelte den Kopf und nahm den Teller, obwohl ich insgeheim dankbar war, dass die Zeit, die sie mit Ruiz verbrachte, ihre Wachsamkeit nicht geschwächt hatte. Allerdings konnte sie sich das in der Cambion-Welt auch nicht leisten, selbst wenn sie nur stille

Beobachterin war. Ich hatte vielleicht eine spirituelle Verbindung zu Angie, aber ich war Julie Marshalls kleines Mädchen, und wehe dem, der das nicht ernst nahm.

Nach einer Umarmung und einem Kuss fuhr ich wie der Blitz zum Charlotte Hotel. Ich wusste, dass es ein formeller Anlass war, als ich Calebs großen, schlaksigen Bruder Michael in der Lobby sah, der sich in einen der Sessel gelümmelt hatte und ein Spiel auf seinem Handy

spielte. Sein langer brauner Zopf fiel ihm über die Schulter und hing ihm bis zum Bauch. Er trug nicht seinen üblichen Silent-Bob-Trenchcoat, sondern ein weißes Frackhemd, schwarze Hosen und leuchtend gelb karierte Socken.

Michael war der Exzentriker im Ross-Klan, aber er war auch der schlaueste und netteste der Brüder. Außerdem war er Caleb wie aus dem Gesicht geschnitten, minus gut zehn Kilo.

»Hi, Michael!«, rief ich.

Er hob den Kopf und warf mir einen Blick aus den gleichen violetten Augen zu, die alle Männer in seiner Familie besaßen. Anders als Calebs waren Michaels Augen jedoch weit aufgerissen, blutunterlaufen und unstet. Dem schönen Geschlecht sah er nie so richtig in die Augen. Er steckte das Telefon ein und stand auf.

»Ah, da bist du ja. Ich hatte gehofft, dass du zu spät kommst«, sagte er mit einem kaum wahrnehmbaren britischen Akzent.

»Warum? Drückst du dich vor dem Raufgehen?«

»So ungefähr, ja.« Er nickte.

»Evangeline kommandiert alle herum, seit sie hier ist. Zu mir hat sie gesagt, ich solle hier auf dich warten, während sie sich umzieht.«

»Was bist du doch für ein loyaler Diener.« Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Du musst keine Angst vor Angie haben. Sie ist cool.«

Ich sah, dass Michael etwas dazu sagen wollte, aber er tat es nicht.

»Gut, also, dann gehen wir mal. Wir

wollen sie ja nicht warten lassen.
Hat deine Mom die gemacht?«,
fragte er und beäugte meine Kekse.

»Ja, und die sind für Angie.
Zurück, Ungläubiger!« Ich hielt den
Teller eng an mich gedrückt,
während er mich zu den Aufzügen
begleitete.

Während ich die Augen nach
seltsamen Hotelgästen offen hielt,
beugte ich mich zu ihm und fragte:
»Irgendwas Neues von, du weißt
schon, Mr T?«

Er warf mir einen Seitenblick zu.

»Ist das nicht der Typ mit dem Iro und den Ketten um den Hals?«

»Nein. Ich meinte Tobias«, flüsterte ich und sah mich erneut in der Lobby um. Der Name schien mir inzwischen verflucht, als erwarteten denjenigen unaussprechliche Qualen, der ihn dreimal vor einem Spiegel aussprach.

Michael drückte den Aufzugknopf und bedeutete mir, zuerst einzusteigen. »Sam, er ist ein Inkubus, nicht Lord Voldemort. Du kannst seinen Namen ruhig

aussprechen.«

»Ich weiß, aber er könnte überall sein und uns belauschen.«

»Nicht hier. Wir haben das Gebäude mit Öl geschützt.«

»Das hat ihn neulich auch nicht aufgehalten«, wandte ich ein. »Hat Caleb dir von dem Mann erzählt, der in mein Haus eingebrochen ist?« Ich erzählte Michael das Wesentliche für den Fall, dass sein Bruder etwas weggelassen hatte. Er sah ziemlich besorgt aus, vor allem, als er hörte, dass ich zum Einschlafen jetzt

immer das Licht anließ.

Als ich fertig war, sagte er: »Eine üble Geschichte. Da wart ihr wohl richtig am Barsch, was?«

Da er keine Erklärung für diesen merkwürdigen Kommentar lieferte, fragte ich verwirrt nach: »Wieso Barsch?«

Michael sah mit einem kleinen Kopfschütteln weg. »Oh. Das bedeutet ›am Arsch‹. Die Briten stehen auf solche Reimwörter«, erklärte er. »Aber ich bin mir nicht so ganz sicher, dass Tobias was

damit zu tun hatte.«

»Warum sagt ihr das alle? Hab ich was nicht mitgekriegt?«

»Wahrscheinlich, aber ich würde mir darüber nicht allzu viele Sorgen machen. Im Moment haben wir größere Probleme. Konzentrieren wir uns darauf, den Abend zu überstehen, ja?«, sagte er, als die Türen sich öffneten.

Angie hatte die gesamte obere Etage gemietet, die aus einem übergroßen Apartment auf zwei Ebenen bestand. Wir traten durch

die verglasten Türen in den Eingangsbereich, der sich über Meilen zu erstrecken schien. Ein schwarz-weißer Marmorfußboden führte zu einer prächtigen Treppe in der Mitte. Spiegel mit geschliffenen Rändern und Ölgemälde zierten die cremefarbenen Wände, und übergroße Palmwedel setzten lebendige Akzente.

»Hallo? Angie, wir sind da!«, rief ich.

Angie steckte den Kopf um die Ecke, und ihr aschblondes Haar fiel

ihr über die Schulter. Sie quiekte mädchenhaft, klatschte in die Hände und rannte auf mich zu. Das Klimplern ihrer zahlreichen Armbänder begleitete jede ihrer Bewegungen.

Ihre vierzig Jahre standen ihr noch besser als das schwarze Cocktailkleid, das so eng saß wie ein Taucheranzug. Sie hatte ein ovales Gesicht, eine lange, spitze Nase und volle Lippen, die bei jeder anderen fehl am Platz gewirkt hätten, bei Angie jedoch ihre Schönheit

noch zu unterstreichen schienen. Sie erinnerte mich an die Femmes fatales aus den alten Schwarz-Weiß-Detektivfilmen. Von der schnurgeraden Körperhaltung bis zum katzenhaften Gang verkörperte sie die reine Eleganz, und doch besaß sie eine gewisse Keckheit, die etwas Unanständiges, etwas Gefährliches an sich hatte.

»Meine kleine Kriegerin, da bist du ja endlich!«, rief sie und drückte mich fest an sich.

»Ja, aber fast hätte ich es nicht

geschafft.« Ich wurde in ihren Armen hin- und hergeschaukelt.

»Unsinn. Du musstest kommen. Du würdest es doch nicht wagen, mich mit diesen Wilden hier allein zu lassen.« Sie zwinkerte Michael zu, der verlegen wegsah. Vielleicht wegen der Art, wie Angie die Leute anstarrte, so vollkommen entrückt, als seien sie die faszinierendsten Lebewesen auf der Welt. Irgendwas zwischen Flirt und Grusel. Sehr verbreitet unter Cambions.

»Vielen Dank, dass du auf Samara

gewartet hast«, sagte sie zu Michael.
»Wenn du jetzt so freundlich wärst,
deine Brüder zu holen? Wir essen
gleich.«

Als sie das sagte, zog sich mein
Magen zusammen. Ich hatte
vorübergehend vergessen, dass
Caleb mit von der Partie sein würde.
Ich hatte ihn seit dem Zwischenfall
in meinem Zimmer nicht mehr
gesehen, und ich hatte keine Lust auf
noch mehr Drama. Eigentlich hatte
ich ihn ständig auf der Arbeit
gesehen, ich wollte bloß nicht. Ich

war immer noch verletzt und verbittert, und wenn ich jetzt mit ihm redete, würde ich nur noch mehr sagen, was ich später bereuen würde.

In dem Bemühen, mir nicht die Laune verderben zu lassen, hielt ich ihr mein Geschenk hin. »Hier, Mom hat dir ein paar Kek...« Ich hielt inne, als ich die drei einsamen Kekse und die Krümel auf dem Teller bemerkte. »Michael!« Mein Kopf flog herum, und ich sah gerade noch, wie der Dieb vom Tatort

flüchtete. Nicht zu fassen. Ich hatte den Teller die ganze Zeit festgehalten und es nicht mal gemerkt. Oh, er war gut. Mit vollen Backen kauend, verschwand Michael hinter den zugleitenden Aufzugtüren.

Angie nahm einen Keks vom Teller und winkte mich zur Sitzecke. »Wie ich schon sagte, Liebes: Wilde.«

»Und, was machst du so?«, fragte ich.

»Na ja, ich habe vier Bilder

verkauft und zwei in Kommission gegeben. Meine nächste Ausstellung ist erst im Februar, also habe ich Zeit, mich hier um alles zu kümmern.«

Da ich wusste, was sie mit »alles« meinte, verkrampften sich meine Muskeln. Hatte sie Neuigkeiten von den Cambion-Oberbossen? Waren sie immer noch hinter Caleb her?

Sie spürte mein Unbehagen und sagte: »Keine Politik vor dem Essen, Samara. Das gehört sich nicht. Lass uns einfach einen schönen Abend

miteinander verbringen. Komm, die anderen warten schon.«

Ich hatte weder den roten Teppich noch die Fanfaren erwartet, nur etwas nicht ganz so Peinliches. Eins hatten die Petrovsky-Sprösslinge gemeinsam, oder die Cambion-Kinder im Allgemeinen: Man brauchte keinen Bluttest, um zu sehen, wer dazugehörte. Sie standen in vollem Sonntagsstaat wie die Orgelpfeifen im Wohnzimmer und sahen aus wie die von Trapps in dem Film *Meine Lieder – meine*

Träume. Hände hinter dem Rücken, die Haltung würdevoll und jahrelange Internatsdisziplin verströmend. »Bunter Hund« beschrieb meine Anwesenheit nicht annähernd. Ich kniff die Augen zu, ganz geblendet von dem vielen Blond.

»Und das sind meine Lieblinge. Ich habe dir doch von ihnen erzählt, nicht?« Mit einer anmutigen Handbewegung deutete Angie nacheinander auf ihre Miniaturausgaben, angefangen bei

der Sechzehnjährigen. Von allen drei Geschwistern ähnelte sie Nadine am meisten, nicht nur vom Aussehen her, sondern auch von ihrer Ausstrahlung. Sie verströmte Apathie und einen entrückten Weltschmerz, hinter dem jahrelange Übung steckte.

Ich streckte dem hochgewachsenen Mädchen meine Hand entgegen. »Du musst Olivia sein, stimmt's?«

Ein Nicken war ihre einzige Antwort. Mit erhobenem Kinn musterte sie jeden

Quadratzentimeter an mir. Ihren scharfen Blick verbarg sie hinter schweren Lidern, als würde sie jeden Augenblick eindösen. In diesem Augenblick wusste ich, dass es hier ein paar harte Nüsse zu knacken geben würde, also ging ich zum Dreizehnjährigen über.

»Das sind mein Sohn Szymon und meine kleine Maus Mishka«, sagte Angie.

Ich senkte den Kopf. »Sehr erfreut.«

Szymon verlagerte sein Gewicht

von einem Fuß auf den anderen und wusste nicht, wohin er schauen sollte. Obwohl er Angie ähnlich sah, unterschieden ihn seine hellgrauen Augen vom Rest der Gruppe.

Mishka dagegen schien neugieriger zu sein als die anderen und außerdem darauf bedacht, das Eis zu brechen. Die Zehnjährige mit den Locken und den rosigen Wangen trat vor und knickte. Ihre smaragdgrünen Augen weiteten sich, als sähe sie etwas Glänzendes. »Bist du jetzt unsere neue Schwester?«

»Äh ...« Ich sah hilfesuchend zu Angie hinüber, aber sie wusste darauf auch keine Antwort.

»Sei nicht so blöd, Mishka. Natürlich ist sie das nicht. Sie ist nur eine Trägerin, das ist alles«, sagte Olivia schmallippig.

Autsch. »Ich bin ein bisschen mehr als das«, erwiderte ich. »Aber ich will hier nicht den Platz eurer Schwester einnehmen. Nadine war eine gute Freundin von mir, und es ist mir eine Ehre, einen Teil von ihr in mir zu tragen.«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Wenn du meinst.«

»Olivia, das reicht jetzt. Du bist unhöflich«, tadelte Angie sie.

»Nein, ist schon okay. Das ist für uns alle nicht leicht. Das Letzte, was wir hier brauchen, ist aufgesetzte Freundlichkeit.« Ich stellte mich direkt vor Olivia und sagte: »Ich bin kein schlechter Mensch, und ich hoffe, du siehst das noch ein während eures Aufenthalts hier. Ich erwarte nicht, dass wir beste Freundinnen werden, aber deine

Mutter möchte, dass ich hier bin, also respektiere das bitte und respektiere mich. Sonst wird das ein sehr ungemütliches Weihnachten für uns beide.«

Olivia funkelte mich rebellisch an, jadegrüne Lichtblitze in den Augen. Da ich mir nicht die Schau stehlen lassen wollte, erlaubte ich Lilith, sich bemerkbar zu machen, und sah die Welt plötzlich wie durch einen grünen Schleier. Das Mädchen fuhr überrascht zurück und zog dann ihren Bruder hinter sich. »Nicht,

wenn er dabei ist«, warnte sie.

Sofort schloss ich die Augen und drehte den Kopf weg. »Tut mir leid.«

»Schon gut, Samara. Er muss sich erst an dich gewöhnen.« Angie trat zu ihren Kindern. »Olivia, bring Szymon nach oben. Ich komme gleich nach.«

Das Mädchen nickte und führte ihren Bruder aus dem Zimmer, wobei sie ihn auf eine mütterliche, fast besitzergreifende Art an sich drückte. Mishka hüpfte hinter ihnen

her. Ihre Korkenzieherlocken tanzten um ihren Kopf. Szymon hielt den Kopf gesenkt und blickte nicht einmal auf, als Caleb im Flur an ihm vorbeiging und ihm durch die Haare wuschelte.

»Was ist denn hier los?«, fragte er. Vielleicht lag es daran, dass ich ein paar Tage nicht mit ihm gesprochen hatte, aber verdammt, er sah gut aus. Wie er da mit den Händen in den Hosentaschen am Türrahmen lehnte, schien er derselben Meinung zu sein. Die

Ärmel seines schwarzen Hemdes hatte er bis zum Ellbogen hochgekrempelt und die obersten drei Knöpfe offen gelassen. Sein frisch gewaschenes Haar war zurückgekämmt und gab den Blick auf sein täuschend jungenhaftes Gesicht frei.

»Szymon hat meine Augen glühen sehen«, erklärte ich und drehte ihm den Rücken zu.

Seine Schritte kamen näher. »Du musst damit vorsichtig sein. Nur die Mädchen sind wie wir. Er ist

unschuldig und immun gegen unsere Anziehungskraft, aber wir wollen ihn nicht mehr ängstigen, als wir müssen.«

»Äh, ja, mein Fehler.« Ich spürte, wie er mich eindringlich ansah und Blickkontakt suchte, aber ich gab nicht nach. Mein Herz klopfte doppelt so schnell wie sonst, und mein gesamtes Körpergewicht verlagerte sich in meine Füße.

Angie, die zweifellos die Spannung in der Luft spürte, sagte: »Macht es euch doch bitte bequem und nehmt

euch ein paar Erfrischungen,
während ich nach dem Essen sehe.
Der Zimmerservice müsste gleich
hier sein.«

Während die Kellner das Essen im
Esszimmer auftrugen, blieb mir
nichts weiter übrig, als den
hungrigen Blicken auszuweichen, die
Caleb mir zuwarf. Wir blieben in
entgegengesetzten Ecken des
Wohnzimmers und bewegten uns wie
in einem langsamen Tanz um die
Möbel und die strategisch
aufgestellten Staffeleien herum.

Jedes Mal, wenn ich den Mut gefasst hatte aufzuschauen, schälte er mir mit eindeutigen Blicken im Geiste gerade ein weiteres Kleidungsstück vom Leib. Meine Haut kribbelte in der wie elektrisch aufgeladenen Luft, und Lilith rüttelte an ihren Käfigstäben. In dem vergeblichen Versuch, beides zu ignorieren, lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die ausgestellten Bilder.

Angie war eine gefeierte Malerin, und ihre provokanten,

ultrafeministischen Werke hielten die Kunstwelt in Atem. Sie machte sich gern rar und organisierte nur alle fünf Jahre eine Ausstellung in ausgewählten Städten, und die hier vorgestellten Kostproben ihrer Sammlung sollten die Konversation in Schwung bringen.

Ich ging an Porträts von Menschen vorbei, die in Käfigen steckten oder durch einen Fleischwolf und andere Küchengeräte geschoben wurden. Manche Bilder waren einfach und elegant, andere dagegen sahen aus,

als hätte sie mit dem Pinsel in der Hand einen epileptischen Anfall gehabt.

»Das ist dermaßen komplex. Sieh nur die wütenden Pinselstriche und die Komposition – der Symbolismus des Rots auf dem Torso des Mannes«, sagte eine Stimme mit Akzent neben mir.

Ich neigte den Kopf zur Seite und versuchte, das Chaos auf der Leinwand zu interpretieren. »Das ist ein Mann?«

»Ich hoffe«, erwiderte die Stimme.

Ich sah zum zweitältesten Mitglied des Ross-Klans und meinem selbst ernannten großen Bruder und Aufpasser hoch. Natürlich kam Haden entgegen allen Gepflogenheiten zu spät und wirkte so unbehaglich, wie ich mich fühlte. Er sah gut aus mit seinem grauen Anzug und dem zurückgegelten schwarzen Haar, das ihm bis in den Nacken reichte.

»Du siehst nicht allzu glücklich darüber aus, hier zu sein«, bemerkte ich.

Seine indigoblauen Augen scannten rasch den Raum. »Ich bin nicht wegen der Geselligkeit gekommen. Ich will nur das Neueste über meinen Bruder erfahren, und dann gehe ich wieder. Brodie ist schon seit mehreren Wochen in New York und hat sich seit Tagen nicht mehr gemeldet.«

Ich strich ihm über den Arm. »Das hat sicher nichts zu bedeuten. Ich würde mir keine Sorgen machen. Angie beschützt ihn.«

Hadens dicke Augenbrauen zogen

sich zusammen, als versuchte er, sich selbst zur Zustimmung zu überreden. Ausgerechnet dieser große, wilde, ruppige Kerl war der Friedensstifter unter den vier Brüdern, der Klebstoff, der alles zusammenhielt, aber selbst bei ihm war irgendwann mal Schluss. »Ach Mann, ich wünschte nur, das alles wäre endlich vorbei. Michael und ich haben schließlich ein eigenes Leben, und die Arbeit wartet auch.«

»Was genau machst du eigentlich, Haden? Ich weiß, dass Michael so

ein Software-Nerd ist, aber ... was machst du?«, fragte ich mit fast schon frustrierter Neugier.

»Ein bisschen dies und ein bisschen das«, war seine einzige Antwort. Er machte eine Kopfbewegung zu Caleb hin, der an der Wand stand und mit einer der Kellnerinnen redete. »Und du, warum bist du jetzt schon wieder auf Caleb sauer?«

Der Themenwechsel machte meine Zunge ganz taub. »Frag Caleb doch selbst.«

»Hab ich schon. Er hat nicht viel gesagt.«

Ich zwinkerte. »Was hat er denn gesagt?«

»Du klingst besorgt.«

»Eigentlich nicht.«

»Schon klar.« Ein jugenhaftes Lächeln erhellte sein Gesicht und stand im scharfen Kontrast zu Hadens harten, narbigen Gesichtszügen. »Verleugnung steht dir überhaupt nicht.« Er beugte sich zu mir und küsste mich auf die Wange. Wärme breitete sich auf

meinem Gesicht aus. »Geh und sprich mit Caleb«, flüsterte er und ging davon.

Ich drehte noch eine Runde durch den Raum, in der Hand eine Serviette mit Fingerfood, und fragte mich, was dieser Abend wohl noch zu bieten hatte. Angie hatte uns etwas mitzuteilen, das wusste ich einfach, und das Warten brachte mich um. Das Oberhaupt der Cambion-Familie hatte Caleb praktisch auf die Fahndungsliste gesetzt, und Angie war unsere

einzige Verbündete. Ich hoffte nur, dass sie einen guten Plan hatte.

»Du siehst hübsch aus heute Abend«, sagte Caleb hinter mir. Sein Atem strich mir über den Nacken. Halb erwartete ich, dass er mich dort küsste wie so oft, aber er tat es nicht, was noch vernichtender war.

»Danke. Du auch«, gab ich zurück. »Erstaunlich, was ein Stück Seife und ein Kamm alles ausrichten können.«

»Das Leben steckt voller Wunder. Und, bist du noch sauer auf mich?«

»Aber nein! Warum sollte ich sauer sein?«, antwortete ich prompt und schrie die Worte fast heraus.

»Du bist, was du bist. Wer bin ich denn, dass ich dich ändern will?«

»Nur damit ich das richtig verstehe, bist du sauer auf mich, weil ich lieber von irgendwelchen Fremden trinke als von dir oder weil du glaubst, dass meine Energieaufnahme außer Kontrolle gerät?«

Darüber musste ich kurz nachdenken. »Kann es nicht beides

sein?«

»Nein, weil beide Gründe Blödsinn sind«, konterte er. »Ich bin vorsichtig mit der Energie, die ich aufnehme, und nicht eine Frau ist bisher meinetwegen gestorben. Du weißt, dass ich verrückt nach dir bin – ich muss es nicht mal sagen, du kannst es spüren, und du weißt, dass ich nicht nur schöne Reden schwinde. In jeder Sekunde mit dir brauche ich irre viel Selbstbeherrschung, aber selbst die wird irgendwann zusammenbrechen.

Was wir teilen, wird uns verschlingen. Die Frage ist nicht ob, sondern wann. Wenn es dir also recht ist, würde ich meine geistige Gesundheit gern noch etwas behalten.«

Und damit ging er fort und ließ mich stehen, voller Anspannung und mit einer schlagfertigen Erwiderung auf den Lippen, die leider dreißig Sekunden zu spät kam. Ich hasste es, wenn das passierte. Jede Nervenfaser in meinem Körper sirrte, nicht wegen seiner Worte,

sondern wegen der Hitze dahinter. Warum hatte er diese Wirkung auf mich? Oder vielleicht spürte ich ja meine Wirkung auf *ihn*. Dieses gegenseitige Verstehen ohne Worte war einfach nur durchgeknallt, das ständige Hin und Her von Gefühlen, bis hin zu dem Punkt, an dem ich durch ihn auf mich selbst scharf war.

Da ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, stopfte ich mir noch mehr Krabbenchips in den Mund und betete, dass der Abend bald vorbei war.

Das Essen verlief angespannt, und in den ersten zehn Minuten kam es immer wieder zu Pausen in der Konversation, gefolgt von Seitenblicken in meine Richtung. Das Ideal der Petrovskys war die typische Familie, die jeden Abend zum Essen zusammenkam und über den Tag sprach. Alle waren sehr herzlich, lächelten viel und berührten ihr Gegenüber ständig, als müssten sie sich dauernd vergewissern, dass es noch da war. Tragödien können sich so auswirken auf die Menschen,

aber ich hatte das Gefühl, dass sie schon immer so gewesen waren.

Erst nach einem weiteren Gang lief es langsam etwas besser. Die Kinder schienen ein bisschen redseliger, und Olivia hörte endlich auf, mich böse anzufunkeln, legte das Steakmesser weg und konzentrierte sich auf das Essen. Ich sah, dass alle Geschwister ein goldenes Armband wie meins trugen, sogar der Junge. Auch wenn es Erbstücke waren, die für unsere Sicherheit sorgten, konnte ich das Gefühl nicht abschütteln, an

die Leine gelegt zu sein.

»Und, Samara, hast du die Tagebücher gelesen?«, fragte Angie.

»Ja.«

»Und was hast du gelernt?«

Im Zimmer wurde es still, und alle Blicke richteten sich auf mich.

Unglaublich, jetzt wurde ich mitten beim Abendessen auch noch abgefragt. »Kurz gesagt, Lilith ist ein Sukkubus, aber sie war mal ein Mensch und eine von vielen alten Stammesfrauen, die bösen Rauch eingeatmet haben. Der Rauch

stammte von den verkohlten Überresten eines riesigen Engelwesens, das die Dorfbewohner in zwei Teile gerissen und verbrannt hatten. Na ja, die typischen Familiengeschichten halt. Und die Moral von der Geschichte: In der Gegenwart böser Geister sollte man lieber den Mund zumachen.«

Szymon prustete und hielt sich die Nase zu, damit sein Getränk nicht herausschoss. Olivia, die das weit weniger lustig fand, gab ihrem Bruder einen Klaps auf den

Hinterkopf. Als er sich wieder eingekriegt hatte, aß er weiter, immer noch vor unterdrücktem Lachen behebend.

»Wie schön, dass du unseren Stammbaum so amüsanant findest«, blaffte Olivia auf Polnisch.

»Wenigstens wissen wir, wo wir herkommen.«

»Offenbar tut ihr das nicht, wenn es drei verschiedene Versionen davon gibt.« Sie musste gedacht haben, dass ich sie nicht verstanden hatte, und war daher schockiert, als

ich ihr in ihrer Muttersprache antwortete.

»Englisch, die Damen«, mischte Haden sich ein und sah uns beide an. »Nicht jeder hier am Tisch kann Polnisch.«

»Danke, Haden«, sagte Angie. Ihr strenger Tonfall brachte sofort wieder Ordnung in die Runde. »Es sind bloß Legenden, Samara. Niemand nimmt sie ernst, auch wenn die Entstehungsgeschichte in einigen Kulturen gefeiert wird. Manchmal werden die Ereignisse sogar

nachgespielt.«

»Mit oder ohne das Dorfmassaker?«, fragte ich.

»Mit.« Sie lächelte. »Mir geht es vor allem um die Blutlinie. Bist du schon bei den drei Schwestern Antioch?«

»Äh, fast. Die erzählen die Geschichte, nicht?«

»Die erste Hälfte, ja. Wenn du zu dem Teil kommst, in dem sie sich in den Karpaten verstecken, sag Bescheid. Also, was hattest du denn für die Weihnachtsferien so

geplant?«

»Na ja, ähm, ich hatte gehofft, ihr würdet an Weihnachten zum Abendessen zu uns kommen und wir würden uns beschenken.«

»Wir sind Juden«, sage Olivia ausdruckslos.

»Ich weiß, war nur so eine Idee.«
Angie stützte das Kinn auf ihre Hand und beugte sich zu mir. »Das klingt wunderbar, Liebes. Ich habe jede Menge Geschenke für dich und deine Mutter dabei.«

Als ich in die Runde sah, bemerkte

ich, dass eine Hauptperson fehlte. Ich hatte erwartet, dass er irgendwann noch aufkreuzte, aber sein Stuhl am Kopfende des Tisches blieb leer. »Wo ist Mr Petrovsky?«

Angie ließ die Gabel fallen und starrte auf ihren Teller. »Er ist leider krank und bleibt über die Feiertage bei seiner Familie. Offenbar kommt er langsam in die Jahre.«

Verwirrt von ihrer Bemerkung und dem seltsamen Tonfall, fragte ich: »Was soll das heißen? Seid ihr beide nicht gleich alt?«

Im Zimmer war es wieder still, und es herrschte plötzlich eine Stimmung wie auf einer Totenwache.

»Darüber sprechen wir später. Das ist einer der Gründe, warum ich hier bin und warum du die Tagebücher lesen musst. Du musst wissen, was von dir als Mitglied unserer erweiterten Familie erwartet wird.«

Das laute Klirren von Besteck zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Olivia schob ihren Stuhl zurück und stand auf.

»Mama, bitte entschuldige mich.«

Sie verließ das Zimmer, bevor ihre Mutter etwas erwidern konnte.

»Verzeih ihr, Sam. Du musst verstehen, Olivia und Nadine standen sich sehr nahe«, beschwor mich Angie.

Ich verstand das sehr gut. Ich war eine Fremde, die auch noch die Vornehmheit ihres Stammbaums bedrohte. Und was noch schlimmer war, sie war gezwungen, mit den Söhnen des Mannes an einem Tisch zu sitzen, der ihre große Schwester ermordet hatte. Wenn das keine

Gründe für Verbitterung und Angst waren, dann wusste ich auch nicht.

Ich trank einen Schluck Wasser und sagte dann: »Hör mal, ich möchte keine alten Wunden bei euch aufreißen. Und ich weiß, dass ihr jede Menge Fragen habt, aber für mich ist das alles auch ganz neu.«

»Lass dich nicht entmutigen. Niemand gibt dir die Schuld, und wir müssen mit dem abschließen, was geschehen ist«, versicherte Angie.

Ich sah zur Tür hinüber, durch die

Olivia gegangen war. »Nicht alle«, sagte ich, während von oben ein Stampfen herabdrang, gekrönt von einer zuknallenden Schlafzimmertür.

Nach dem Essen wurden die Petrovsky-Kinder in ihre Betten verbannt, während wir anderen uns im Privatbüro zu Kaffee und Tee versammelten.

Waldgrüne Tapeten bedeckten die Wände, und die Möbel aus dunklem Holz verliehen dem Büro einen maskulinen Touch. Alles in diesem Raum roch nach Luxus: der hohe

Kamin und die weichen Ledersessel am schweren Eichentisch in der Ecke. Mein Großvater hatte so ein Arbeitszimmer, allerdings gab es dort an den Wänden mehr Bücherregale und Jagdtrophäen.

Angie machte es sich in einem schicken Sessel am Feuer bequem und kam sofort zur Sache: »Sag mir, Samara, wie viele große Cambion-Familien gibt es?«

Aha, eine neue Quizrunde. Ich nippte schüchtern an meinem Tee und zählte im Kopf durch. »Ähm,

insgesamt dreizehn, davon drei in Nordamerika.«

»Also weißt du, wer die Familie Santiago ist?«, bohrte sie nach.

Ich suchte das Zimmer nach Beistand ab, aber die Brüder interessierten sich plötzlich für verschiedene Stellen im Raum. Caleb saß mit verschränkten Armen auf einer Chaiselongue mir gegenüber. Yep, ich war auf mich allein gestellt.

»Ja, sie herrschen über Teile Kanadas und die gesamte Ostküste

bis runter nach Puerto Rico«, antwortete ich.

»Sehr gut. Und du bist dir darüber im Klaren, dass du unter ihrer Gerichtsbarkeit geboren bist und die Gesetze in ihrem Gebiet befolgen musst?« Als ich nickte, stand sie auf und sagte: »Als die Familienälteste bin ich verpflichtet, dir die Cambion-Gesetze zu erklären und dich darauf hinzuweisen, wie wir uns von unseren Vorfahren unterscheiden.«

»Ich kenne doch den Unterschied

zwischen Sukkuben und Cambions«, warf ich ein.

»Ja, aber du musst die Geschichte verstehen. Die dreizehn Familien sind sehr alt, aber das ist nicht der Grund für ihre Macht. Es ist vielmehr ihre Disziplin und ihre Ausdauer darin, alle Dämonen zu vernichten. Es ist eine Mission, ein Wettbewerb, schon seit über tausend Jahren. Wir wollen nicht, dass unser Stammbaum weiter befleckt wird, damit es keine Dämonen mehr auf der Welt gibt. Dazu müssen

bestimmte Regeln aufgestellt werden, über die sich keine Familie hinwegsetzen darf.« Sie ging mit geschmeidigen, anmutigen Bewegungen durch den Raum und balancierte dabei eine winzige Tasse auf einer Untertasse.

»Wenn ein Cambion seinen Gefährten verliert oder Gerüchte aufkommen, dass er zu viel Energie aufnimmt, muss er gemeldet und von seinem zugewiesenen Anführer überwacht werden. Wenn er im Verdacht steht, sich in sein

Dämonen-Gegenstück zu
verwandeln, muss er exekutiert
werden. Punkt.« Angies Blick ruhte
nacheinander auf jedem Mann im
Raum, während sie sprach. Die
Brüder senkten die Köpfe wie
unartige Jungen im Büro des
Schuldirektors.

»Dem Gesetz nach muss jeder, der
weiß, dass ein Cambion auf der
Kippe zur Transformation steht, und
es nicht meldet, ebenfalls bestraft
werden. Die Methode variiert je
nach Region, aber in der Regel führt

sie zum Tod. Euer Vater war nicht nur ein Verwandelter, sondern er hat auch die Erbin einer der Hauptfamilien getötet. Das ist ein Kapitalverbrechen.«

Ich war mir nicht ganz sicher, warum ich mich meldete wie in der Schule – ein reiner Reflex wahrscheinlich. »Das klingt jetzt vielleicht brutal, aber Nathan Ross hat doch deine Tochter umgebracht und nicht ihre. Wenn überhaupt, dann solltest du über die Brüder urteilen.«

Sie sah mich an wie eine Mutter, deren Kind etwas Niedliches gesagt hat. »Es geht ums Prinzip und den Ruf. Das Verbrechen wurde auf Santiago-Gebiet begangen, und einen abtrünnigen Cambion direkt vor der Nase zu haben, lässt sie vor den anderen Familien als unfähig dastehen, nicht nur in diesem Land, sondern auf der ganzen Welt. Ihr Titel könnte angefochten werden, wenn sie Schwäche zeigen.«

»Wieso müssen die anderen Familien es denn wissen? Kannst du

sie nicht decken und sagen, es war nur ein verrückter Unfall?«, fragte ich.

»Sam, du hast keine Ahnung, wie bekannt die Petrovskys in Cambion-Kreisen sind. Sie sind die Historiker, weil sie eine der ältesten Aufzeichnungen unserer Geschichte besitzen«, erklärte Haden. »Die Nachricht von Nadines Tod ging um die ganze Welt. Alle Augen ruhen auf Amerika, und alle hoffen, dass Blut vergossen wird.«

»Tja, Nathan Ross ist tot. Da

haben sie doch ihr Blut«, erwiderte ich.

»Das würde reichen, wenn nicht gegen Caleb ermittelt würde. Die Santiagos glauben, seine Energieaufnahme wird in Zukunft zu einem ähnlichen Problem werden. Da Caleb Amerikaner ist und auf ihrem Gebiet geboren wurde, haben sie ihn besonders im Auge«, sagte Angie. »Broderick ist als der Älteste nach New York gefahren und hat angeboten, sich für dich einzusetzen.«

»Du meinst, meinen Platz unter der Guillotine einzunehmen«, warf Caleb ein.

»Wir können nur hoffen, dass es nicht dazu kommt. Aber die Todesfälle, die aus diesem Bundesstaat berichtet wurden, haben den Ruf der Santiago-Familie ziemlich beschädigt«, sagte Angie düster.

»Ist das dein Ernst? Sie könnten Caleb töten, nur um ihr Gesicht zu wahren? Das können sie doch nicht machen!«, schrie ich. »Das ist

illegal! Die wandern wegen Mordes ins Gefängnis!«

»Weltliche Gesetze gelten nicht für Cambion-Angelegenheiten, Sam. Die Familie hat überall ihre Leute. Wenn sie will, dass jemand verschwindet, dann verschwindet er. Es wäre nicht das erste Mal«, erklärte Haden geduldig.

»Das ist nicht fair!« Ich knallte meine Tasse auf den Tisch. »Ich werde alles aufliegen lassen, ehe sie einen Unschuldigen töten. Ich gehe zu allen Nachrichtensendern

und erzähle denen alles.«

»Und was willst du ihnen erzählen?«, mischte sich Michael ein. »Dass es Inkuben und Sukkuben gibt? Die meisten Menschen wissen nicht mal, was ein Cambion ist, Sam.«

»Es muss doch einen Weg geben, sie aufzuhalten.«

»Du brauchst dich jetzt noch nicht aufzuregen. Es ist nur eine Untersuchung«, klinkte Angie sich ein. »Es geht ihnen vorrangig um Caleb, aber es ist unter allen

Umständen verboten, den Gefährten eines Cambions zu töten. Eure Verbindung wird das Urteil aus Verfahrensgründen über den Haufen werfen.« Angie nippte anmutig an ihrem Tee und sah mich dann direkt an. »Da wir das nun geklärt haben, ist es wohl an der Zeit, über das Ausmaß eurer Beziehung zu sprechen.«

Die Schatten auf dem Boden faszinierten mich plötzlich ungemein. »Angie, ich finde, das ist ein bisschen zu persönlich.«

»Das kann sein, aber deine Entscheidung könnte bestimmen, wie diese Untersuchung ausgeht.«

Schon wieder lief alles auf das eine hinaus. Unsere Verbindung war unausweichlich, aber ich hatte auf etwas Romantischeres und sehr viel Privateres gehofft. Für alle anderen mochte das ja keine große Sache sein, aber ich war die einzige Unerfahrene im Raum, und ich hatte eine Heidenangst, um es mal vorsichtig auszudrücken. Aber wenn das hieß, dass niemand mehr sterben

musste, dann war ich bereit, mich für die Gemeinschaft zu opfern.

Leider hatte Caleb andere Vorstellungen. »Nein«, knurrte er. »Das hatten wir doch schon. Wenn wir die Verbindung eingehen und mir etwas passiert, wird Sam auch sterben.«

»Damit können wir uns immer noch befassen, wenn es so weit ist«, argumentierte Haden. »Denk doch zur Abwechslung mal an die anderen.«

»Mach ich doch!«, brüllte Caleb.

»Ich lasse mich nicht zu etwas drängen, das vielleicht gar nicht funktioniert. Unser Privatleben sollte nicht öffentlich zur Debatte stehen. Schlimm genug, dass ich einen Dämonengeist versorgen muss, jetzt will man mir auch noch vorschreiben, wen ich ...« Er spitzte die Lippen und atmete durch die Nase, um seine Wut unter Kontrolle zu bekommen. »Erst mein freier Wille, dann mein Privatleben. Gehört überhaupt noch irgendwas mir? Ich bestimme selbst über mein

Leben.« Caleb stand von der Chaiselongue auf und ging zur Tür.

»Caleb, wenn du nicht möchtest, dass dieses Leben heute Abend endet, schlage ich vor, du setzt dich wieder hin. Jetzt«, rief Angie hinter ihm her. Ihre Augen schossen smaragdgrüne Lichtstrahlen auf Calebs Rücken ab.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Im selben Augenblick spürte ich einen heftigen Schmerz in meiner Brust, eine Panikattacke, die mir den Atem raubte.

Haden und Michael erhoben sich langsam und achteten dabei darauf, keine plötzlichen Bewegungen zu machen. Die beiden beobachteten Angie genau. Ihre Körper waren angespannt; sie würden sich jederzeit in die Schusslinie werfen, falls es sein musste.

Caleb wirbelte herum und sah Angie trotzig an, wandte sich dann aber unter offensichtlichen Schmerzen schnell wieder ab. Er sah zu Boden und blinzelte ein paarmal schnell hintereinander, als könnte er

nichts sehen.

Ohne ihr noch einmal ins Gesicht zu schauen, sagte er mit zittriger Stimme: »Wenn du mich tötest, tust du Tobias nur einen Gefallen. Bin ich denn der Einzige, der sich an ihn erinnert? Er hat auch eine Verbindung zu Sam. Die Familie Santiago würde sich bestimmt freuen zu hören, dass ein Dämon der Erbe der Petrovsky-Dynastie sein könnte.« Mit gesenktem Kopf verließ er den Raum und ließ die Tür hinter sich geräuschvoll

zufallen.

Angie schloss die Augen und massierte sich die Nasenwurzel, um ihre Fassung wiederzuerlangen. Michael und Haden funkelten mich böse an, als wäre das alles meine Schuld.

»Wir sollten ihm nachgehen.« Ich wollte aufstehen, aber Angie hob die Hand, um mich aufzuhalten.

»Nein. Ich muss mit dir allein reden, Samara. Michael, Haden, bitte behaltet euren Bruder im Auge. Sorgt dafür, dass er heute Nacht sein

Zimmer nicht mehr verlässt.«

Die Brüder gingen rückwärts aus dem Zimmer und drehten sich erst um, als sie die Tür erreichten.

Im Arbeitszimmer war wieder alles ruhig, nur das Knacken des brennenden Holzes im Kamin durchbrach die Stille. Ich konnte Angie im Augenblick auch nicht ansehen, also spielte ich mit meinen Händen und fummelte an dem Niednagel am rechten Daumen herum. »Caleb hat nicht unrecht, weißt du. Die Bosse werden nicht

allzu froh über Tobias sein.«

»Ja, und deshalb werden sie es nicht erfahren, jedenfalls nicht, bevor du und Caleb den Bund eingegangen seid.«

»Glaubst du, deswegen hat Nadine dir nichts von Tobias erzählt? Weil sie Angst davor hatte, wie du reagierst? Ich meine, sie war den Bund mit einem Inkubus eingegangen, ihrem Todfeind. Vielleicht hat er sie ausgetrickst, oder aber sie hat es freiwillig getan – keine Ahnung –, jedenfalls sind

Tobias und Lilith nun verbunden.«

»Was für ein Riesendurcheinander, meine Kleine. Es tut mir so leid, dass du nun diese Last tragen musst. Hätte ich gewusst ...« Sie bedeckte ihr Gesicht mit der Hand und drängte die Tränen zurück. »Wann hast du ihn zum letzten Mal gesehen?«

Ich erzählte ihr alles, was in der letzten Woche geschehen war, von meinem Blackout und Tobias' Verschwinden bis zum Eindringling in meinem Haus. Der Tropfen, der

das Fass zum Überlaufen brachte, war mein Armband mit der durchtrennten Kette, die ich mit Klebeband geflickt hatte. Ich hatte die Kettenglieder mit verschiedenen Mitteln zusammenzuhalten versucht – mit Büroklammern, Haarspangen, Gummibändern –, aber alles rostete oder rutschte unter der Dusche heraus.

Angie fluchte normalerweise nicht. Das war schlechtes Benehmen. Aber nun schien sie in zwei Minuten alles nachholen zu wollen. Als sie fertig

war mit ihrer Tirade, ging sie zum Kamin und holte eine kleine, flache Schachtel und ein Feuerzeug hinter der Vase auf dem Kaminsims hervor. Sie machte eine rasche Bewegung aus dem Handgelenk und hatte plötzlich eine Zigarette zwischen den Fingern.

»Du hast mir versprochen, dass du aufhörst«, murmelte ich.

»Habe ich das?« Sie zündete die Zigarette an und nahm einen Zug.

Als ich darüber nachdachte, erkannte ich, dass sie recht hatte.

»Nein. Du hast es nicht mir versprochen. Du hast es Nadine versprochen.«

»Ja, ach, es ist nur ein kleiner Ausrutscher. Ich sage nur so viel: Es war ein sehr stressiger Monat.« Ihre freie Hand strich mir über das Haar.

»Wird langsam etwas verwirrend, oder? Schwer zu sagen, wo Nadine aufhört und wo du anfängst.«

»Manchmal.«

»Und deine Gefühle für Tobias sind kompliziert, ja?«

»Nicht nur für Tobias, auch für

Caleb«, antwortete ich.

Sie nickte und nahm wieder einen tiefen Zug. Die Glut ihrer Zigarette leuchtete hell auf und machte beinahe dem Feuer in ihren Augen Konkurrenz. »Caleb leidet. Nimm es nicht persönlich. Trotz all dem, was geschieht, liebt er dich.«

»Was macht dich da so sicher?«

»Spürst du es nicht? Es hängt wie dichter Nebel hier im Zimmer. Alle Möbel sind damit überzogen, selbst das Essen hat danach geschmeckt. Ich verstehe, dass er nicht gedrängt

werden will, aber was ist dein Grund dafür, den Bund nicht zu besiegeln? Ihr beide könntet endlich zusammen sein, und das würde all eure Probleme lösen.«

»Und neue schaffen«, wandte ich ein. »Ich glaube, ich bin noch nicht bereit für diesen Schritt. In meinem Kopf läuft alles durcheinander. Meine Eltern bekamen mich, als sie noch in der Highschool waren, und ich will nicht, dass eine sorglose Tat mein ganzes Leben ruiniert. Ich verstehe, warum Caleb so ist, sein

Bedürfnis nach Kontrolle; diese ...
Dinger in unseren Körpern
bekämpfen uns bei jeder
Gelegenheit.«

Ein paar quälende Momente lang
sagte sie nichts, und selbst so hoch
konzentriert wie jetzt sah sie
fantastisch aus. Sie drehte eine
weitere Runde im Raum, bevor sie
die Zigarette ausdrückte und sich
neben mich setzte. »Weißt du,
warum mein Mann in Wirklichkeit
krank ist? Weil ich ihn langsam
umbringe.«

Das hatte ich nicht kommen sehen, und der leichte Plauderton, in dem sie es sagte, ließ es noch verstörender klingen. »Was?«

»Er ist nicht wie wir, aber wir sind verbunden, und mein Geist verlangt, dass ich regelmäßig von ihm trinke. Er schenkt mir so viel Freude, dass ich einfach platzen könnte, Samara. Aber er wird älter, und seine Energie ist nicht mehr so schnell wiederhergestellt wie früher. Sein Immunsystem leidet darunter, und es wird mit den Jahren immer

schlimmer werden. Und wenn er stirbt ...«

»Wird dein Geist Entzugerscheinungen bekommen, und du könntest wahnsinnig werden«, beendete ich den Satz. »Aber hast du nicht gesagt, wer einen Gefährten verliert, muss gemeldet werden? Heißt das, du könntest getötet werden?«

Ihr Schweigen beantwortete meine Frage. »Verstehst du, wie viel Glück ihr habt? Du und Caleb seid beide Cambions, Gleichgestellte, die den

vollkommenen Bund eingehen können. Ihr seid beide Geber und Nehmer und stärkt euch gegenseitig.«

»Wenn wir uns nicht vorher umbringen«, murmelte ich.

Da war es wieder, dieses mütterliche Lächeln. »Ihr seid verliebt. Ihr werdet streiten und euch auf die Nerven gehen, das steht fest. Aber die Verbindung zwischen euch, selbst jetzt schon, wird euch das überleben lassen, woran andere sterben würden. Mein Mann und ich

haben nicht so viel Glück, und ich muss mich auf seinen Tod vorbereiten. Deshalb muss ich dafür sorgen, dass meine Familie geordnet ist. Es muss jemanden geben, der den Namen Petrovsky weiterführt und meine Töchter erzieht.«

»Was ist mit Olivia?«

»Sie wird zum Oberhaupt ernannt, wenn du den Titel ablehnst. Aber wenn du ablehnst, stehen du und Caleb nicht mehr unter dem Schutz meines Namens, und ihr seid wieder ganz am Anfang.«

»Na wunderbar.« Eine weitere schwere Verantwortung auf meinen Schultern hatte mir gerade noch gefehlt, wirklich.

»Deshalb bin ich hergekommen, um dir zu erklären, was dich erwartet«, fuhr sie fort. »Deine Verbindung mit Caleb ist eine meiner vielen Sorgen.«

»Ja, also das ...«, begann ich und kämpfte gegen die plötzlich aufsteigende Übelkeit. »Zählt unsere Gefühlsverbindung denn gar nichts dabei? Calebs Kakao war an

Halloween mit Olivenöl vergiftet,
und er lag einen Monat im Koma.
Wir sind vielleicht nicht den Bund
eingegangen, aber unsere
Verbindung trieb mich fast in den
Wahnsinn. Soweit es mich betrifft,
stecken wir schon tief in der Tinte.«

»Darüber habe ich auch
nachgedacht«, nickte Angie.
»Cambions gehen selten mit anderen
Cambions den Bund ein, und wenn,
dann geschieht es sofort. Die
Verbindung zwischen dir und Caleb
sollte ein vorübergehender Zustand

sein, so eine Art Verlobung. Es ist erstaunlich, dass ihr euch schon so lange zurückhältet, wenn man bedenkt, was wir sind und was unsere Natur ist. Da liegt es natürlich auf der Hand, dass die Familie glaubt, du und Caleb seid schon den Bund eingegangen, und wieso sollten wir ihr sagen, dass es nicht so ist?«, sagte sie.

Ich betrachtete ihren verschmitzten Gesichtsausdruck und wägte ab, was sie da andeutete, vor allem aber, was sie nicht sagte. »Du meinst, du

hast sie glauben lassen, dass wir es sind? Also tun wir jetzt einfach so, oder wie?«

»Dies sind sehr ungewöhnliche Umstände, mit denen wir so noch nie zu tun hatten. Lilith ist ein erwachsener Geist im Körper eines Kindes, und du bist zu jung, um eine so dauerhafte Entscheidung zu treffen. Das ist im Moment für dich die beste Lösung.«

»Woher wissen sie, dass wir nicht lügen? Gibt es da einen Test? Ein geheimes Handzeichen?«, fragte ich.

»Unwahrscheinlich, wenn jemand für euch aussagen kann, jemand, dem sie zutrauen, ein verlässlicher Zeuge zu sein.«

Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, wen sie meinte. »Ruiz«, sagte ich.

Sie nickte. »Er berichtet ihnen alles. Wenn du ihn überzeugen kannst, dass ihr beide Gefährten seid, dann gibt es keinen Grund mehr für weitere Ermittlungen«, sagte sie. »Sieh zu, dass der Detektiv euch möglichst oft

zusammen sieht. Sobald er überzeugt ist, dass ihr ein verbundenes Paar seid, wird er es berichten, und die Familie hat keine andere Wahl, als den Fall abzuschließen.«

Ich schüttelte verwundert den Kopf. »Wie zum Teufel soll ich das anstellen?«

»Sei kreativ. Ich vertraue deinem Urteil in dieser Sache.« Angie zwinkerte mir zu.

»Und was ist mit Tobias?«, fragte ich und hatte gleichzeitig Angst vor

der Antwort. Wie auch immer sie lautete, es würde schlimm für uns alle ausgehen. Aber ich musste einfach wissen, womit ich es zu tun haben würde.

»Ganz einfach, Kleines«, begann sie mit einem sanften Lächeln. Ihre Worte waren honigsüß, aber mit Gift versetzt. »Der Dämon muss sterben.«

Nachdem ich das Hotel verlassen hatte, fuhr ich eine Weile herum, um den Kopf freizukriegen, denn Angies

Worte wirbelten meine Gedanken immer wieder durcheinander.

»Der Dämon muss sterben. Der Dämon muss sterben.«

Der Satz hämmerte mir wieder und wieder in den Ohren, die ständige Wiederholung grub schon Furchen in mein Hirn. Ich wollte nicht, dass Tobias starb, jedenfalls nicht, wenn das bedeutete, dass Caleb und ich mit ihm gehen würden. Meine Sorge war vollkommen selbstsüchtig, und das machte mir auch überhaupt nichts aus. Auch wenn ich mir sicher

war, dass Tobias so ziemlich alles überleben konnte, musste ich ihn trotzdem vor Angie finden.

Ich fuhr Tobias' Pfad der Verwüstung entlang, die unrühmliche Meile des Dämons sozusagen. Ich kam an meinem Haus vorbei, meiner Schule, dem Merchant's Square, an den mich Tobias zum Trinken ausgeführt hatte, und parkte schließlich vor Calebs Reihenhaus, das nun eine Baustelle war.

Abgesehen von der blauen Plane über dem Dach und den vernagelten

Fenstern sah es von außen ganz gut aus. Die meisten Schäden waren innen, daher musste es entkernt und renoviert werden.

Ob Frau oder massives Gebäude, wenn Tobias damit fertig war, war alles dahin. Ich bezweifelte, dass er unverschämt genug war, sich noch mal in Calebs Wohngegend zu zeigen, also fuhr ich zu meinem nächsten Ziel.

Die Sprühflasche mit dem Olivenöl, die ich immer in der Tasche hatte, lag jetzt auf meinem

Schoß, falls er einen weiteren Überraschungsangriff plante. Und wie immer kribbelte Lilith an meiner Wirbelsäule auf und ab, weil sie genau wusste, welchen Schaden Salböl anrichten konnte. Caleb war fast gestorben, als jemand bei Courtney B. s Halloweenparty ein paar Tropfen in sein Getränk geschüttet hatte. Natürlich machte Lilith sich Sorgen um meine Sicherheit. Für sie war ich wie ein Kind, das mit Streichhölzern spielte.

Ich starrte auf die Straße und

dachte an die Kostümparty, seit der Jahrzehnte vergangen zu sein schienen. Was würde ich dafür geben, wieder in einer Zeit zu leben, in der eine Party nur eine Party war und kein Auftakt zu einer Tragödie. Ich dachte an meine grünen Feenflügel, den kandierten Apfel auf meinem Kopf und Calebs elegante Pfeil-und-Bogen-Nummer. Dann erinnerte ich mich an den maskierten Mann auf der Tanzfläche, von dem ich inzwischen wusste, dass es Tobias gewesen war. Ich war ihm

über die ganze Party gefolgt, mit dem gleichen hirnlosen und verzweifelten Wunsch, zu ihm zu gelangen, der mich auch jetzt antrieb.

Alle Gedanken führten immer wieder zu ihm, und ich musste zugeben, dass er ebenso sehr eine verführerische Ablenkung wie eine verhasste Angewohnheit war. Selbst in Gedanken ließ er mich nicht in Ruhe, und Liliths merkwürdiges Verhalten verschlimmerte das Gefühl nur noch. Ich würde nicht

aufhören, nach ihm zu suchen, und es gab noch einen letzten Ort, an dem ich nicht nachgesehen hatte.

Den Colonial Parkway befuhr niemand im Dunkeln, der die Morgendämmerung erleben wollte. Wegen der ungelösten Mordfälle, die sich im Laufe der Jahre hier ereignet hatten, war die Straße in Williamsburg berüchtigt, doch nur der steinige Pfad und der uralte Wald an seinen Rändern kannten die wahre Geschichte. Natürlich war das genau der Weg, den ich wählte, den

Pfad der Wahrheit.

Mit dem Fernlicht suchte ich die Straße nach Wrackteilen ab, obwohl die Polizei das Gebiet inzwischen geräumt hatte. Nach einer halben Stunde sah ich Glassplitter auf der Straße glitzern. Ich fuhr langsamer und fand noch ein paar Metallteile und ein kleines Stück Gummi, aber nirgendwo eine Unfallstelle. Ich wollte gerade aufgeben, als ich über die rechte Schulter etwas Helles, Buntes sah.

Ich war allein auf der Straße, also

legte ich den Rückwärtsgang ein und hielt direkt neben der Stelle. Bei näherem Hinsehen erkannte ich, dass es verwelkte Blumen, Kerzen und Briefe auf einem ordentlichen kleinen Haufen waren. Zweifellos waren Maliks Freunde und seine Familie vor mir hier gewesen. Ich machte mir nicht die Mühe, die Worte auf den wettergegerbten Plakaten zu lesen; ich wusste, dass auf allen dasselbe stand, und meine Schuldgefühle waren auch so schon groß genug.

Ich griff nach meinem Rucksack und stieg aus, wobei ich nach etwas Ungewöhnlichem Ausschau hielt. Entgegen jedem gesunden Menschenverstand lenkte eine seltsame Kühnheit meine Schritte. Niemand konnte mich wirklich verletzen, ohne Liliths Zorn auf sich zu ziehen. Kein *Mensch* jedenfalls.

Ich schlenderte ein paar Meter von der Unfallstelle weg und sah schmale Erdwälle unter dem herausgerissenen Gras aufragen. Reifenprofile hatten sich in den

kalten Schlamm gefressen. Auf der Straße selbst waren keine Bremsspuren zu sehen, aber wenn da welche gewesen wären, wären sie demselben Bogen gefolgt, den die Abdrücke im Schlamm zum Graben hin bildeten.

Ich schaltete in den Detektivmodus und versuchte, mir die Szene vorzustellen. Vielleicht war plötzlich etwas aufgetaucht und hatte den Wagen nach rechts ausscheren lassen. Ein Reh vielleicht. Die gab es hier zuhauf. Mit aufgeregt

klopfendem Herzen ging ich auf der Suche nach dem nächsten Hinweis weiter die Straße hinunter. Ich lief, bis ich kein Glas mehr fand und die Spur kalt wurde.

»Hier muss es passiert sein«, sagte ich zum glitzernden Asphalt.

»Tobias, was ist mit dir geschehen?«

Ich lauschte auf Bewegungen, auf ungewöhnliches Blätterrauschen oder andere Anzeichen für die Anwesenheit von Lebewesen. Streunende Opossums und

Waschbären waren meine einzige Gesellschaft heute Abend. Das Mondlicht ließ ihre Augen unheimlich aufglühen. Offenbar wussten sogar sie, dass ich nachts nicht auf dem Parkway herumlungern sollte. Als ich zu meinem Auto zurückging, fiel mir auf, dass eins der Lichtpünktchen zu groß und zu hell war, um von einem Tier zu stammen.

Ich kniff die Augen zusammen und verfolgte, wie das Leuchten zwischen den Bäumen hindurchglitt.

Es schwebte knapp über dem Boden und schwang hin und her, dann huschte es die Bäume hinauf. Das waren gar keine Augen. Es war eine Taschenlampe.

Es gab keine Häuser in dieser Gegend, und soweit ich sehen konnte, fuhren auch keine anderen Autos auf der Straße, aber ich war eindeutig nicht die Einzige, die hier draußen etwas suchte. Plötzlich erlosch das Licht, und ich konnte am Knacken von Zweigen und dem Rascheln trockener Blätter hören,

wie etwas näher kam. Wie angewurzelt stand ich hilflos da, als der Wind plötzlich ein weiteres Geräusch heranwehte. Es klang ungewöhnlich, nicht wirklich wie ein Heulen, sondern wie das Jaulen eines verletzten Tieres.

Sobald es eingesetzt hatte, hörte es schon wieder auf.

Hatte ich mir das nur eingebildet? Die Angst kann der Fantasie schon mal einen Streich spielen, aber mein Kopf war klar genug, um zu wissen, dass ich nicht allein war. Und wenn

die Paranoia mich nicht täuschte,
wurde ich beobachtet. Ich spürte das
intensive, durchdringende Starren
von etwas Gefährlichem und
Hungrigem. Ich fühlte den Blick,
bevor ich die dunkle Gestalt durch
die Bäume sah. Sie erinnerte mich
an einen Raubvogel, wie sie da auf
einem Ast hockte und ihr Revier vor
Eindringlingen beschützte.

Als ich spürte, wie mir etwas den
Rücken hochkroch, fuhr ich
zusammen und schaute hinter mich.
Natürlich sah ich niemanden und

fühlte mich töricht bei dem Gedanken, dass ich Lilith vergessen hatte. Sie war immer da, sah alles und wusste alles und zupfte ständig an meinen Nerven. Zu meiner Überraschung hatte sie keine Angst. Sie schien vielmehr hin- und hergerissen und ein wenig traurig zu sein und nicht zu wissen, ob sie gehen oder bleiben sollte. Also traf ich die Entscheidung für sie.

Endlich setzte die Vernunft wieder ein, und ich rannte fast zu meinem Wagen. Ich sah mich nicht um, ob

das Ding mir folgte. Die Erlebnisse der Vergangenheit hatten mich gelehrt, niemals zurückzuschauen.

Herankommende Scheinwerfer zwangen mich, die Straße zu verlassen und auf dem Randstreifen zu laufen. Ich erreichte mein Auto, sprang hinein und verschloss die Tür, als das andere Auto auch schon neben meinem hielt.

Das getönte Fenster glitt herunter, und ein dunkler Kopf beugte sich vom Fahrersitz herüber. Das war wahrscheinlich das erste und einzige

Mal in meinem Leben, dass ich froh war, den Detektiv zu sehen.

»Samara?«, rief Ruiz. »Bist du das? Was zum Teufel machst du mitten in der Nacht hier draußen?«

Ich ließ mir Zeit, das Fenster herunterzukurbeln, um mir eine gute Entschuldigung auszudenken. Dann fielen mir die Blumen am Graben ein.

»Ein Klassenkamerad von mir hatte hier einen Autounfall, und ich wollte ihm die letzte Ehre erweisen.« Ich zeigte auf die Blumen

und Kerzen auf der Straße.

»Hättest du das nicht tagsüber machen können? Weiß deine Mutter, dass du hier draußen bist?«, fragte er.

Oh-oh, nicht die Mutterkarte. »So spät ist es noch nicht. Was machen *Sie* denn hier draußen?«, gab ich zurück, um ihn von dem Thema abzubringen. Das Letzte, was ich jetzt brauchte, war, dass er mich verpiff.

»Hast du Haden oder Michael Ross gesehen? Sie sind in diese

Richtung gefahren, aber ich habe sie aus den Augen verloren.«

Sie waren auch auf dem Parkway? War hier irgendwo eine Cambion-Raststätte? »Nein. Hab sie nicht gesehen«, sagte ich.

Er beugte sich zu mir herüber. Sein Gesichtsausdruck war hart und verriet, dass er es ernst meinte. »Wenn du sie vor irgendwas beschützen willst, lass es lieber. Sie stecken so schon genug in Schwierigkeiten, und Weglaufen macht es nur noch schlimmer.«

»Ich habe sie nicht gesehen, ich schwöre es!«, beteuerte ich. »Zuletzt waren sie noch im Hotel. Haben Sie die Bars in der Gegend überprüft?«

»Ja. Sie gehen gern mal einen trinken. Ein bisschen weit vom Schuss für einen Drink allerdings«, sagte er mehr zu sich als zu mir.

»Du solltest nach Hause fahren, Samara. Das ist kein guter Ort, um allein herumzustromern. Ich habe Geschichten über diese Gegend gehört.« Er blickte zu den Bäumen hinüber. »Tut mir leid wegen deines

Freundes. Wie ist er gestorben?«

»Ähm, weiß man nicht genau.

Wenn die Polizei seine Leiche findet, sage ich Ihnen Bescheid. Sie haben nur seinen Wagen gefunden.«
Ich ließ den Motor an und schaute ein letztes Mal zum Wald hinüber, wo ich die seltsame Gestalt gesehen hatte. Natürlich war sie weg – unheimliche Dinge verschwanden immer von der Bildfläche, wenn andere Leute dabei waren, sodass man dastand wie ein Idiot. Aber ich wusste, was ich gesehen hatte, und

ich wusste, dass es ein weiteres
Puzzleteil sein musste. Ich hätte mir
nur gewünscht, ich wüsste, was es
bedeutete, aber heute Nacht war ich
nicht mutig genug, um es
herauszufinden.

»Ja, hier draußen ist es überhaupt
nicht sicher«, sagte ich zu mir selbst.

Am Freitag war es schrecklich kalt und teilweise bewölkt, mit hohem Erstarrungsrisiko.

Es war so ein Tag, an dem dein Kissen anfängt, mit dir zu verhandeln. *Noch eine Viertelstunde, nur noch zehn Minuten, ach komm, noch fünf.* Gestern war der letzte Schultag vor den Ferien, also hatte ich meinen

Wecker nicht gestellt. Doch selbst nach drei zusätzlichen Stunden im Bett musste ich mich regelrecht herausquälen.

Ich hatte letzte Nacht aus zwei Gründen nicht viel geschlafen. Zum einen hatte ich bis spät in die Nacht mit Mom Weihnachtsfilme angesehen. Das war Tradition bei uns, und das Jahr konnte einfach nicht ohne eine große Portion kommerziell verordneter Fröhlichkeit zu Ende gehen. Ganz selten lagen wir dabei sogar

vollkommen auf einer Linie. Dann nämlich, wenn die große Dreifaltigkeit des Weihnachtskinos am selben Tag gezeigt wurde: *Ist das Leben nicht schön?*, *Fröhliche Weihnachten* und *National Lampoon: Schöne Bescherung*. Mom sah darin ein Zeichen dafür, dass das neue Jahr Glück bringen würde, aber ich war nicht so überzeugt davon.

Der zweite Grund für meine Müdigkeit war das, was ich gern als »Schlafentzug durch Schweinereien«

bezeichnete. Jetzt mal ehrlich, war es normal, lebensecht, wild und nicht jugendfrei von seinem Freund zu träumen? Fünf Nächte hintereinander? Ich wusste ja, dass andere Mädchen davon träumten, zu heiraten oder zum Abschlussfest zu gehen oder sich Hals über Kopf in einen Typen auf einem weißen Pferd zu verlieben, der sexy den Strand entlanggetrabt kommt. Aber meine nächtlichen Erlebnisse waren der reinste Porno. Ich war mir nicht sicher, ob ich Caleb noch mal in die

Augen schauen konnte nach dem, was ich gesehen hatte. Das war echt ungünstig, weil ich ihm heute auf der Arbeit begegnen würde.

Zweifellos war es Lilith, die hier unterschwellige Signale sendete. Sie hatte das schon mal mit Tobias gemacht, aber jetzt war Caleb der Star meiner Nächte, und die Bilder waren vorher auch nie so explizit und so echt gewesen. Ich wachte in kaltem Schweiß gebadet auf, die Hälfte der Laken lag auf dem Boden, und ich hätte auf einen Stapel Bibeln

schwören können, dass er bei mir im Zimmer war. Lilith zog alle Register, um sich verständlich zu machen, und sie würde mir keine Ruhe lassen, bis sie endlich ein Stück vom Kuchenmonster abbekam.

Das lebensechte Kopfkino war die eine Sache, aber es war auch nicht viel besser, wenn ich wach war. Plötzlich stürzte es von allen Seiten auf mich ein – zu Hause, in der Schule und auf der Arbeit. Das Paranormale sickerte in meinen Alltag und infizierte wie ein Virus

alle, die ich kannte.

Darüber hinaus konnte Mom nicht mehr schlafen und musste ihre Medikamentendosis erhöhen, Dad rief mich jeden Tag an, um mich mithilfe von Schuldgefühlen in eine Therapie zu drängen, Ruiz verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und Tobias war auf dem Kriegspfad, und keiner wusste, wo er steckte.

Lilith wollte nicht mit mir über meinen Blackout reden und versetzte mir Stiche in den Rücken, sobald ich das Thema anschnitt. Angie rauchte

Kette und führte lange
Telefonkonferenzen hinter
verschlossenen Türen. Michael und
Haden tauchten immer wieder unter
Ruiz' Radar ab und verschwanden
stundenlang auf irgendwelche
»Sauftouren«.

Dougie war über Nacht zu einem
Gigolo mutiert, der sich mit fünf
Mädchen pro Woche traf. Mia
weigerte sich immer noch, in der
Schule mit mir zu reden, Caleb
verhielt sich weiterhin merkwürdig,
und Malik Davis war immer noch tot

und blieb verschwunden.

Doch all das musste vorübergehend warten, denn es gab eine große Neuigkeit.

Robbie Ford war wieder in der Stadt.

Es begann mit einer SMS, die ich bekam, während ich mich für die Arbeit umzog.

ROBBIE: Yo, Sammy! Komme in den Ferien nach Hause. Dein Kerl soll mich ASAP anrufen. Silvesterparty bei mir. Bist

**eingeladen. Bekleidung keine
Pflicht.:p**

Robbie war in jeder Hinsicht ein genialer Schurke und hatte höchstwahrscheinlich vor, die Erde mit einem letzten Keyboardakkord hochgehen zu lassen. Er hatte gerade sein erstes Semester am MIT beendet, aber seinen sporadischen, gestressten E-Mails zufolge war das College auch nicht gerade das Gelbe vom Ei. Er meinte wohl, ein paar Saufexzesse würden uns allen

guttun, und da war ich ganz seiner Meinung. Robbies Partys waren der Dreh- und Angelpunkt unserer kleinen Welt, und es war Balsam für mein Ego, zu den Ersten zu gehören, die davon wussten. Obwohl, seine SMS an mich hatte vielleicht eher was mit Caleb und seinem Musiktalent zu tun. Mit Caleb als DJ würde es das Ereignis der Saison werden.

Plötzlich kam mir eine Idee, und ich schrieb Mia eine SMS. Wenn irgendwas sie knacken konnte, dann

eine Wahnsinnsparty.

**ICH: SILVESTERPARTY BEI
ROBBIE FORD! KOMM MIT!!**

Während ich auf ihre Antwort wartete, aß ich eine Schüssel Frühstücksflocken. Ich trank gerade die letzte Milch aus und hätte mich fast daran verschluckt, als ich ihre Nachricht sah.

MIA: OMG! Was ziehst du an?

Ich legte mitten in der Küche einen Breakdance hin – ohne Witz. Die Kommunikationskanäle waren wieder offen. Es war ein Schritt in die richtige Richtung, und im Moment würde ich nehmen, was ich kriegen konnte. Ich würde meine Freundin zurückerobern, koste es, was es wolle.

Nach meiner Antwort-SMS, dass ich keine Ahnung hätte, was ich anziehen sollte, schnappte ich mir im Hinauslaufen an der Tür Mantel und Rucksack. Ich konnte schon den

Bass durch die Lautsprecher pumpen hören, spürte schon die verschwitzten Leiber auf der Tanzfläche und schwelgte in der Freiheit, nicht denken zu müssen – nur eine Nacht lang. Dieser kleine Hoffnungsschimmer verlieh meinen Schritten den dringend nötigen Schwung.

Bis ich die Haustür öffnete.

»Was zum ...?« Ich starrte die Blondine an, die auf meiner Veranda stand.

Olivia drehte sich zu mir um. Sie

schien in Trauer zu sein, trug schwarze Kleidung und hatte ihre Stirn in Falten gelegt.

»Hallo, Samara. Gut, dass ich dich noch erwische. Ich will heute mit dir gehen«, sagte sie unter hängenden Augenlidern hervor.

Ich blieb wie angewurzelt stehen und hielt immer noch die Tür fest.

»Mit mir-was-wo?«

»Mama hat geschäftlich zu tun, Mishka und Szymon nerven. Mir ist langweilig, und ich würde dich gern zur Arbeit begleiten, als Gast

natürlich.«

»Himmel, wozu bloß? Da will *ich* ja nicht mal hin.«

»Ich bin neugierig, und das wäre doch eine gute Gelegenheit, uns besser kennenzulernen. Es scheint mir nicht fair, dass du so viel über mich weißt und ich praktisch gar nichts über dich. Ich würde gern mal sehen, wie die andere Hälfte so lebt.«

»Du meinst, dich unters gemeine Volk mischen?«, hakte ich nach.

»Eher meinen Horizont erweitern«,

präzisierte sie.

Ich sah zu dem Zwei-Meter-zehn-Koloss im teuren Anzug hoch, der neben ihr stand. Mit seiner Stoppelfrisur, dem kantigen Gesicht und den kalten blauen Augen erinnerte er mich an einen deutschen Turner auf Steroiden. »Wer ist der Typ? Er kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Das ist Gunnar. Er ist mein Fahrer und Leibwächter. Beachte ihn gar nicht.«

Wollte sie mich verschaukeln? Der

Kerl war so breit wie meine Tür. Ich hatte gedacht, Haden sähe furchterregend aus mit all seinen Narben und seinem massigen Körper, aber der hier wirkte, als könnte er Haden zum Frühstück verspeisen. »Der kann auf keinen Fall mit zur Arbeit kommen. Er fällt zu sehr auf. Die Leute werden denken, er ist vom Geheimdienst oder ein Auftragskiller oder so was.«

»Wir müssen immer einen Leibwächter bei uns haben, vor

allem in diesem Land. Du wirst ihn gar nicht bemerken, versprochen. Der Buchladen macht um zehn auf, ja?«

»Ganz egal, du kommst jedenfalls nicht mit.« Ich trat auf die Veranda.

»Was ist denn hier los?«, gähnte Mom, die gerade in einem flauschigen Bademantel und mit einer hochgeschobenen Schlafbrille die Treppe herunterkam. Nachdem sie sich die Augen gerieben hatte, schrie sie beim Anblick von Nadines Klon auf. »Himmel! Ist das

ein Geist?«

»Nein, Mom. Das ist Nadines kleine Schwester«, antwortete ich. Der Fairness halber sei bemerkt, dass »Klon« nicht ganz passte, denn im Gegensatz zu Nadine konnte Olivia lächeln und tat das auch ausgiebig, als sie den Kopf ins Haus steckte, um Mom zu begrüßen. Sie sprach auch besser Englisch als Nadine, es gefiel mir nur nicht, *was* sie zu sagen hatte.

»Freut mich, Mrs Marshall. Ich bin Olivia Petrovsky. Ich wollte Samara

heute zur Arbeit begleiten.«

»Oh. Wie aufregend. Kommt doch rein.« Mom winkte unsere Gäste hinein und machte eine Kopfbewegung zu dem Schlägertypen hin. »Was ist mit Klitschko? Kommt der auch mit?«

»Ja, er hat Anweisung, auch auf Samara aufzupassen«, erklärte Olivia.

»Ach, das ist ja nett. Ist das nicht nett, Schatz?«, fragte mich Mom.

»Nein. Nein, ist es nicht. Bei mir geht auch so schon alles drunter und

drüber, und da soll ich mir noch mehr aufhalsen? Sie ist ein ...« Ich senkte die Stimme, damit der Bodyguard mich nicht hörte. »Sie ist ein Cambion, Mom, und sie ist hübsch und gemein. Das ist eine Dreifachbedrohung. Sie wird Ärger bekommen, oder noch schlimmer, ich werde ihretwegen gefeuert. Ich hab so schon genug an der Backe.«

»Samara, es ist ja nur für einen Tag, und das wäre doch eine tolle Gelegenheit, dass ihr beide euch besser kennenlernt. Ihr seid jetzt

schließlich Cambion-Geschwister«, versuchte Mom mich zu überzeugen, aber ich wollte nichts davon hören.

Ich schaute zu Olivia, die mit ihrem Aufpasser sprach. Dabei fiel mir ihre Körpersprache auf: ihre Nähe, die beruhigenden Berührungen an Arm und Schulter und die ineinander versunkenen Blicke der beiden. Es sah sehr vertraut aus, wenn man die zwei Jahrzehnte Altersunterschied bedachte, aber ich spürte keinerlei anzügliche Schwingungen, also war es wohl

nicht nötig, die Polizei zu rufen. Es schien mehr eine Form der Kommunikation zu sein, eine Sprache der Hände und Augen, die nur sie verstehen konnten. In etwa so, wie Tiere sich verständigen würden.

Als sie merkte, dass ich sie anstarrte, warf Olivia ihre Pantene-Pro-V-Mähne über die Schulter und schenkte mir ein Lächeln, dem kein Mensch bei Verstand über den Weg trauen würde.

»Nein, verdammt noch mal!«,

schrie ich und drehte mich dann zu Mom um. »Wir können nach der Arbeit gern was unternehmen oder meinetwegen auch morgen, aber auf keinen Fall – *auf keinen Fall* – kommt sie mit mir zur Arbeit!«

»Das ist total abgefahren. Sie sieht genauso aus wie sie.« Alicia starrte wie in Trance ins Leere, während der Mixer auf höchster Geschwindigkeit ohne Deckel vor sich hin sirrte.

»Ich weiß. Wenn du glaubst, *das*

ist übel, solltest du mal ihre Mom sehen«, erwiderte ich und wischte die Sauerei weg, die sie auf dem Tresen veranstaltet hatte. Es war seltsam, die exakte Nachbildung einer toten Kollegin hier herumlaufen zu sehen, aber Alicia kam mit dem Poltergeist noch besser zurecht als die meisten anderen.

Olivia hatte innerhalb weniger Stunden einen gewissen Berühmtheitsstatus erlangt, was ihr hasserfüllte Blicke der Kundinnen einbrachte. Sie schlenderte die

Gänge hinunter, erschreckte die Hälfte der Belegschaft zu Tode und verdrehte jedem Mann im Buchladen den Kopf. Gunnar hatte nicht mal versucht, unauffällig zu sein, während er die Lage checkte. Ein Gutes hatte es: Keiner der Kunden belästigte mich, außer um nach Olivias Telefonnummer zu fragen.

Ich war so ganz und gar nicht in Weihnachtsstimmung. Die Schauspieler in ihren Kostümen aus dem 18. Jahrhundert, die draußen Weihnachtslieder zum Besten gaben,

verstärkten meine schlechte Laune nur noch. Zwischen den Liedern kamen einige von ihnen herein und holten sich heiße Getränke, und ich mutierte umgehend zum Mr Scrooge in ihrer Charles-Dickens-Vorstellung. Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, mussten alle Mitarbeiter für den Rest der Woche alberne Weihnachtsmützen tragen.

Abgesehen von den komischen Käuzen in ihren historischen Kostümen hatte die Stadt nicht viel

an Unterhaltung zu bieten, vor allem, wenn man kein Auto hatte. Es war also keine große Überraschung, dass die Hälfte meiner Schulkameraden ins Einkaufszentrum und die Kinos einfiel. Vielleicht waren es die Weihnachtsschnäppchen oder auch die Langeweile, jedenfalls schien jeder heute mal im Laden vorbeizuschauen. Als könnten sie das Frischfleisch riechen.

Olivia kam mit einem Stapel Bücher in der Hand zum Tresen. »Die würde ich gern kaufen. Und

einen Latte mit Hörnchen, bitte«, sagte sie mit einem bösen kleinen Grinsen, da sie wusste, dass ich tun musste, was sie sagte.

Ich stürzte an die Kaffeemaschine, um das gewünschte Getränk herzustellen, aber Alicia war schon dabei, und ich musste Olivias Bestellung eingeben und mit ihr plaudern. »Du weißt schon, dass vorn im Laden die Kassen sind ...«

»Ja, aber Kaffee bekomme ich nur hier.« Sie warf einen Blick auf das geschäftige Treiben. »Cuppa-Joe.

Interessanter Name. Meine Schwester hat echt gern hier gearbeitet. Keine Ahnung, warum sie überhaupt arbeiten wollte, aber sie war eben gern unabhängig.«

Da außer ihr niemand mehr anstand, schielte ich nach den Titeln ihrer Bücher in der Hoffnung, sie würde sich doch noch als menschliches Wesen entpuppen. Die Schrift auf einem der Bücher im Stapel kannte ich, und zum ersten Mal überhaupt war ich froh, sie zu sehen. Nachdem ich mich

umgesehen hatte, ob Alicia außer Hörweite war, fragte ich: »Du magst also *Der Geist*?«

»Versuchst du, eine Beziehung zu mir aufzubauen?«, gab sie zurück.

»Vielleicht. Funktioniert es denn?«

»Nicht besonders gut. Schicke Mütze übrigens. Echt politisch korrekt«, kommentierte sie. »Wenn du es unbedingt wissen willst, es ist nicht für mich. Ich kaufe das Buch für Mishka. Sie liebt die Serie und redet dauernd davon.«

»Und wie findest du sie?«, wollte

ich wissen.

»Schwach. Sie stellen Geister ganz falsch dar«, erwiderte sie. »Geister sind Dämonen, die die Toten verkörpern, nicht die verweilenden Seelen der Toten. Die Dämonen geben sich als Lebende aus.«

»Interessante Theorie.« Vor allem, da sie einen Dämon in sich trug und jeder hier glaubte, sie sei Nadines Geist. Ich betrachtete die anderen Bücher in ihrem Stapel und hielt bei einem dicken Band ganz unten inne.

»Die Gesamtwerke von William

Shakespeare. Wow.« Ich nahm das Buch und blätterte durch die Seiten. »Du stehst also auf Shakespeare?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Wer denn nicht?«

»Du wärst überrascht. Manche kommen nicht über das hinaus, was in der Highschool verlangt wird: *Romeo und Julia*, *Macbeth*, *Hamlet*. Sie kommen gar nicht bis zu dem wirklich guten Zeug. Manchmal spreche ich so wie die Schauspieler in diesen Stücken.« Ich kicherte in mich hinein.

»Das klingt nach einem Symptom für Schizophrenie. Wenn ich mich nicht irre, stehen die Bücher zu Psychologie und Geisteskrankheiten im dritten Gang, falls du eine Diagnose brauchst.«

Ich überhörte die Spitze und fragte:
»Welches ist dein Lieblingsstück?«

»Titus Andronicus. Gelesen?«

Ich nickte anerkennend. Ich kannte das Stück, und es war mit Abstand eine der abgefahrensten Geschichten, die es vor *Sweeney Todd* gegeben hatte – mit

Menschenfleischpasteten und allem Drum und Dran. Offenbar lag Nadines Liebe zu allem Tragischen und Makabren in der Familie.

Typisches Beispiel: das Buch in Olivias Hand. Ich neigte den Kopf, um den Titel zu lesen.

»»*Ich (Herz) dich, stech-stech*«.

Was ist denn nur los mit euch Kids heutzutage?«

»Das ist gar nicht schlecht. Es geht um einen Jungen, der ausgegrenzt wird, weil sein Vater ein Serienmörder ist und bald exekutiert

werden soll. In der Schule wird der Junge gemobbt, also beschließt er, das Familiengeschäft weiterzuführen. Er ist richtig gut – sehr clever, wie er nach und nach die beliebten Typen umbringt, die ihn gemobbt haben, und sich nicht erwischen lässt. Dann lernt er ein Mädchen mit Depressionen kennen, die versucht, sich umzubringen, und er rettet sie merkwürdigerweise. Eigentlich war er ihr gefolgt, um sie umzubringen.«

»So nach dem Motto:»Du tust mir

so leid, ich bringe es jetzt nicht mehr
übers Herz, dich umzubringen, lass
uns doch mal ausgehen««, fasste ich
zusammen.

Olivia nickte. »Als sie sein
»Hobby« entdeckt, weigert sie sich,
ihn zu verlassen. Es ist widerwärtig,
wie sie um diesen Mörder
herumscharwenzelt, nur weil er süß
ist und auf sie aufpasst. Selbst wenn
sie nichts von seinen Verbrechen
wüsste, die Vergangenheit seines
Vaters sollte doch eigentlich reichen,
damit sie sich von ihm fernhält,

findest du nicht, *Samara*?«

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass wir nicht mehr über das Buch redeten. Die Handlung kam Caleb und der Vergangenheit seiner Familie doch etwas zu nahe. Ich wusste, dass Olivia verbittert war, und sie hatte auch jedes Recht dazu, aber sie kannte nicht die ganze Wahrheit. Ihre Schwester war keine Heilige gewesen und hatte ein paar üble Leichen im Keller. Eine davon hieß Tobias.

Olivia nahm ihre Bücher und sagte:

»Ich erzähl dir dann, wie es ausgeht. Aber ich weiß schon jetzt, dass es kein Happy End gibt.« Mit einem fiesen kleinen Grinsen zum Abschied schwebte sie in eine ruhige Ecke des Cafés, ohne den dreifachen Vater zu bemerken, der über sein jüngstes Kind stolperte, weil er sich den Kopf nach ihr verrenkte.

Es ist schwer, nicht paranoid zu werden, wenn dich an jeder Ecke Leute beobachten. Wenn nicht Gunnar durchs Café patrouillierte,

schlich Ruiz durch die Gänge und sah nach, ob Caleb sich auch anständig benahm. Hatte in dieser Stadt denn niemand mehr ein eigenes Leben?

Ich konnte meine Pause gar nicht erwarten, und als sie endlich kam, flüchtete ich in den Pausenraum. Caleb saß am Klapptisch und hatte einen Kopfhörer im Ohr. Die unvermeidliche Weihnachtsmütze und eine Tüte Süßigkeiten lagen neben ihm auf dem Tisch. Mit einer Hand scrollte er durch die acht

Gigabyte Musik auf seinem Handy, mit der anderen kitzelte er Notizen. Robbie Ford hatte ihm wohl wegen der Party Bescheid gesagt, und nun erstellte er eine neue Playlist.

Ich hatte ihn im Pausenraum nicht erwartet. Um ehrlich zu sein, war ich ihm den ganzen Tag aus dem Weg gegangen und hatte versucht, ihn mir nicht nackt, tropfnass oder mit Schokosauce überzogen vorzustellen. Ich schüttelte den Kopf und konzentrierte mich auf sinnvollere Gedanken. Ich musste

Caleb dazu bringen, sich wenigstens so weit zu öffnen, dass wir miteinander reden konnten, denn mal ehrlich, im Moment klappte die Kommunikation mit meiner Zahnbürste noch besser als mit ihm.

Caleb weigerte sich immer noch, über irgendetwas zu sprechen, was mit Cambions zu tun hatte – über unsere Verbindung, über die Inquisition und auch über den möglichen Krieg, der seinetwegen vielleicht angezettelt werden würde.

»Wenn die Zeit kommt, werde ich

tun, was ich tun muss, selbst wenn das bedeutet, Capone auf alle Anwesenden zu hetzen. Ich werde niemanden mehr verlieren, der mir nahesteht, und niemand wird meinetwegen sterben.« Mehr hatte er zu dem Thema nicht zu sagen. Und das war vor drei Tagen gewesen.

Vielleicht sah nur ich das so, aber es klang beängstigend nach einem Abschiedsbrief. Meinem Schlaf hatte das in den letzten Nächten nicht gerade gutgetan. Auch wenn

Caleb es zu verbergen versuchte, hatte ich bemerkt, dass er mehr trank; von drei, manchmal vier Frauen pro Tag, um Reserven für die große Schlacht anzulegen, die ich verhindern wollte. So gut ich seinen Schmerz verstehen konnte, wir mussten das zusammen lösen. Mit Brutalität kam ich bei ihm nicht weiter – das hatte ich schon versucht –, also brauchte ich eine neue Taktik: Verführung.

In der nächsten Viertelstunde bekam ich von ihm nur kurz

angebundene Antworten, und er würdigte mich kaum eines Blickes. Ich versuchte es mit der Methode »Huch! Ich habe was fallen lassen, sieh dir meinen Hintern an, während ich es aufhebe«. Ich versuchte es mit dem Ansatz »Ich lehne mich über den Tisch, damit du mir in den Ausschnitt gucken kannst«. Nicht zu vergessen meine absolute Lieblingsperformance »Sieh zu, wie ich mein Haar schüttele und ganz langsam Lipgloss auftrage«.

Doch ich hatte mir den falschen

Moment zum Flirten ausgesucht. Die Musik war Calebs große Leidenschaft, und es war fast unmöglich, ihn aus der kreativen Zone zu zerren. Es war ohnehin nicht einfach, mit Kaffeeeflecken und getrockneter Milch auf dem Shirt sexy zu wirken. Bevor ich über meinen nächsten Schachzug nachdenken konnte, stand er abrupt auf und sammelte seinen Kram ein, auch die Süßigkeiten.

»Meine Pause ist vorbei. Bis später, Sam.«

»Ich habe letzte Nacht von dir geträumt«, platzte ich heraus. Ich hatte keine Ahnung, warum ich das sagte – ich geriet einfach in Panik.

Er blieb in der Tür stehen und sah mich an. Mit einem Lächeln, das Butter zum Schmelzen bringen konnte, sagte er: »Ich träume *jede* Nacht von dir.«

Da waren sie wieder: die Schmetterlinge im Bauch, das Schwindelgefühl und die Erinnerung daran, wie nah wir uns waren. Ich klammerte nicht, ich war kein

Schreckgespenst, und Grenzen waren mir wichtig. Ich wollte nicht in jedem wachen Moment mit Caleb zusammen sein, aber ich musste wissen, dass zwischen uns noch alles in Ordnung war. Wie verfahren unsere Situation auch war, unsere Gefühle füreinander hatten sich nicht geändert. Stabilität. In diesem Moment reichte mir das.

Sein Lächeln verblasste, als er sich zum Gehen wandte und Ruiz sah, der im Flur an der Wand lehnte. Der Mann hatte eindeutig zu viel Zeit. Er

versuchte es gar nicht mehr zu verbergen – er klebte Caleb an den Hacken wie seine Sportsocken. Etwas musste geschehen, und zwar schnell. Ich war mir nur nicht ganz sicher, was. Außerdem war ich zu beschäftigt damit, wegen des Vierteldollars ohnmächtig zu werden, den Caleb genau vor mich gelegt hatte, als ich nicht hingesehen hatte.

Gerade als ich dachte, meine Schicht könnte nicht noch schlimmer werden, fand ich bei meiner

Rückkehr ins Café Dougie vor, der bei Olivia saß.

Als er mich entdeckte, hob er das Kinn. »Was geht, SM. Unterhalte mich gerade mit Olivia hier. Ich wusste gar nicht, dass Nadine eine Schwester hatte.«

»Ja, die Welt ist ein Dorf«, murmelte ich und wartete mit dem Ausflippen, bis ich hinter der Theke stand.

Das war doch nicht zu fassen. Von allen Jungs, die sie in dieser Stadt hätte haben können, fand Olivia

ausgerechnet den mit dem
Warnschild um den Hals interessant.
Da Mia und Dougie sich nun
endgültig getrennt hatten, hatte ich
eigentlich kein Recht, etwas dagegen
einzuwenden. Und wenn ich Olivia
sagte, sie solle sich zurückhalten,
wäre sie nur noch mehr hinter ihm
her. Es gefiel mir nicht, wie sie sich
immer wieder anstarrten, als wären
sie die beiden Einzigen im Raum.
Dougie war sofort ihrem Zauber
verfallen, und ich konnte nicht
zulassen, dass er in meine Welt

gezogen wurde.

Unter dem Vorwand, die Tische im Café abzuräumen, ging ich alle zwei Minuten vorbei. Olivia saß mit überkreuzten Beinen da und zupfte mit ihren schlanken Fingern an ihrem halb gegessenen Hörnchen herum, während sie in ihrem Roman blätterte.

Dougie ließ sich nicht davon stören, dass sie las, und er schien auch den Gorilla hinter Olivia nicht weiter bedrohlich zu finden. So hungrig war der arme Kerl. »Sag

mal, wie lange bleibst du noch in der Stadt?«, fragte er.

Sie klopfte sich mit dem Finger geziert an die Lippen, als müsse sie nachdenken. »Bis nach Neujahr. Warum?«

»Oh. Cool. Gehst du zur Silvesterparty?«, fragte er.

»Woher weißt du von der Silvesterparty?«, fuhr ich dazwischen und ließ damit meine Tarnung mit der vorgeschobenen Arbeit aufliegen.

Ohne die Augen von seiner Beute

zu nehmen, griff Dougie in die Tasche und zog sein Smartphone heraus. Sekunden später erschien Jason Laos Blog auf dem Bildschirm und schrie mir in Großbuchstaben entgegen: DU WILLST EINE FREIKARTE FÜR DIE SILVESTERPARTY GEWINNEN? Retweete den Hashtag #RobbieFordVA

War wohl nichts mit exklusiv.

»Also, wenn du noch da bist, dann komm doch vorbei. Seine Partys sind der Hammer«, sagte er zu

Olivia.

»Klingt gut.« Sie lächelte und biss sich auf die Lippen.

»Tja, Dougie, wir wollen dich ja nicht von deinen vielen sozialen Verpflichtungen abhalten. Arbeitest du nicht gerade an Freundin Nummer sechs?«, fuhr ich ihm in die Parade.

»Ich gehe momentan mit niemandem aus. Ich will mich nicht schon wieder binden, obwohl das im Moment echt nicht schwer wäre.«

»Wirklich?«, fragte ich.

Er riss seinen hungrigen Blick lang genug von Olivia los, um mich anzusehen. »Ja, die Mädels hier kommen einfach nicht drüber hinweg, dass Malik weg ist. Da braucht man nur eine Schulter zum Ausweinen anzubieten, eine traurige Geschichte über ihn zu erzählen und – bamm! – hat man sie. Nicht, dass ich es nötig hätte, so tief zu sinken. Das ist mehr was für die, die sonst keine abkriegen, versteht ihr?« Er strich sich über den Flaum an seinem Kinn und zwinkerte Olivia

zu, die über seine Witzelei kicherte.

»Jetzt halt mal den Ball flach, Douglas.« Ich verdrehte die Augen und schnappte mir einen Stapel Zeitschriften, die wieder in die Regale geräumt werden mussten. Warum war Dougie überhaupt im Buchladen? Ich war mir immer noch nicht ganz sicher, ob der Typ überhaupt lesen konnte, und sonst war er nur manchmal hergekommen, wenn er auf der Suche nach ...

»Mia! Hi! Was machst du denn hier?«, rief ich extralaut und betont

munter und verstellte ihr den Weg zu Olivias Tisch. Es brachte nicht viel. Ich war zu klein und das Café zu groß.

»Dasselbe wie alle anderen auch. Ich habe nach einem Outfit für die Party gesucht, bevor alles weg ist, und ein paar Weihnachtseinkäufe erledigt«, erklärte Mia und legte dann den Kopf schief, um hinter mich zu blicken. »Ich hatte dir doch eine SMS geschickt, dass ich auf ... einen ... Kaff... Störe ich?« Mias starrer, misstrauischer Blick ging

zwischen Olivia und Dougie hin und her.

»Ja«, sagte Dougie und drehte seinen Stuhl so, dass er ihr den Rücken zukehrte. In all den Jahren, die ich Dougie nun kannte, war er noch nie so unhöflich zu Mia gewesen, und ich war mir sicher, wäre Olivia nicht in der Nähe gewesen, hätte er sich anders benommen.

Aber das würde ich wohl nie herausfinden, denn Mia stürmte davon und nahm jede Hoffnung auf

Versöhnung gleich mit. Ich konnte den Blick nicht ignorieren, den sie mir zuwarf, als wäre das alles meine Schuld, denn es *war* meine Schuld.

Diese Dämon-Cambion-Geschichte machte mein Leben kaputt, und alles, woraus dieses Leben bestand, brach unter dem Gewicht der Heimlichtuerei zusammen. Ob durch Lügen oder Auslassungen, unehrlich war ich auf jeden Fall. Unehrlichkeit war ein Zeichen für Feigheit, aber ich war kein schlechter Mensch. Ich hatte

das alles so satt, ich wollte das alles nicht mehr, und ich würde nicht mit all dem Ballast ins neue Jahr starten. Ich würde mein Leben auf die Reihe kriegen, selbst wenn es mich umbrachte. Nur nicht gerade jetzt, da so viele meiner eigenen Fragen noch unbeantwortet waren. Jetzt würde ich mich erst mal an die Lektion aus der Ursprungsgeschichte der Cambions halten: Wenn du es mit böartigen Geistern zu tun hast, solltest du lieber den Mund geschlossen halten.

Die Weihnachtsferien verliefen ziemlich gesittet, wenn man bedenkt, dass ich sie mit meiner Familie verbrachte.

Mom und ich waren früh zu unserer Rundreise aufgebrochen: Weihnachtsgottesdienst mit Großvater Marshall, dann Frühstück in seinem Haus und die langweiligste Unterhaltung in der

Geschichte der menschlichen Sprache.

Großvater war kein alter, dicker Kerl mit weißem Bart, und seine Behausung lag so weit vom Nordpol entfernt, wie man es sich nur vorstellen konnte. Da er die Heizung ziemlich aufgedreht hatte, fühlte es sich mehr nach Hölle als nach allem anderen an. Die große, inmitten von ausgedehnten Ländereien gelegene Casa de Marshall wirkte etwa so persönlich wie ein Mausoleum, und es gab nirgendwo einen Fernseher.

Aber Großvater bestand darauf, uns beide regelmäßig zu sehen, bevor er starb. Das war sein neuester Slogan, dass er sterben würde ... irgendwann.

Er wollte mich außerdem besser kennenlernen und mich davon überzeugen, meinen »Zustand« mit Elektroschocks behandeln zu lassen. Ein Mischling zu sein, war nach seiner Überzeugung schlimm genug, aber eines Tages plötzlich mit grünen Augen aufzuwachen, das ging gar nicht.

Ich verstand nicht ganz, wie ein paar gemeinsame Mahlzeiten siebzehn Jahre Scheinheiligkeit und Vernachlässigung wiedergutmachen sollten, aber Mom beschloss, es um ihres eigenen Seelenfriedens willen zu versuchen. Ich war nicht so begeistert von der ganzen Sache, also blieb ich während unseres Besuchs überwiegend still und sprach nur, wenn ich gefragt wurde.

Anschließend fuhren wir wieder nach Hause und öffneten die Geschenke mit Dads Familie, dem

Watkins-Klan. Mit allen vierzig. Das Haus war brechend voll, es gab mehr Essen, als ich in meinem ganzen Leben hätte verdrücken können, und ich amüsierte mich prächtig. Mom war die geborene Gastgeberin und fotografierte *alles*.

Dad tauchte mit seiner Frau und meinen beiden Halbgeschwistern wie immer erst spät auf. 364 Tage im Jahr war er ein echter Griesgram, aber an Weihnachten wurde er zu einem großen Jungen, der aufgeregt herumhüpfte und darauf wartete,

dass wir endlich unsere Geschenke auspackten. Nachdem das Vorgeplänkel vorüber war, stürzten sich die Zwillinge auf den Geschenkehaufen und rissen die Pakete mit den Zähnen auf. Kyle und Kenya waren echt fiese Gören, aber Dad übersah wundersamerweise jedes Chaos, das sie anrichteten, und verwöhnte sie nach Strich und Faden. Nicht, dass ich neidisch gewesen wäre oder so, natürlich nicht.

Meine Stiefmutter Rhonda

versuchte es neuerdings mit einem knielangen Kleid und einer hellbraunen Strickjacke im Michelle-Obama-Look, womit sie auch sicher überzeugt hätte, wenn sie nicht so taktlos gewesen wäre. Das Wort »Anstand« kam in ihrem Wortschatz offenbar gar nicht vor. Sie kam in der Küche auf mich zu und gab mir einen Umschlag. »Dein Vater und ich haben es satt, deine Maße *der Woche* zu erraten, also dachten wir, Gutscheine wären wohl besser als Klamotten. Viel Spaß

damit.«

»Danke«, stieß ich durch zusammengebissene Zähne hervor und nahm den Gutschein. Sie schlenderte davon und ließ mich stehen. Ich taumelte noch unter ihrer Verbalattacke.

»Ich kann diese eingebildete Kuh nicht ausstehen. Ich verstehe beim besten Willen nicht, warum mein Junge sie geheiratet hat. Soll ich dir mein Springmesser leihen, Süße?«, flüsterte mir Nana ins Ohr.

Ich lächelte auf die stämmige,

kleine Frau hinunter, die nun in ihrem gewaltigen BH nach einer versteckten Waffe wühlte. Ich schwöre, sie hatte alles da drin: Geld, Autoschlüssel, Süßigkeiten, Starthilfekabel, einfach alles.

»Nein, danke, Nana.« Ich umarmte sie für ihr Angebot.

Ich hatte nie an Seelenverwandtschaft geglaubt, selbst jetzt nicht mit meinem siamesischen Zwilling Caleb, aber Nana und ich waren definitiv seelenverwandt. Wir hatten sogar

dieselbe weiße Strähne im Haar. Die Weisheitssträhne, wie sie zu sagen pflegte, aber ich überdeckte die Weisheit lieber mit roter Tönung.

Halluzinationen und Nervenzusammenbrüche kamen auf einem Familienfest nicht so gut, deshalb war das Wohnzimmer für mich tabu. Ich sah den Feierlichkeiten vom sicheren Esszimmer aus zu und hatte auf Liliths Bitte hin meine Schwester auf dem Schoß.

Lilith hatte eine kleine Schwäche

für Kinder, und besonders an Kenya hatte sie einen Narren gefressen. Plötzlich machte es mir überhaupt nichts mehr aus, mit Puppen zu spielen und Zöpfe zu flechten. Zweifellos hatte das mit Liliths tickender biologischer Uhr zu tun. Ich spürte ein tiefes Brummen im Rücken, wie von einer zufrieden schnurrenden Katze. Ich erkannte das brennende Verlangen in ihr, ein anderes Wesen zu umsorgen. Es verging normalerweise kein Tag, an dem meine Mitbewohnerin mich

nicht entweder faszinierte oder wütend machte, jetzt aber schienen wir gerade einen vorübergehenden Waffenstillstand geschlossen zu haben.

Getreu meinem neuen Vorsatz, das Jahr ohne Stress zu beginnen, hatte ich gründlich über Dads Vorschlag nachgedacht, eine Therapie zu machen. Ich zog ihn beiseite, damit seine lästige Frau uns nicht hören konnte, und sagte: »Vor einer Weile hast du doch mal einen Arzt erwähnt, der sich mit Trauerarbeit

und Traumata beschäftigt.«

»Ja«, sagte er hoffnungsvoll, als hätte er den ganzen Tag auf dieses Gespräch gewartet.

Ich brachte die Worte kaum heraus. Sie laut auszusprechen, war eine Niederlage, es bedeutete, dass ich wirklich ein Problem hatte, das ich nicht selbst lösen konnte. Ich fühlte mich nicht gern schwach und krank, aber um Lilith unter Kontrolle zu halten, musste ich in meinem Kopf wieder alles auf die Reihe bringen. Meine eigenen Methoden

funktionierten nicht, und ohnehin sollte man so was wohl lieber einem Profi überlassen, bevor man was kaputt machte. »Ich weiß nicht, was das nützen soll, aber ich höre mir mal an, was er zu sagen hat. Ich verspreche allerdings nichts.«

Dad stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und zog mich in eine kräftige Umarmung. »Danke, mein Püppchen. Ich mache gleich nach Neujahr einen Termin aus.«

Unsere letzte Station an diesem Abend war das Charlotte Hotel, wo

wir mit Angie und ihrer Familie Tee tranken. Die Ross-Brüder waren auch da, allesamt in alberne Weihnachtspullover gekleidet. Haden trug einen schwarzen Rolli mit einem gelben Zickzackstreifen quer über dem Bauch, wie bei Charlie Brown. Caleb hatte eine kastanienbraune Scheußlichkeit mit Schneeflockenmuster an. Unter Michaels grauem Trenchcoat blitzte ein leuchtend grüner Pulli mit einem riesigen Rentier mit blinkender roter Nase hervor.

»Hier herrscht aber ordentlich Weihnachtsstimmung.« Mom trat mit den Geschenken und einem Schokoladenkuchen in der Hand neben mich in die Eingangshalle. Bevor sie noch ganz drinnen war, kamen schon die Wölfe heran, und Sekunden später hatten die Ross-Jungs Mom umzingelt. Ruiz, der gerade eine intensive Unterhaltung mit Angie zu führen schien, trat vor und griff nach der Hand meiner Mom. Bezaubert überließ Mom ihre Backwaren den Wölfen und ging zu

ihm.

In bester Latino-Charmeur-Manier küsste Ruiz ihr die Hand. »Feliz Navidad«, sagte er. Die Worte rollten ihm wie ein tiefes Schnurren von der Zunge.

Ich wäre fast erstickt an all dem Süßholz, aber Mom sonnte sich natürlich in seiner Aufmerksamkeit. Das hatte sie auch verdient, aber Mann, ich wollte das alles gar nicht sehen. Außerdem waren Kinder anwesend. Sie war echt total in diesen Kerl verschossen, ich konnte

die Energie um sie herum anwachsen
sehen wie eine Blase. Zu meinem
großen Abscheu war Ruiz'
Stimmungswolke sogar noch größer.

Caleb kam herüber und zog mich
in seine Arme. Dankbar für die
Ablenkung, musterte ich das
Modeopfer von Kopf bis Fuß.

»Wow! Ist es heiß hier drin, oder
bist du das?«, stichelte ich und
fächelte mir mit der Hand Luft zu.

»Keinen Streit heute, Sam. Ich
habe meinen besten Cosby-Pulli an,
und ich will nur Geschenke

aufmachen, essen, bis ich platze, und mein Mädchen unter dem Mistelzweig da drüben küssen.« Er machte eine Kopfbewegung zum Grünzeug hin, das über der Tür hing. »Einverstanden?«

»Absolut.« Ich nahm seine Hand und führte ihn ins Wohnzimmer.

Ich erzählte Caleb von Angies Plan, unsere Verbindung vorzutäuschen, und er war sofort Feuer und Flamme. Er zog mich in eine nicht ganz so abgelegene Ecke, und wir lieferten Ruiz eine

ordentliche Show. Als wir sahen, dass er auf der Toilette verschwand, stellten wir uns extra neben die Tür und machten rum. Aber Ruiz verdrehte nur die Augen, empfahl uns, uns ein Zimmer zu nehmen, und drohte, meiner Mutter alles zu erzählen, woraufhin wir unsere Eskapaden vorerst unterbrachen.

Nach dem Kaffee und dem, was von Moms Kuchen noch übrig war, ging es an die Geschenke. Seine Brüder schenkten Caleb zwei Silberdolche für seine Sammlung.

Angie hatte für mich ein goldenes Armband als Ersatz für mein altes. Leider war Liliths Name diesmal nicht eingraviert. Sowohl Ruiz als auch Angie hatten Mom Schmuck besorgt sowie einen Haufen Kristallnippes, damit in unserem Haus noch mehr rumstand.

Als der Abend langsam austrudelte, war Angie in eine fröhliche Unterhaltung mit Mom verwickelt, Olivia las eins ihrer neuen Bücher in ihrem Zimmer, Szymon und Mishka spielten

Videospiele, und Michael, der um acht schon sturzbetrunkener gewesen war, spielte Poker mit Haden. Da alle beschäftigt waren, hatten Caleb und ich nun jede Menge Zeit für Privates. Wir schlichen uns ins Arbeitszimmer und schlossen die Tür.

Ich setzte mich auf den Eichenschreibtisch und ließ eine Geschenktüte an den Fingern baumeln. »Na los, gib-gib!«

Er lehnte sich gegen die Tür und legte in gespielter Ahnungslosigkeit

eine Hand auf sein Herz. »Wie meinst du das?«

»Versuchen Sie es gar nicht erst, Mr Baker. Das ist unser erstes Weihnachten als Paar. Auf keinen Fall kommst du hier mit leeren Händen an, wenn du willst, dass wir ein Paar *bleiben*. Du hast mich doch nicht ohne Grund hier reingezogen. Gib-gib.« Ich streckte die Hand aus.

»Du zuerst«, erwiderte er herausfordernd. Etwas anderes hatte ich von ihm auch nicht erwartet. Wir gingen immer auf

Konfrontationskurs, selbst in unseren Zärtlichkeiten, und jetzt traten wir sogar in den Wettstreit um das beste Geschenk.

Ich gab ihm die Tüte. Aus seiner Reaktion hätte man schließen können, dass ich ihm ein neues Reihenhaus gekauft hatte.

»Oh wow! Die *Blood-Empire*-DVD-Box! Die erste Staffel hab ich auf dem Computer, aber die letzten beiden habe ich verpasst. Danke, Sam!« Er jubelte und hüpfte auf und ab wie ein ausgelassenes

Kleinkind.

»Gern geschehen.« Ich genoss seine Begeisterung. Die Stunden der Onlinesuche und die Bietkrimis um sein Geschenk hatten sich schon allein für dieses Lächeln gelohnt.

»Ich fasse es nicht, dass du dir sonst nichts zu Weihnachten gewünscht hast, nur mehr Waffen und die DVD-Box einer grottigen Serie.«

»*Blood Empire* ist keine grottige Serie«, sagte er entrüstet. »Sie ist knallhart und einfach fantastisch. Vampire im alten Rom. Dämonen

und Gladiatoren. Zombies und Wagenrennen ...«

»... und jede Menge Blut und überflüssiges nacktes Fleisch«, ergänzte ich.

»He, was erwartest du? Das kam im Kabelfernsehen.«

Kopfschüttelnd gestand ich mir die unumstößliche Tatsache ein, dass Caleb Baker, Cambion und Frauenmagnet de luxe, ein totaler Nerd war. Ich wusste das zwar schon eine Weile, aber ich hatte gedacht, wenn ich es ignorierte, dann

wäre es nicht wahr. Als ich sah, wie er über das Poster in der Box in Verzückung geriet, erkannte ich, dass es sich einfach nicht geheim halten ließ.

Bevor er loslaufen und den nächsten Fernseher suchen konnte, holte ich ihn auf den Boden der Tatsachen zurück. »Ich bin dran. Her damit.«

»Schon gut, schon gut.« Er ging hinter den Schreibtisch und zog ein breites, rechteckiges Paket unter dem Stuhl hervor. Es hatte überall

kleine Beulen, und der vorsichtigen Art nach zu urteilen, mit der Caleb es auf den Tisch legte, war es schwer.

Ich huschte an seine Seite und bewunderte das glänzende Papier und die große Schleife. Ich wollte es schütteln, aber Caleb war sehr dagegen.

»Was ist es?«, fragte ich.

»Ein Staubsauger, also mach schon auf, und dann mach dich an die Arbeit. Du kannst in deinem Zimmer anfangen«, erwiderte er.

Ich stieß ihm den Ellbogen in die Seite und begann, das Geschenkpapier aufzureißen. Caleb zufolge war das Paket schwer, aber zerbrechlich, also riss ich das Papier ab, ohne die Schachtel zu beschädigen.

Als ich das Papier von der Oberseite entfernt hatte, erstarrte ich. Ich hörte auf zu atmen. Ich hörte auf zu blinzeln. Als meine Körperfunktionen wieder einsetzten, hob ich die Hand vor den Mund, um den Schluchzer zurückzuhalten, aber

die Tränen kullerten mir nur so die Wangen hinunter.

Caleb trat hinter mich und hielt mich an der Taille fest, wahrscheinlich, um mich vor der Ohnmacht zu bewahren. »Es ist eine Sonderanfertigung«, flüsterte er. Seine Lippen kitzelten meine Ohrmuschel und meinen Nacken wie ein verspielter Geist. »Es hat ewig gebraucht bis hierher, aber es kam gerade noch rechtzeitig an. Da sind sogar deine Initialen vorne drauf. Siehst du?«

Mein Blick folgte seinem ausgestreckten Finger. In die Goldplatte auf dem Verschluss waren die Buchstaben SNM eingraviert. Mit zitternden Fingern strich ich über das weiche Material der Aktentasche, wie Anwälte sie vor Gericht immer dabei haben. Sie bestand aus feinem Leder, hatte eine Überschlagklappe, einen Schultergurt und mehrere Fächer.

»Sie brauchen doch was Professionelles für den Gerichtssaal, Miss Marshall.« Ich hörte das

Lächeln in seiner Stimme. Seine Hände glitten sanft kitzelnd an meinen Armen hinunter. »Willst du nicht nachsehen, was drin ist?«

Ich schluckte schwer, öffnete den Verschluss und warf einen Blick auf das netzartige Innenfutter. Jetzt verstand ich, warum das Ding so schwer war. Nach meiner Schätzung mussten da über fünfzig Dollar in Vierteldollarstücken drin sein. Zweihundertmal »Ich liebe dich«, von Caleb gedacht, aber nicht laut gesagt. Ich glaubte, ersticken zu

müssen. Überall um mich herum war Luft, aber ich konnte kein bisschen davon atmen. Ein Wasserfall an Emotionen überschwemmte mich mit Freude und mädchenhaftem Überschwang. Das war das Süßeste, was jemals jemand für mich getan hatte, und in diesem Augenblick machte mich das total fertig.

Die Umfrageergebnisse waren da, die Stimmen waren ausgezählt. Meine Zukunft lief in einer lebhaften Traumsequenz vor meinen Augen ab, mit Soundtrack und

Schauspielerstimme aus dem Off.
Ich würde diesen Jungen heiraten
und eine Million milchkaffeebraune,
zuckersüchtige Cambion-
Mutantenbabys bekommen. Ganz
einfach.

Es war nicht wegen des Geschenks
oder des Geldes, das er dafür
ausgegeben hatte, sondern wegen
seiner wortlosen Unterstützung. Er
glaubte an meinen Traum, Anwältin
zu werden, und dieses Geschenk
bewirkte, dass ich noch härter
arbeiten wollte, um mein Ziel zu

erreichen. Ich würde tun, was nötig war, um ihm diesen Dienst ebenfalls zu erweisen. Ob es die Musik oder etwas anderes war, sein Lebenstraum würde auch meiner sein.

»Sam? Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Nein, nichts ist in Ordnung!« Ich schluchzte jetzt offen. Meine Wimperntusche verlief, und es war mir egal. Er hatte sich das Privileg verdient, mir beim großen Heulanfall zuzusehen. »Du machst mir das

beste Geschenk aller Zeiten, und ich habe nur eine lausige DVD-Box für dich!«, heulte ich.

Er sah ernsthaft verwirrt aus, nahm mich aber trotzdem in den Arm. Er war kein emotionaler Typ, also war ich nicht beleidigt, als er begann, schüchtern meinen Kopf zu tätscheln, als sei ich ein Hund.

»Ähm, na gut. Aber ich wollte diese DVD-Box unbedingt. Ich habe sie in keinem Laden gefunden. Ich hab dir schon mal gesagt, Sam, ich bin nicht sehr anspruchsvoll. Es braucht nicht

viel, um mich glücklich zu machen.«

Ich weinte in seinen hässlichen Pulli. »Ich liebe dich, Caleb. Ich liebe dich.«

Von Anfang an waren diese drei Worte für uns schwer auszusprechen gewesen, aber dieses Problem hatte ich jetzt nicht. Die Worte rollten mir von der Zunge wie eine mächtige Beschwörung. Die ungeschminkte, ehrliche Wahrheit erfüllte jede Silbe mit genügend Überzeugungskraft, um die Wände um uns herum zum Einsturz zu bringen. Ich spürte

weder Reue noch Zögern, nur ein Bedürfnis, das in meinen Eingeweiden brodelte, sich seinen Weg durch meine Luftröhre bahnte und aus meinem Mund ins grelle Tageslicht flog. »Ich liebe dich!«

»Ich weiß«, antwortete er großspurig und vollkommen selbstsicher. »Ich kann es schmecken. Es ist schwer zu beschreiben. Süßer als Schokolade, stärker als Alkohol, besser als jedes Leben, das ich je gekostet habe. Weil es deins ist.«

Danach verschwamm alles in einem Wirbel aus Händen und Lippen. Ich weiß nicht mehr, wie Caleb in den gepolsterten Schreibtischstuhl kam oder wie ich auf seinem Schoß landete, aber da waren wir nun und versuchten quasi, uns gegenseitig aufzufressen. Köstliche Energie floss von seinem Körper in meinen, und nichts war mehr wichtig außer den Wundern unseres eigenen kleinen Universums. In dem Nebel, der mich umgab, war *er* das Einzige, was ich noch scharf

und in hoher Auflösung wahrnahm.

»Seid ihr beiden hier drin fertig?
Ich müsste mal das Fax benutzen«,
rief eine Stimme irgendwo aus den
Tiefen des Raums.

Als uns klar wurde, dass wir nicht
mehr allein waren, sahen Caleb und
ich gleichzeitig hoch. Ich verharrte
stocksteif, wie ich war – immer noch
auf Calebs Schoß, seine Unterlippe
zwischen meine Zähne geklemmt.

Ruiz stand neben der Tür, in der
Hand einen Ordner. Unsere
kompromittierende Position schien

ihn nicht zu überraschen, und ein winziges Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Seine Anwesenheit war die kalte Dusche, die wir verzweifelt nötig hatten, denn wäre er nicht hereingekommen, hätten wir unsere Verbindung bald nicht mehr vortäuschen müssen.

Silvester war in vollem Gang.

Mom und Angie hatten einen Mädchenabend in der Petrovsky-Suite beschlossen, und Ruiz trottete mit wie ein liebeskrankes Hündchen. Haden und Michael blieben in ihrem Zimmer, um im Fernsehen zu verfolgen, wie um Mitternacht die Kugel auf dem Times Square in New York nach unten glitt, während

Caleb und ich auf die einzige Weise feierten, die wir kannten.

»Sammy, meine Karamellbonbongöttin! Ich könnte dich auffressen.« Robbie Ford begrüßte mich in seiner Verkleidung als Typ von dem Monopoly-Karton, inklusive Zylinder und Monokel. Man hätte ihn für einen Gentleman halten können, wäre da nicht der Mistelzweig gewesen, der vor dem Schritt seiner Hose baumelte.

Wir küssten uns auf die Wange, und ich trat ein.

»Irgendwas ist anders an dir.«

Robbie kniff die Augen zusammen und rückte sein Monokel zurecht, um besser sehen zu können. »Seit wann hast du grüne Kontaktlinsen? Die sind heiß.«

Ich klimperte mit den Augenlidern und legte geziert eine Hand auf mein Herz. »Ach, die ollen Dinger? Die habe ich schon eine ganze Weile. Du solltest dich mal auf den neusten Stand bringen, Robbie.«

Wie üblich war das Haus zum Bersten voll mit Jungvolk aller Art:

Sportler, Kiffer, Stadtbewohner und jede Menge leicht bekleidete Mädchen. Dem Sound nach zu urteilen, war Caleb schon in voller Fahrt. Er hatte wirklich seine Bestimmung gefunden, und ich wurde sofort mitgerissen von dem Beat und dem schnell fließenden Energiestrom. Dieser Zauberer, dieser Rattenfänger übernahm mit harten Bässen und elektronischen Refrains die Kontrolle über jeden, der das Haus betrat.

Er stand am DJ-Pult und rockte

unter seinen Kopfhörern mit, aber er hätte fast einen Kratzer in die Platte gemacht, als er mein Outfit sah.

Meine glatte Haut war das Einzige, worauf ich mir etwas einbilden konnte, also zeigte ich davon so viel wie möglich in meinem silbernen Glitzer-Tanktop und dem Minirock, der die unschönen Stellen geschickt verbarg. Doch selbst in meinem bisher skandalträchtigsten Outfit sah ich im Vergleich zur Hälfte der anderen Mädchen aus wie frisch dem Bibelkreis entsprungen. Ganz

vorn in dieser burlesken Parade marschierte Mia mit, die nur in Unterhosen und einem T-Shirt zu mir eilte, das sich als Kleid tarnte.

Ich freute mich, sie zu sehen, aber ich war weniger erfreut darüber, womit sie sich die Zeit vertrieben hatte, bevor ich gekommen war.

»Okay, wie viel hast du getrunken?«

»Nur das hier. Robbie hat es mir gemixt.« Sie wedelte mit einem Styroporbecher vor meinem Gesicht herum. Der Alkoholgehalt der Dämpfe, die über den Becherrand

waberten, verbrannte mir die Nasenhaare. Meine Alarmglocken schrillten. Bei Robbies Gebräuen fielen manche Leute schon nach dem zweiten Schluck ins Koma.

Um unsere Ankunft standesgemäß anzukündigen, griff DJ Kuchenmonster nach dem Mikro und rief: »Applaus für die heißesten Ladys im Haus: meine sexy Freundin Samara und ihre allerbeste Freundin Mia!«

Unter Gejohle und Gejubel blieben Mia und ich mitten auf der

Tanzfläche stehen und warfen uns in Pose, damit auch jeder wusste, dass die Party nun beginnen konnte. In der Schule musste ich immer aufpassen, was ich sagte und tat, aber in einem Haus voller Betrunkener aus sechs verschiedenen Schuleinzugsgebieten konnte ich für eine Nacht jemand anders sein, und heute Abend war ich eine Diva!

Nach diesem warmherzigen Empfang verbrachten wir die nächste Stunde damit, wie wild zu tanzen

und über die Leute und ihre Outfits zu lästern, als könnten wir es uns erlauben. Es war wie in alten Zeiten.

»Die habe ich schon mal gesehen. Wer ist das?« Mia zeigte auf jemanden am anderen Ende des Raums.

Ich stöhnte auf beim Anblick der großen Blonden, die Dougies ungeteilte Aufmerksamkeit hatte. Sie war der einzige Grund, warum ich überhaupt zu dieser Party kommen durfte. Olivia wollte unbedingt das Nachtleben

amerikanischer Teenager erkunden, und nur dank des Muskelmanns als Anstandswauwau hatten wir dafür grünes Licht bekommen. Ich entdeckte Gunnars massige Gestalt in der Ecke des Raums. Seine eisblauen Augen suchten die Umgebung stetig nach verdächtigen Gestalten ab. Dabei war er der Einzige, der hier fehl am Platz war.

»Mia, entspann dich. Ihr seid nicht mehr zusammen. Er darf sich was Neues suchen«, sagte ich.

»Findest du sie hübscher als

mich?«, fragte sie.

Ich sagte, was jede Freundin sagen würde: »Nein! Auf keinen Fall. Sie ist viel zu dünn und zu groß, und sie redet komisch. Die hat keine Schnitte gegen dich.«

Mia versuchte ein Lächeln, aber es erstarb, bevor es richtig erblüht war. Gerade ging ein kleiner Typ mit einer roten Afromatte an uns vorbei, in der Hand einen Pappbecher mit etwas Grünem und wahrscheinlich Brennbarem darin. Mia riss ihm den Becher aus der Hand und schubste

ihn weiter. Es hätte ebenso gut Mundwasser oder Frostschutzmittel sein können, aber sie kippte das Zeug weg wie ein Profi.

Ohne mit dem Tanzen aufzuhören, sagte ich: »Du weißt, dass Trinken dein Problem nicht lösen wird. Es ist immer noch da, wenn du wieder nüchtern bist, und hat dann auch noch Kopfschmerzen im Gepäck. Was ist los mit dir? Wir haben doch sonst auch immer über alles geredet.«

»Ja, früher, aber jetzt scheinst du

ja lieber einen auf geheimnisvoll zu machen.« Sie warf den Becher hinter sich und griff dann nach meiner Hand. »Was ist mit deinem Armband passiert? Hast du es reparieren lassen?«

Instinktiv zog ich die Hand weg und legte die andere Hand auf mein Handgelenk. »Ja, hab ein neues zu Weihnachten bekommen.«

»Aha. Ich sehe dich nie ohne dieses Ding, also muss es dir etwas bedeuten. Ich verstehe nicht, warum du es durchtrennen musstest, statt

einfach den Verschluss
aufzumachen.«

Vielleicht war es der Lärm oder
die Atmosphäre, aber ich musste
mich zu ihr beugen, um
sicherzugehen, dass ich sie richtig
verstanden hatte. »Wie bitte?«

Die Musik wechselte zu einem
langsamen, lasziven Song der Marke
»Ich schwängere dich direkt auf der
Tanzfläche«, und Geheule erfüllte
den Raum.

»Oh, das ist mein Lied!«, jubelte
Mia und tanzte einen dicken,

verschreckt aussehenden Kerl in der Ecke an. Vielleicht machte es ihm Angst, dass eine vollkommen Fremde sich unzünftig an seinem Rücken rieb, vielleicht lag es aber auch daran, dass Mia die Tanzbewegungen einer Geisteskranken hatte.

Bevor sie es übertreiben konnte, zog ich sie von dem traumatisierten Jungen weg. »Du hattest gerade was über mein Armband gesagt.«

Die Unterhaltung schien sie bereits zu langweilen, und sie begann, nach

mehr Alkohol Ausschau zu halten.
»Du hast es auf dem Parkplatz
liegen lassen, als du von der Schule
weggefahren bist.«

Ich folgte ihr ins Esszimmer,
vorbei am Bierfass und einem halb
nackten, mit Senf beschmierten
Typen. »*Du* hast mein Armband
gefunden?«

»Ja, deswegen habe ich es doch an
deine Haustür gehängt, Mann«,
antwortete sie, als wüsste das jeder.
»Ich habe angeklopft, aber du warst
wohl nicht zu Hause.«

Oh, ich war zu Hause, dachte ich und erinnerte mich daran, wie ich an der Decke aufgewacht war.

»Ich habe es niemandem gesagt. Ich war zwar sauer auf dich, aber ich wollte nicht, dass du Ärger bekommst. Und als die Polizei Maliks Wagen gefunden hat, wusste ich nicht, was ich denken sollte. Vielleicht hatte er dich ja vor seinem Unfall zu Hause abgesetzt oder so.«

Ich starrte sie an und traute meinen Ohren kaum. »Kannst du mir alles erzählen, was du an diesem Tag

gesehen hast? Wann sind wir weggefahren?«

Mia fand, was sie suchte, und schnappte sich einen neuen Becher mit dem grünen Gift von der Arbeitsplatte. »Ich will jetzt nicht darüber reden. Ich will tanzen.«

Ich trat ihr in den Weg. »Gleich. Was hast du gesehen?«

Sie verdrehte die Augen und drückte sich an mir vorbei. »Du erinnerst dich an gar nichts mehr? Hat er dich unter Drogen gesetzt?« Als ich den Kopf schüttelte, sagte

sie: »Also, ich weiß nicht, so um die Mittagszeit rum bekam ich richtig üble Bauchkrämpfe und ging ins Krankenzimmer. Ich durfte früher nach Hause, und als ich rausging, hab ich gesehen, wie du zu seinem Wagen gegangen bist. Du hast etwas auf den Boden fallen lassen, und als ihr weg wart, ging ich hin und hob es auf.«

Ich folgte ihr durch das Partygewühl, das unbeeindruckt um uns herum weiterwogte. »Was? Ich habe mein Armband

durchgeschnitten?«

»Entweder du oder Malik. Wer ist diese Lilith überhaupt? Ich habe den Namen auf dem Armband gesehen. Du hast nie von ihr gesprochen. Ich dachte, sie ist vielleicht eine Verwandte von dir oder so, und deshalb trägst du das Armband die ganze Zeit. Ist sie gestorben oder wie?«

»So was in der Art«, murmelte ich. Wut kochte so heiß in mir hoch, dass ich hätte heulen mögen. Der Raum wurde kleiner, und die Wände

bogen sich aufeinander zu. Doch obwohl meine Augen nicht mehr so recht funktionierten, lief mein Gehirn noch auf Hochtouren.

»Sam, was ist los mit dir? Hat Malik dir was angetan? Ich habe nichts gesagt, aber du musst der Polizei erzählen, was du weißt. Alle machen sich Sorgen um ihn. Sam? Sam!«

»Was? Ja, mir geht's gut«, sagte ich. »Warst du deshalb so komisch zu mir? Glaubst du, ich habe was mit seinem Verschwinden zu tun?«

»Nein. Ich glaube nicht, dass du ihn entführt hast, aber ich weiß in letzter Zeit wirklich nicht mehr, was ich denken soll. Du führst dich das ganze Jahr schon so komisch auf, und dann sehe ich euch beide im Flur, und das macht mich einfach total fertig. Ja, Malik ist süß und alles, aber ich habe nie wirklich auf ihn gestanden, verstehst du? Ich bin einfach durchgedreht.«

»Du und die halbe Schule«, brummte ich.

»Tut mir leid, dass ich so ein

Miststück war, aber ich konnte nicht anders. Ich ... ich dachte, du betrügst Caleb, und du weißt ja, wie ich darüber denke. Ich meine, wenn du jemanden nicht willst, dann geh einfach. Bleib nicht und komm dann um drei Uhr morgens mit einer faulen Ausrede nach Hause – verlasse sie einfach.«

Das falsche Pronomen entging mir nicht. Das war wohl ein freudscher Versprecher gewesen. Ich wusste, dass es in Mias Familie Probleme gab, die ihr in ihren eigenen

Beziehungen zu schaffen machten. In der Familie Moralez gab es mehr Drama als in allen

Nachmittagssoaps zusammen. Sie waren ihre eigene Realityshow und bewiesen fortwährend, dass Geld allein nicht glücklich macht.

Deswegen graute es Mia auch davor, nach Hause zu gehen, und sie war meistens bei mir.

Sie musste eine andere Art und Weise finden, mit ihrem Kummer umzugehen, sonst würde sie sich jede Aussicht auf eine Zukunft mit

Dougie vermasseln, aber heute Abend konnte ich nicht den Seelenklempner spielen, nicht nachdem sie diese Bombe gezündet hatte.

»Ich brauche frische Luft. Ich komme gleich wieder.

Versprochen.«

»Sam, ich wünschte, du würdest mit mir reden. Hat Malik dir was getan?«, jammerte sie und stampfte mit dem Fuß auf. »Du machst mir Angst! Hör auf damit. Ich hab die Schnauze voll von all den

Geheimnissen. Du kannst mir alles sagen, das weißt du doch, oder?«

»Ich weiß. Erst muss ich noch was in Ordnung bringen, aber ich verspreche dir, dass ich dir alles erzählen werde, okay?«

Sie nickte, vorerst beruhigt, aber auf ihrem Gesicht lag immer noch Sorge. »Großes Indianerehrenwort?«

»Großes Indianerehrenwort«, sagte ich, und ich meinte es auch so. Ich würde ihr alles erzählen, von Anfang bis Ende, ich würde die ganze Lastwagenladung Drama direkt vor

ihrer Tür abladen, sobald ich selbst verstanden hatte, was vor sich ging. Das schuldete ich ihr.

Die Party war zu laut, und ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, aber ich tat mein Bestes, um die Fakten zusammenzutragen. Ich war während meines Blackouts in Maliks Wagen gewesen. Tobias hatte mich an diesem Tag irgendwohin mitgenommen, und Lilith war willig mit ihm gegangen. War ich der Grund für den Unfall? War es das, was Lilith vor mir zu

verstecken versuchte? Ich strengte meine Fantasie an, um die Lücken zu füllen. Jason Lao hatte gesagt, Maliks Wagen sei von der Straße abgekommen. Vielleicht war Lilith durchgedreht und hatte ins Lenkrad gegriffen. Das Auto könnte ins Schleudern gekommen und im Graben gelandet sein. Aber wenn es so gewesen war, wie war ich dann nach Hause gekommen?

Nein. Ich würde mich heute Abend deswegen *nicht* verrückt machen. Dies war die letzte Nacht des

Jahres, und ich würde sie mir nicht mit Dämonen-Ratespielchen versauen. Außerdem musste ich einen ruhigen Ort finden, an dem ich mich konzentrieren konnte, und dieser hier war nicht dafür geeignet.

Während ich am Klo anstand, tippte ich alles, was Mia gesagt hatte, in mein Smartphone und schickte mir die Details per E-Mail. Ich musste mir alle Hinweise sofort notieren – ich konnte es mir nicht leisten, welche zu vergessen.

Als das erledigt war, drehte ich

eine Runde auf der Party und nahm Energie auf. Die Luft war dick, gehaltvoll und triefte vor Männlichkeit. Auf meiner vierten Runde entdeckte ich Olivia, die ebenfalls Energie naschte. Sie stand mitten auf der Tanzfläche, umgeben von mindestens vier Jungs, und schwenkte ihre Hüften im Takt. Dafür, dass sie so etepetete war, hatte sie ziemlich beeindruckende Moves drauf. Die konnte mir noch was beibringen.

Ich stellte schockiert fest, dass sie

mich bei meinem Streifzug beobachtet hatte. Sie schien neugierig zu sein und wollte sehen, wie ich trank. Sie entfernte sich von ihren Partnern und zog ihre Kreise auf der Tanzfläche, den Blick immer auf mich gerichtet. Ich wusste, sie forderte mich heraus.

Der Energiestrom in der Luft war deutlich zu spüren und bewegte sich immer schneller, als das Tempo der Musik anzog. Ich sog ihn durch den Mund ein und behielt ihn in mir, bis mir ganz schwindelig wurde. Bald

berührten mich Hände und Schultern auf der Tanzfläche. Körper rieben sich aneinander, und es war mir plötzlich egal, mit wem ich tanzte. Der Beat wurde schneller, wummerte laut und hart gegen meine Brust. Mein Herz vibrierte mit dem Bass wie ein Lautsprecher.

»Ich schwör dir, ich werde Caleb heiraten! Oder er muss auf meiner Hochzeit den DJ machen, weiß ich noch nicht!«, schrie Mia und schlang ihre Arme um mich. »Ich sag dir mal was«, hauchte sie geheimnisvoll. Ein

Geruch nach Ananas und Kerosin schoss aus ihrem Mund wie Drachenfeuer. »Okay, nicht sauer werden, aber ich bin ein klitzekleines winziges bisschen verknallt in Caleb. Aber nicht so wirklich. Nee, warte. Hör zu, ich will dir was sagen. Ich werd ihn nicht anmachen oder so. Sister geht vor Mister und so«, lallte sie. »Ich mein, er is'n verdammt guter DJ und ... weiß nicht, er hat was, weißt du?«

»Ja, er hat was, das stimmt.« Ich

entzog mich sanft ihrer Umarmung und schüttelte den Drink ab, den sie auf meinem Top verschüttet hatte.

»Ja, oder? Keinen Plan, wieso, er sieht nicht mal heiß aus. Nee, warte, nicht sauer werden – hey, hör einfach zu.« Sie tätschelte die ganze Zeit meine Haare, damit ich ihr auch ja zuhörte, dabei war sie es, die dauernd den Faden verlor. »Er ist schon süß, aber komm schon, Sam, wir wissen doch beide, dass Dougie viel heißer ist.«

Ach ja?, dachte ich.

»Aber diese Augen, weißt du ...«, fuhr sie fort. »Die sind irgendwie magisch. Warte ... nee, nicht magisch. Hippo...hypnotist... hypnotisch. Ja, genau. Ich kann's nicht beschreiben. Als ob man hineinschaut in ...«

»Ins Bodenlose«, soufflierte ich.

»Ja. Hosenlos. Das hab ich gesucht.«

Ich nahm ihr den Becher aus der Hand und stellte ihn auf ein Tischchen. »Okay, Mia, du hast für heute genug getrunken. Komm, wir

setzen uns hin, bevor du dir noch den Hals brichst auf diesen Absätzen.«

Der große Augenblick kam immer näher. Mit einem Bier in der Hand, sprang Robbie auf den Couchtisch und verkündete: »Noch zwei Minuten bis Mitternacht!«, was mit einem Jubelausbruch quittiert wurde. Inzwischen trug er nur noch Hut, Jackett und Boxershorts und gab den Blick auf seinen käsigen Oberkörper für alle frei, die den Anblick ertragen konnten. Drei

kichernde Mädchen rissen ihn zu Boden und knutschten ihn ab.

Die Uhr tickte, und alle rannten herum und suchten einen Partner. Mia blieb übrig. Ich sah zu Dougie hinüber, der sich gerade zu Olivia beugte, die ihm etwas ins Ohr flüsterte. Ich konnte Mia nicht einfach so stehen lassen. Das war die schlimmste Nacht des Jahres, um allein zu bleiben. Das war mir bisher nie so richtig klar geworden.

»Geh zu Caleb«, rief sie über den Lärm hinweg.

»Nein, schon gut. Ich bleib hier.«

»Äh, Sam, du bist süß. Echt, total. Aber ich werde dich nicht um Mitternacht küssen. Ist doch Unsinn, wenn wir beide ohne Mann dastehen, also geh schon. Ich komm klar.« Sie tätschelte wieder meinen Kopf. Langsam ging mir das Gestreichel auf die Nerven.

Ich suchte am DJ-Stand nach Caleb, doch er war nicht da. Er war sicher losgezogen, um mich zu suchen. Es war einfach zu voll, also hüpfte ich hoch, um über die Köpfe

der Tänzer hinwegzusehen. Das Partyvolk begann zu zählen.

»Neununddreißig ...

achtunddreißig ...

siebenunddreißig ...«

Ich versuchte, mir einen Weg durch die Menge zu bahnen, aber das war vergebliche Liebesmüh. Langsam geriet ich in Panik.

»Dreizehn ... zwölf ... elf ...«

Ich drehte um und drängelte mich zum Sofa durch. Mia saß immer noch dort, traurig und verlassen, und hielt ihren Becher im Schoß. Aus

dem Nichts stand plötzlich Dougie vor ihr, nahm ihren Drink und stellte ihn beiseite. Er zog sie hoch und umfasste ihr Gesicht mit den Händen.

»Drei ... zwei ... eins! Frohes neues Jahr!« In dem Augenblick, als er sich zu ihr beugte und sie küsste, berührten sanfte Finger mein Kinn und drehten meinen Kopf. Lippen legten sich auf meine, und ich musste nicht erst nachsehen, wem sie gehörten.

Ich kannte diese Lippen, kannte

ihre Berührung und den Duft. Ich schloss einfach die Augen und schlang meine Arme um seinen Hals. Tröten und Rasseln ertönten, Glitzer fiel von der Decke, und ein Hochgefühl überkam uns in einer sanften Welle. Ich war wie gefangen in einer Schneekugel voller Konfetti und wünschte mir, dieser Augenblick würde ewig anhalten. Alles war so, wie es sein sollte, auch wenn ich wusste, dass es nicht von Dauer war. Doch zu diesem Zeitpunkt, an diesem Ort, trunken

vor Lebensfreude, wollte ich glauben, dass es immer so sein konnte.

Nach der Party umarmten sich alle und gingen. Taxis wurden gerufen und Autoschlüssel an die nüchtern Gebliebenen weitergegeben. Mia war vollkommen blau und konnte auf keinen Fall selbst nach Hause fahren, was Dougie auch nachdrücklich durchsetzte. Caleb blieb noch, um seine Ausrüstung zusammenzupacken, und versprach

mir, ins Hotel nachzukommen. Da ich mit Olivia zur Party gekommen war, schluckte ich meinen Stolz hinunter und ließ mich von ihr mitnehmen.

Die Fahrt zurück zum Hotel verlief angespannt, und nichts als der Motorenlärm durchschnitt die Stille. Gunnar saß hinter dem Steuer, Olivia und ich auf unseren jeweiligen Seiten auf dem Rücksitz. Ich warf ihr immer wieder verstohlene Blicke zu und versuchte, ihre Haltung zu imitieren und wie sie

die Beine übereinanderschlug. Bei ihr sah die Anmut ganz natürlich aus, während mir fast der Schweiß ausbrach bei dem Versuch, damenhaft zu wirken.

Irgendwann hatte ich genug von der feindseligen Stimmung und sagte: »Ich habe gesehen, was du heute Abend mit Dougie gemacht hast. Das fand ich nett. Danke.«

Sie fummelte an der perlenbestickten Handtasche auf ihrem Schoß herum. »Kein Ding.«

»Nein, wirklich, danke. Du hattest

ihn schon um den Finger gewickelt, und du hast ihn gehen lassen. Du kannst jeden Kerl haben, den du willst.«

»Ich weiß.« Sie starrte aus dem Fenster auf die Lichter und Bäume, die wie in einem Wirbel vorbeihuschten. Ihr Haar fiel ihr auf einer Seite über die Schulter, und ein schwarzer, tränenförmiger Ohrring baumelte an ihrem Hals.

»Aber ich will keinen, der in jemand anderen verliebt ist. Es macht mich krank, das zu sehen, und noch mehr,

es zu schmecken. So herzlos bin ich nicht.«

»Ich habe nie gesagt, dass du herzlos bist«, protestierte ich. »Ich weiß, dass du Probleme mit mir hast, und ich kann verstehen, dass du mich hasst.«

»Ich hasse dich nicht. Ich finde dich dumm, aber ich hasse dich nicht.«

Ich drehte mich auf meinem Sitz so herum, dass ich sie direkt ansehen konnte. »Wie bitte?«

»Wie würdest du denn jemanden

nennen, der mit einem Jungen ausgeht, obwohl er schamlos von anderen Frauen trinkt? Mit dem Sohn eines Mörders? Mit dem Jungen, der meine Schwester sterben ließ, statt ihr zu helfen?«

»Ihr zu helfen? Caleb hat getan, was er konnte, um Nadine zu retten. Ihr Genick war gebrochen, keiner von uns konnte etwas tun«, verteidigte ich ihn.

»Er hätte ihr sein Leben geben können«, murmelte sie.

Ich hielt inne. »Was? Wie denn?«

»Anscheinend hast du die Tagebücher nicht gelesen, wie man es dir aufgetragen hat.«

»Ich war irgendwie beschäftigt«, murmelte ich.

Mit einem ungeduldigen Seufzer sah sie wieder aus dem Fenster. »Es gibt da so eine Geschichte über einen weiblichen Cambion in Griechenland, deren Sohn wegen einer Kriegsverletzung im Sterben lag. Der Arzt wohnte zu weit weg. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, ohne ihren Sohn zu leben,

also gab sie ihm ihre Energie, als er an der Schwelle des Todes stand. Sein Leben war fort, aber seine Seele hatte den Körper noch nicht verlassen. Es reichte, um ihn so lange wiederzubeleben, bis der Arzt kam und die Wunde behandeln konnte. Es kommt nur sehr selten vor, dass wir so etwas tun, denn wir sind dafür geschaffen, Leben zu nehmen, nicht zu verschenken. Aber es ist nicht unmöglich, wenn ein fester menschlicher Wille dahintersteht.«

Ich ließ mich in den Sitz
zurückfallen, um die Geschichte zu
verdauen. Auch wenn mir das alles
neu war, schien es mit meinen
eigenen Erfahrungen
übereinzustimmen. Als Caleb im
Koma lag, musste ich ihm einen
großen Teil meiner Energie geben,
um ihn am Leben zu halten, aber er
brauchte mehr, als ich ihm geben
konnte. Nicht einmal die Energie
seiner Brüder reichte aus, um ihn
zurückzubringen. Wenn man zu viel
Energie gab, zahlte man einen

tödlichen Preis dafür. Das führte mich zu meiner nächsten Frage:

»Was ist mit der Mutter, dem weiblichen Cambion, geschehen?«

»Sie starb an Herzversagen«, erwiderte Olivia.

Das war also der Knackpunkt.

»Tolle Geschichte, Olivia. Vier von fünf Sternen. Und du wolltest, dass Caleb das für Nadine tut? Es hätte vielleicht nicht mal funktioniert. Er hätte sterben können.«

»Der Tod ist immer eine Möglichkeit, aber es ist ein

ehrenvolles Risiko. Es wäre das Mindeste gewesen, das er hätte tun können, nachdem er zugelassen hatte, dass sein Vater zu einem Dämon wird. Nathan Ross hat viele Frauen getötet, und die Brüder haben danebengestanden und zugeschaut. Sein Opfer wäre eine Buße für seine Feigheit gewesen. Aber wir werden nie erfahren, ob es geklappt hätte. Und wahrscheinlich wird er sowieso sterben, wenn die Familie Santiago erkennt, was er ist.«

Wow, ein so kaltblütiges Wesen hatte ich noch nie auf zwei Beinen gesehen. Wenigstens wusste ich jetzt, wie sie über die ganze Angelegenheit dachte, und gerade in diesem Moment stand ich kurz davor, ihr die Haare auszureißen.

»Du weißt schon, dass Cambions niemanden aus demselben Stammbaum töten können, oder? Sie können ihrer Quelle nichts tun. Ich zum Beispiel kann dir nicht meinen Autoschlüssel in den Hals stechen – Lilith würde mich nicht lassen.« Ich

lächelte garstig.

Olivia verdrehte die Augen.

»Deshalb muss der abtrünnige Cambion ja auch denen gemeldet werden, die das können, was seine Familie nicht kann. Der Ungehorsam der Brüder wird nicht ungesühnt bleiben. Die Santiagos sind unbarmherzig.«

»Bin ich auch. Frag Nathan Ross.«

Sie schnaubte verächtlich, aber ihre schnippische Erwiderung blieb ihr im Hals stecken, als sie erkannte, dass ich es ernst meinte. In diesem

Augenblick verspürte ich kein Bedürfnis mehr, sie zu imitieren. Ich hatte etwas, das sie nicht haben konnte, etwas, das weder jahrelanges Verhätscheln noch Schweizer Privatlehrer ihr beibringen konnten. Also setzte ich mich wieder bequem hin, starrte aus meinem Fenster und verzichtete auf alle weiteren Versuche, jemand anders zu sein als Samara Nicole Marshall.

Danach wurde nicht mehr viel geredet, und das war mir nur allzu recht. Als der Wagen vor dem

Charlotte Hotel hielt, war das keine Minute zu früh. Der Page öffnete die Tür, und Olivia stürzte hinaus und rannte durch die Drehtür. Ich schlenderte hinterher, und als ich in der Lobby ankam, war sie bereits fort. Wahrscheinlich in ihrem Zimmer, um sich auszuheulen, aber sicher war ich nicht. Ich war zu abgelenkt von dem Geräusch ertrinkender Kätzchen, das aus der Lounge drang.

Ich betrat den schummrig beleuchteten Raum und sah Michael

auf der winzigen Bühne neben dem Flügel. Mit einem Drink in der Hand, sang er aus voller Kehle, und zwar in einer so hohen Tonlage, dass er damit jeden Hund in der Gegend in den Wahnsinn treiben konnte.

Haden saß an der Bar und schwenkte ein Feuerzeug durch die Luft.

Ich ging zu ihm und schnappte mir einen Hocker. »Hi. Was geht ab?«

»Ich habe mit Michael gewettet, dass er sich nicht traut, der Brünetten in der ersten Reihe ein

Ständchen zu bringen, und er hat verloren. Der Kerl muss dringend mal flachgelegt werden. Er kann nicht immer so verrückt sein.«

Ich sah zur Bühne hinauf, wo Michael einen Stehblues mit dem Mikrostander hinlegte. Er hatte die Sonnenbrille abgesetzt und nutzte seine Verführungskräfte, um das Publikum für sich zu gewinnen, das überwiegend weiblich war. Die Damen kicherten und quietschen ob seines unbeschwerten Solos.

Ich beugte mich zu Haden hinüber

und fragte: »Wie betrunken ist er?«

»Sehr. Das ist die einzige Möglichkeit, wie ich ihn überhaupt dazu bringen konnte, irgendwas zu tun. Er ist schrecklich schüchtern. Es lähmt ihn richtig.«

»Warum ist er so? Ich meine nicht die Schüchternheit, sondern das ganze Zucken und die Selbstgespräche und das Klepto-Schizo-Ding.«

Er überlegte eine Weile und fragte dann: »Wolltest du je eine Superheldin sein?«

Mir war nicht ganz klar, worauf er hinauswollte. Ich zuckte die Achseln und sagte: »Klar. Ich will Catwoman sein, wenn ich groß bin. Jeder steht mir.«

»Tja, Michael dachte, er könnte so ein Superheld sein, die Kräfte der Dunkelheit bekämpfen, seine Fähigkeiten dazu nutzen, um Übeltäter auszuschalten. Es gab eine Zeit in seinem Leben, in der er nur von den Bösen trank: von Mördern, Vergewaltigern, Kinderschändern und all dem Gesocks. Er dachte, er

tut der Welt einen Gefallen.«
Hadens Gesicht verhärtete sich.
»Das ist das Letzte, was unsereiner
versuchen sollte.«

»Er hat von Männern getrunken?«,
fragte ich. »Es gibt doch genug böse
Frauen auf der Welt. Solche, die
immer nur aufs Geld aus sind,
schwarze Witwen, Mütter, die ihre
Töchter auf Schönheitswettbewerbe
schleifen. Nimmt sein Geist
überhaupt männliche Energie? Ich
dachte, er ist nur auf das andere
Geschlecht scharf.«

»Ist er auch, das war noch ein Grund, warum es nicht geklappt hat. Aber eins muss jeder Cambion wissen: Nie von Geisteskranken trinken, sonst geht die Geisteskrankheit manchmal auf dich über«, erklärte er. »Stell dir vor, du trinkst von einem Mörder und siehst all seine Opfer, erlebst den Kick jedes Mordes nach. Die Reue, die der Mörder hätte empfinden sollen, musst du dann aushalten.«

Ich nickte verstehend. »Stell dir vor, du erfährst nicht nur die

gesamte Lebensgeschichte des Mörders, sondern auch die jedes seiner Opfer. Ja, das Gefühl kenne ich.«

Haden sah mich mit einem Mitgefühl an, das ich nicht wollte. »Es tut mir leid, Samara.«

»Mir auch. Wir sollten Michael wohl lieber ins Bett schaffen.« Ich zeigte auf die Bühne, wo er sich inzwischen auf dem Flügel rekelte und einen Ton sang, der Glas zum Zerspringen bringen konnte.

Bald darauf stieß Caleb zu uns

und verzog das Gesicht, als er die peinliche Show sah. Zusammen zogen die Brüder Michael schließlich von der Bühne. Das Publikum buhte sie aus und verlangte eine Zugabe.

»Tut mir leid, Ladys. Vielleicht morgen Abend«, rief Caleb ihnen zu.

Ich half den Brüdern dabei, Michael zum Aufzug zu schleppen. Michael lehnte seinen Kopf gegen Calebs Schulter und streichelte liebevoll seine Wange. »Ich will nicht mit der Tür ins Haus fallen,

aber ich finde, Sie sind eine sehr sch-schöne Frau, und es wäre ... mir eine Ehre, Sie zu einem Drink einzuladen«, lallte Michael und spitzte die Lippen zum Kuss.

Sein angewiderter Bruder sah mich hilfesuchend an, aber ich lachte nur.

»Na komm schon, jetzt zier dich doch nicht so«, neckte ich ihn und machte Schmatzgeräusche.

Caleb schickte ein stilles Dankeschön in Richtung Decke, als wir seine Etage erreichten. Die Aufzugtür glitt auf, und Haden ging

als Erster hinaus. Ich erkannte undeutlich, dass jemand im Flur stand und in den Aufzug einsteigen wollte. Ich linste um Hadens breite Schultern herum und sah Olivias Leibwächter dort stehen, Furcht einflößender als je zuvor.

Auf seiner Haut glitzerte Schweiß, und seine Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen. Es lag etwas Bedrohliches in seiner Körperhaltung. Er hatte die Schultern hochgezogen und den Kopf gesenkt, und in seinen Augen

funkelte es mordlustig.

Ich brauchte keine übersinnlichen Kräfte, um die Gefahr zu erkennen. Sie war so offensichtlich und unmissverständlich wie die Waffe in seiner Hand, die jetzt direkt auf uns gerichtet war.

»Hey, seht mal! Gunnar hat 'ne Knarre. Das ist lustig«, kicherte Michael.

Zurück in den Aufzug!«, schrie Haden und trat einen Schritt zurück. Im selben Augenblick krachte ein Schuss.

Ich warf mich zu Boden, Caleb tat es mir gleich und schaffte es, Michael mitzuziehen. Inmitten der rudernden Gliedmaßen hob ich den Kopf und sah Haden in den Aufzug zurücktaumeln. Vom Boden aus

streckte Caleb die Hand nach den Etagenknöpfen aus, und die Türflügel glitten aufeinander zu. Ein weiterer Schuss erschütterte die Kabine und schlug ein Loch in die Rückwand. Ein dritter ging in die obere rechte Ecke.

Überall um mich herum nahmen mir Körper die Sicht, aber ich konnte sehen, wie die Lücke zwischen den Türflügeln schmaler wurde. Gunnar sprang mit ausgestreckter Hand vor, um die Tür offen zu halten. Sein Gesicht verzog

sich in einer wilden Maske der Wut, seine Augen glühten in einem hellen Goldton.

Michael lag mit seinem ganzen Gewicht auf mir und zermalmte mir die Schienbeine. Zu meiner Rechten hörte ich ein Klimpern und drehte mich danach um, so gut ich konnte. Caleb kam gerade auf die Füße, in der Hand seinen Schlüsselring und ein winziges Schweizer Armeemesser, das daran befestigt war. Mit ausgeklappter Klinge stach Caleb auf die fleischigen Finger ein,

die zwischen den Türflügeln zu sehen waren. Auf der anderen Seite ertönte ein Heulen, aber Gunnar versuchte weiter, die Tür aufzuschieben. Blut tropfte am Metall hinunter und über die Finger, bis sie keinen Halt mehr fanden.

Die Tür machte Anstalten, sich wieder zu öffnen. Ich streckte die Hand aus und drückte immer wieder auf den Schließknopf, bis die blutigen Finger endlich verschwanden. Erst als ich spürte, wie die Kabine hochfuhr, hörte ich

auf.

Nicht ausflippen, keine Panik, schön cool bleiben, sang ich innerlich vor mich hin. Das passierte alles gar nicht. Ich plauderte gerade angeregt mit meinem Freund und amüsierte mich und wurde nicht in einem Aufzug mit einer Waffe bedroht. Warum ausgerechnet Gunnar? Hasste Olivia Caleb so sehr, dass sie einen Killer auf ihn angesetzt hatte? Hatte sie diese Macht überhaupt?

Ich verwarf die Idee, bevor ich sie

zu Ende gedacht hatte. Ich sah Gunnars Augen vor mir, klein und zu eng beieinander stehend, aber statt des üblichen Eisblaus leuchteten sie feurig. Nur eine Person hatte solche Augen, und er hatte die Möglichkeiten und das Motiv, einen Feind zu erledigen. Er war im Moment der Einzige, der einen guten Grund hatte, einen von uns zu töten.

»Alle in Ordnung so weit?«, ächzte Haden von der anderen Seite der Kabine. Ich konnte ihn nicht sehen –

Michaels Schulter war im Weg –, aber ich hörte eindeutig Schmerz in seiner Stimme.

»Ja. Was zum Teufel war das?«, fragte Caleb und zog mich auf die Füße.

»Ich glaube, das war Tobias. Genauer gesagt: Ich bin mir sicher«, sagte ich.

Er sah mich ungeduldig an. »Sam, fang nicht ...«

»Du hast es selbst gesehen. Gunnar hat blaue Augen, und jetzt läuft er mit glühend gelben herum.

Und er ist ein bezahlter Leibwächter, der gerade versucht hat, uns zu töten. Zähl doch mal eins und eins zusammen, Caleb.«

»Gunnar ist besessen? Das müssen wir Evangeline erzählen. Er wurde angeheuert, um Olivia zu beschützen. Wo ist Olivia?«, fragte Haden, der sich auf dem Boden krümmte und sich die linke Brustseite hielt.

Ich blickte auf den dunkelroten Fleck, der sich auf seinem weißen T-Shirt ausbreitete. »Oh Gott!

Haden, du wurdest ja
angeschossen!«

»Nur ein Kratzer. Mach dir keine
Sorgen«, antwortete er, aber sein
verzerrtes Gesicht verriet mir, dass
es viel schlimmer war.

Die Aufzugtüren öffneten sich, und
der vertraute Anblick von Angies
Flur hieß uns willkommen. Caleb
steckte den Kopf hinaus und spähte
in beide Richtungen den kleinen
Korridor entlang. Beruhigt half er
Haden auf und legte ihm den Arm
um die Taille. Ich tat dasselbe mit

Michael, der zwischen Wachsein und Bewusstlosigkeit schwankte.

Auf dem kurzen Flur waren keine verrückten Pistolenhelden zu entdecken, und wir hatten freie Sicht auf die Glastür, die zu Angies Suite führte. Ich konnte Olivia drinnen erkennen. Ihre Schuhe baumelten in ihrer Hand, als sie auf die Stufen zuing. Ihre Hoffnung, den Abend ruhig ausklingen zu lassen, war dahin, als sie uns klopfen hörte.

»Was ist passiert?«, schrie Olivia und kam zur Tür gerannt.

Als sie öffnete, stolperten wir hastig in die Eingangshalle. Caleb und ich hatten jeweils einen reglosen Körper in den Armen. »Ruf die Polizei!«, befahl ich, schleppte Michael ins Wohnzimmer und lud ihn auf dem Sofa ab wie ein Gepäckstück.

Caleb schaffte es nicht so weit – Haden brach mitten in der Eingangshalle zusammen. »Wir müssen dich ins Krankenhaus bringen.« Caleb hob Hadens T-Shirt an, um die Verletzung zu

begutachten. »Keine Austrittswunde. Sieht übel aus. Ich brauche etwas, um die Blutung zu stillen.«

Olivias entsetzter Blick flog zwischen Wohnzimmer und Eingangshalle hin und her, während sie unnütz herumstand. »Sagt mir jetzt endlich mal jemand, was hier los ist?«

»Gunnar hat 'ne Knarre!«, sang Michael und hob die Finger zur Decke, als wollte er schießen.

»Gunnar?« Olivia trat zurück und schüttelte wild den Kopf.

»Unmöglich.«

»Glaub's lieber. Deinen Leibwächter hat die Schießwut gepackt.« Ich sah mich in der Sitzecke um und entdeckte Champagner, einen Eiskübel und einige zusammengelegte Tischdecken. Etwas extravagant, aber sie würden ihren Zweck erfüllen. Ich schnappte mir die Tischdecken, rauschte an Olivia vorbei und kniete mich neben Caleb auf den Boden.

Caleb nahm eine Tischdecke und

legte sie über die dunkle Wunde in Hadens Brust. Erst da bemerkte ich die breite Blutspur auf dem Boden. Auf dem weißen Marmor sah sie aus wie Grillsauce. »Das ist eine Menge Blut. Er braucht sofort Hilfe. Olivia, würdest du mal aufhören zu starren und die Polizei rufen?«, schrie ich sie an.

»Du kommst wieder in Ordnung. Alles wird gut«, murmelte Caleb beschwörend, mehr zu seiner eigenen Beruhigung als zu Hadens. Ich konnte die Anspannung in seinen

Armen sehen, als er das Tischtuch auf seinen Bruder drückte, ich sah die Anspannung in seinem Gesicht, aber das Schlimmste war, dass ich jeden schmerzhaften Stich spürte, der durch seinen Körper fuhr. Haden war sein Bruder, biologisch und spirituell. Schon wieder ein Familienmitglied, das er verlieren könnte.

»Hier, halte das. Drück es so kräftig gegen seine Brust, wie du kannst.« Caleb und ich tauschten die Position, und er holte sein Handy

heraus.

Seine Hände waren ganz glitschig vom Blut und zitterten so stark, dass er fast das Telefon fallen ließ. Aber das war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um in einen Schockzustand zu fallen. Caleb kam wohl zu demselben Schluss und riss sich so weit zusammen, dass er wählen konnte. Ich drückte mit meinem ganzen Gewicht auf die Wunde. Die Muskeln in meinen Armen brannten, während Hadens Herz gegen meine Hand pochte. Blut

sickerte durch die Tischdecke, und ich ersetzte sie schnell durch eine andere.

»Der Notruf sagt, die Polizei ist schon unterwegs. Jemand muss die Schüsse unten gehört und schon angerufen haben. Der Rettungswagen könnte länger brauchen«, berichtete Caleb hastig und sprach dann wieder ins Handy. »Ja, ich bin noch dran.«

Haden wurde bleich. Seine Lippen waren fast weiß, und um seine Augen lagen dunkle Ringe. Ich

drückte weiter den Stoff auf seine Wunde, ohne ihn anzusehen, ohne auf Calebs panische Stimme am Telefon zu achten, ich konzentrierte mich nur auf meine Aufgabe. Das war nicht das erste und auch nicht das zweite oder dritte Mal, dass ich mich über einen Menschen beugte, der im Sterben lag. Aber wenn es diesmal eine Chance auf ein besseres Ende geben sollte, musste ich mich zusammenreißen. Wenn Caleb jetzt nicht ausflippen durfte, dann durfte ich das auch nicht.

»Was zum Teufel ist hier los?«

Angie kam im seidenen Nachthemd heruntergerannt und starrte fassungslos auf die Szene, die sich ihr bot. Szymon und Mishka stolperten im Schlafanzug hinterher und rieben sich den Schlaf aus den Augen. Ihr Anblick erinnerte mich an verzauberte Wälder, Brotkrumen und Pfefferkuchenhäuser. Instinktiv wollte ich ihnen die Augen zuhalten wegen all dem Blut, aber Angie war schneller und schickte sie wieder nach oben.

Weitere Fragen prasselten auf uns nieder, während Angie immer panischer wurde. Ich hatte keine Ahnung, welche ich zuerst beantworten sollte. Olivia befand sich immer noch in einer Art Schockstarre, Caleb schrie die Frau vom Notruf an, und Haden blutete den ganzen Marmorboden voll.

Michael, der auf dem Sofa lag, hatte wohl das Gefühl, die Situation verlangte nach einem jazzigen Soundtrack. Er schnippte mit den Fingern und sang wie Sinatra in

seine Faust: »Gunnar hat 'ne Knarre, bumm, bummbumm. Gunnar hat 'ne Knarre.«

»Gunnar war das? Warum?« Angie schüttelte den Kopf, um die Verwirrung loszuwerden. »Er ist unser loyaler Leibwächter, seit Olivia ein Kind war. Warum sollte er so was tun?«

»Sie haben ihm was angetan«, behauptete Olivia aus Angies sicherer Umarmung heraus.

Caleb legte auf und sah Olivia wutentbrannt an. »Ja, das würde

natürlich erklären, warum *Haden* hier alles vollblutet. Wir haben gar nichts getan.«

Olivia riss sich von ihrer Mutter los und giftete Caleb an: »Du tust *immer* irgendwas. Alles, was du anfasst, machst du kaputt. Ich töte dich, bevor du meinem Freund was antust.« Ihr Blick wanderte zu etwas hinter Calebs Schulter. »Gunnar!« Sie sprang über Haden hinweg und rannte zur Tür.

»*Neeeeein!*«, ertönte es unisono.

Ich griff nach meiner Tasche auf

dem Boden und wühlte nach der kleinen Sprühflasche mit Olivenöl. Ich war mir nicht sicher, was es nützen würde, aber es war die einzige Waffe, die ich hatte. Wenn wir Gunnar überwältigten, könnte ich ihn vielleicht zwingen, sie auszutrinken. Ein gewagter Plan, aber es war einen Versuch wert.

Alles schien in Zeitlupe abzulaufen, als wäre es unmöglich, sich schnell genug zu bewegen. Olivia schlüpfte durch die Tür, ihre zerzausten langen Haare flogen

hinter ihr her, als sie in den Flur stürmte. Durch die Glastüren sah ich Gunnar aus dem Aufzug treten, die Pistole noch in der Hand. Da entdeckte er Olivia.

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber ich konnte die Veränderung ihrer Stimmung fast spüren: Erleichterung, Verwirrung, und als sie plötzlich stocksteif stehen blieb: Furcht.

Ich war an der Tür und Caleb direkt hinter mir. Gunnar betrachtete das Mädchen vor ihm. Durch seine

neuen Dämonen Augen hindurch fiel seine Reaktion genau wie die der anderen aus, wenn sie Olivia ansahen. Er erblickte einen Geist, der zurückgekommen war, um ihn heimzusuchen. Einen kurzen Augenblick lang wurden seine Gesichtszüge weich, und er streckte die Hand aus, um sie zu berühren, als würde ihr Anblick ihn verzaubern.

»Olivia, lauf weg!«, rief Caleb.

Gunnar sah uns kommen und riss Olivia am Arm herum. Als er sie

umdrehte, konnte ich ihr Gesicht sehen. Sie sah genauso entsetzt aus, wie ich es erwartet hatte. Gunnar richtete mit der einen Hand die Pistole auf uns und hielt mit der anderen die widerstrebende Olivia an der Kehle fest. Und so begannen die Geiselveshandlungen.

»Was willst du?«, fragte ich, meine Worte sorgfältig wählend. Ich durfte Tobias nicht vor Olivia beim Namen nennen. Das würde das Problem nur noch schlimmer machen.

»Das habe ich dir schon gesagt,

und du wirst mir helfen.« Er schloss den Griff um Olivias Kehle fester. Sie schnappte nach Luft und gab erstickte Geräusche von sich, während ihre nackten Füße in der Luft baumelten.

Ich versteckte die Ölflasche in meinem BH, trat dann hinter Caleb hervor und streckte kapitulierend die Hand aus. Vielleicht würde er tauschen – mich gegen Olivia. Wenn ich nur nahe genug herankam, konnte ich ihn niedersprühen. »Schön, alles, was du willst – nur tu ihr nichts«,

sagte ich.

»Lass meine Tochter los!«, schrie Angie von der Tür her.

»Mama!«, krächzte Olivia.

»Ah, die große Königin der Dämonenjäger. Du hast wirklich schöne Töchter.« Gunnar sah auf Olivias tränenüberströmtes Gesicht hinunter. »Es ist erstaunlich. Sie sieht genau wie sie aus.« Dicke, blutige Finger strichen ihr das Haar aus dem Gesicht. »Es gibt nur einen kleinen Unterschied.« Er hob den Blick und sah mich an. »Stimmt's,

Lilith?«

Er spielte mit mir, und ich hasste es. Es gefiel mir außerdem gar nicht, wie nahe sein Mund an Olivias war. Ich dachte an die schwarze Wolke in meinem Raum, an dieses wirbelnde Sturmsystem mit dem goldenen Licht in der Mitte, und an die Stimmen, die daraus hervorgedrungen waren. Ich würde nicht zulassen, dass Olivia sich diesem Chor anschloss, und dem grünen Schleier über meinem Blickfeld nach zu urteilen, würde

Lilith mir zur Seite stehen.

»Ja doch, wir haben es verstanden. Jetzt lass sie los, dann gehe ich mit dir. Wo immer du hinwillst.« Ich trat vor, aber Calebs Arm hielt mich auf wie ein Stahlriegel.

Gunnar kicherte. »Dafür ist es ein bisschen zu spät. Ich will meinen Körper zurück. Diese Dämonenbastarde haben ihn gestohlen.«

»Was?« Ich drehte mich zu Caleb um, der genauso verwirrt aussah, wie ich mich fühlte.

Caleb schüttelte langsam den Kopf. »Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Denk mal ganz gründlich drüber nach. Ich bin sicher, dir fällt wieder ein, was du mir und Lilith angetan hast.«

»Ich frage dich noch mal, wovon redest du?«, rief Caleb.

»Ich schwöre dir, wenn du meinem Kind was tust, dann reiße ich dir das Herz raus«, schrie Angie.

»Entschuldigung, wie war das?«
Seine Hand drückte Olivias Kehle

zu. Sie jaulte vor Schmerzen und zappelte immer noch in der Luft herum.

»Lass sie los!«, verlangte ich.

Die Waffe auf uns gerichtet, trat er einen Schritt zurück und dann noch einen in Richtung Aufzug. »Ich will das, was mir gehört, dann kriegt ihr, was euch gehört.«

»Nein, nein! Olivia!« Angie stürmte zu den Aufzugtüren. »Ich werde dich finden. Wo du auch hingehst, ich werde dich finden«, versprach Angie, als die Türflügel

zuglitten. »Und wenn ich dich gefunden habe, dann töte ich dich. Hörst du mich, Dämon!«

»Mama!« Olivia schüttelte wild den Kopf, voller Entsetzen, dass wir sie einfach im Stich ließen, aber wir mussten zu ihrem Wohl tun, was er sagte. Die Aufzugtüren schlossen sich, und ihre Schreie waren noch mehrere Etagen unter uns zu hören.

»Olivia!« Angie drückte verzweifelt auf den Knopf an der Wand.

»Komm.« Caleb zog mich am Arm

und führte mich zum anderen Aufzug zu unserer Rechten. Doch die Tür öffnete sich nicht, und die Zahl darüber war erloschen. Er war außer Betrieb.

»Bleib hier und pass auf Haden auf! Kümmere dich um die Blutung, bis die Sanitäter kommen«, wies er Angie an, und wir rannten zum Treppenhaus.

Nach dem langsamen, schwindelig machenden Abstieg aus dem zwölften Stock empfing uns in der Lobby ein ohrenbetäubender

Tumult. Hotelgäste standen an den Eingangstüren, Wachmänner rannten auf den Aufzug zu.

»Bleiben Sie bitte ruhig. Alles ist unter Kontrolle. Die Aufzüge sind derzeit außer Betrieb. Wenn Sie in Ihre Zimmer müssen: Die Nottreppe befindet sich den Flur hinunter. Wir danken Ihnen für Ihre Geduld. Bitte bleiben Sie ruhig«, ordnete der Sicherheitsmanager an. Dann sagte er über sein Funkgerät an der Rezeption Bescheid, dass er Verstärkung brauchte, um die

Massen unter Kontrolle zu halten.

Ich bahnte mir einen Weg durch die Menschenmenge, den Blick starr auf die Drehtür gerichtet. Die Hotelgäste strömten aus der Lounge in die Lobby, um sich nach der Ursache für den Aufruhr zu erkundigen. Walkie-Talkies knisterten. Handys wurden gezückt. Finger zeigten auf den Eingang. Zeugen sahen entsetzt zu und verlangten polizeiliche Unterstützung, ohne jedoch selbst Hilfe anzubieten. Stimmen mischten

sich zu einem gleichmäßigen
Geräuschteppich.

»Oh Gott, seht sie euch an! Warum
ist er voller Blut?«

»Meine Damen und Herren, die
Polizei ist unterwegs. *Bitte* bleiben
Sie ruhig ...«

»Es gab Schüsse in der achten
Etage ...«

»... überall Blut auf dem Boden.
Einschüsse in der Wand und ...«

»Verdammt! Ich bekomme kein
Netz. Dürfte ich mal Ihr Handy ...«

»Er hatte eine Waffe, ich konnte

nichts unternehmen. Es tut mir so
leid – jemand muss dem armen
Mädchen helfen ...«

»Haben Sie den Kerl gesehen?
Was für ein Hüne ...«

»... dünnes, blondes Mädchen,
vielleicht achtzehn – ich konnte sie
nicht genau sehen ...«

»Ja, ein Mädchen wurde gerade
aus dem Charlotte Hotel entführt.
Charlotte. C-H-A-R...«

»... hat meinen Wagen gestohlen!
Rufen Sie die Polizei! Oh Gott, ich
glaube, meine Nase ist gebrochen!«

Endlich hatten wir es bis nach
draußen geschafft und rannten zu
dem Rasenstück in der Mitte der
Einfahrt. Am Springbrunnen blieben
wir stehen, und zusammen mit der
Kälte ergriff uns die Hilflosigkeit.
Meine Nerven lagen blank. Alte
Schreckgespenster starrten mir
direkt ins Gesicht. Bilder blitzten in
meinem Kopf auf, von einem
blonden Mädchen, das tot auf dem
Boden lag, zerschmettert und
beiseitegeworfen, ein
Kollateralschaden in einem

sinnlosen Krieg.

Olivia würde ihrer Schwester nicht folgen, nicht während meiner Schicht. Aber hier war zu viel los, es war alles zu verwirrend, und wir hatten nicht genug Zeit. Die Zeichen standen gegen uns, vor allem, weil Olivia und Gunnar innerhalb von Sekunden spurlos verschwunden waren.

Wir hätten sie verfolgen und die ganze Nacht in den Straßen patrouillieren können, aber was hätte das gebracht? Wir hatten keine

Waffen, um ihn aufzuhalten, und wir wussten nicht mal, was für einen Wagen Gunnar gestohlen hatte. Nein, wir würden Hilfe bei der Suche brauchen, und ich konnte nur hoffen, dass Tobias sie bis dahin am Leben ließ.

Grobe Hände auf unseren Schultern machten uns auf einmal unmissverständlich klar, dass wir nirgendwohin gehen würden.

Wir drehten uns um und sahen Detektiv Ruiz in Anzug und Krawatte hinter uns stehen. Er

schien den Silvesterabend genossen zu haben, so wie wir, bevor die Welt um uns herum einstürzte. »Ich glaube, es wäre am besten, ihr kommt wieder mit rein, bevor das hier noch eskaliert«, sagte er und machte eine Kopfbewegung zur Menschenmenge hin.

Wir bemerkten, dass wir Zuschauer angezogen hatten. Die Hotelgäste waren darauf bedacht, Abstand zu halten, während sie uns anstierten und unsere Aufmachung aus Schweiß und Blut

begutachteten. Ich starrte in die schwarze Nacht und auf die Blinklichter der Polizeiwagen. Fünf Streifenwagen versperrten die Hoteleinfahrt. So war das in Williamsburg: Wenn Reiche in Schwierigkeiten steckten, strömt die Polizei nur so herbei.

Da ich nicht wusste, was ich tun sollte, sah ich zu Caleb hinüber. Seine Augen waren auf ihre normale Farbe heruntergekühlt. Ein wütendes Zittern durchlief seinen Körper – uns stand eine lange Nacht bevor.

Was für ein Start ins neue Jahr.
Andererseits, warum hätte es anders
laufen sollen als bei allen anderen
Feiern?

Offenbar konnte kein Feiertag
mehr vergehen ohne etwas, das wir
den Behörden erklären mussten.
Ernsthaft, warum gingen wir
überhaupt noch aus? Die Definition
von »verrückt« war doch, immer

wieder dasselbe zu tun in der Hoffnung, dass einmal etwas anderes dabei herauskäme. Aber wenn ich verrückt war, dann war ich nicht die Einzige in der Petrovsky-Suite.

In den letzten drei Stunden war die Hölle los gewesen. Die Polizei befragte jeden Einzelnen von uns, und es war nur Evangelines »Überzeugungsarbeit« zu verdanken, dass sie nicht meine Eltern anriefen. Ruiz hatte Mom erst wenige Minuten vor unserer Ankunft im Hotel nach

Hause gebracht, was ungünstig war, denn wir waren früher am Abend in ihrem Auto ins Hotel gekommen und ich hatte mit ihr zurückfahren sollen. Ich rief sie an und sagte Bescheid, dass ich bei Angie übernachten würde, wobei ich die Hand über das Telefon legte, um den Affenzirkus im Hintergrund auszublenden. Als das erledigt war, steckte ich das Handy in den BH, schüttelte Arme und Beine aus und stürzte mich wieder ins Getümmel.

Die Sanitäter brachten Haden ins

Krankenhaus. Er hatte viel Blut verloren und einen Schock erlitten. Drei Polizisten mussten Caleb zurückhalten. Sie bestanden darauf, dass er blieb, bis die Befragung vorüber war. Doppelt so viele Männer mussten Angie davon abhalten, das Zimmer zu verwüsten.

Ich hatte sie noch nie so aufgelöst gesehen, und sie hatte ja auch allen Grund dazu. Ihr Haar flog ihr wild um den Kopf, ihr Make-up war verschmiert, und es war ihr vollkommen egal, wer ihre

Nachtwäsche oder das übernatürliche Leuchten in ihren Augen sah. Sie sandte regelrecht mörderische Schwingungen aus, und wer den Abend überleben wollte, stellte besser keinen Blickkontakt zu ihr her.

Caleb und ich saßen überwiegend auf dem Sofa und aßen Minztäfelchen mit Schokolade, während Angie und Ruiz geheimnisvolle Cambion-Politik erörterten. Michael lag weggetreten auf dem Sofa gegenüber, und alle

liefen an ihm vorbei, als gehörte er zum Mobiliar.

An den geröteten Gesichtern konnte ich sehen, dass irgendwer hier bald die Fäuste fliegen lassen würde, und ich tippte auf Angie. Ich hielt es für das Beste, mich aus den Angelegenheiten der Erwachsenen rauszuhalten. Wir saßen schon genug in der Patsche, weil wir Ruiz nicht gesagt hatten, dass ein körperfressender Dämon in Williamsburg herumlief. Wieder blieb ich meiner Devise treu, den

Mund zu halten, wenn ich es mit übernatürlichen Wesen zu tun hatte. Es war einfach sicherer.

Wenn nicht gerade jemand sie davon abhielt, hinauszustürmen und nach Olivia zu fahnden, suchte Angie Trost bei ihren Zigaretten und klebte vor ihrem Laptop, um Olivias Aufenthaltsort über ihr Armband zu verfolgen. Dem winzigen Punkt auf der digitalen Karte zufolge war Olivia seit zwanzig Minuten am selben Ort. Da Tobias über den Peilsender im Armband Bescheid

wusste, hoffte ich, dass er nicht die Zeit gehabt hatte, es ihr abzunehmen, wie er es mit meinem getan hatte.

Mit dieser Information und zusätzlichen Fotos von Olivia ausgestattet, ging die Polizei schließlich und versprach, alle verfügbaren Einheiten für die Suche abzukommandieren. In Anbetracht von Angies Reichtum und ihrem Cambion-Einfluss glaubte ich ihnen, doch dieser Vermisstenfall lag weit außerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs. Auf jeden

Fall brauchten wir schleunigst übernatürlichen Beistand.

Bei Angies fünftem Versuch, zur Tür zu gelangen, verstellte Ruiz ihr den Weg. »Nein. Lassen Sie uns das machen. Wir können es uns nicht leisten, dass Sie verletzt werden.«

»Er hat meine Tochter!«, schrie sie.

»Das weiß ich, aber Sie werden einen Zwischenfall verursachen ...« Ruiz hatte die Worte kaum ausgesprochen, als eine weiße Hand sich um seinen Hals schlang.

Die Bewegung war zu schnell für normale Augen gewesen. Nur an der fließenden schwarzen Seide, die Angie hinter sich herzog, ließ sich erkennen, dass sie sich nicht einen Meter fünfzig nach vorn teleportiert hatte, um zu dem Detektiv zu gelangen. Sie hätte es ebenso gut tun können, denn im Handumdrehen hielt sie den Mann, der doppelt so schwer war wie sie, an der Kehle gut dreißig Zentimeter über dem Boden. Caleb tauchte aus seinen Gedanken auf, um die Szene zu beobachten,

während ich mich anschickte, dazwischenzugehen. Ich war mir nicht sicher, wozu Angie in ihrem derzeitigen Zustand fähig war, aber es sah nicht gut aus. Genau genommen sah es richtig übel aus.

»Ich habe schon eine Tochter verloren, und du lässt zu, dass mir eine weitere genommen wird, um das Protokoll zu wahren?«, zischte sie. Hätte sie Reißzähne gehabt, hätte sie sie gefletscht und in Ruiz' Halsschlagader versenkt. Es erstaunte mich, dass jemand

gleichzeitig so anmutig und so grauenhaft aussehen konnte.

»Evangeline.« Ich legte ihr eine Hand auf die steinhart angespannte Schulter. »Töte ihn nicht. Bitte.«

»Ich sage, tob dich aus«, murmelte Caleb.

Mein Kopf wirbelte in seine Richtung. »Caleb, das hilft gerade überhaupt nicht.«

»Du vergisst, wo du stehst, David. Ich habe dir gesagt, was passiert, wenn jemand aus meiner Familie verletzt wird. Ich habe dich

gewarnt«, knurrte sie.

Ruiz' Gesichtsausdruck war unbezahlbar. Das musste ich ihm lassen, er schien nicht verängstigt zu sein und gab nicht klein bei, und ganz sicher war das einer der Gründe, warum man ihn »die kubanische Krawatte« nannte. Aber er konnte Angie nicht direkt in die Augen sehen und zuckte jedes Mal zusammen, wenn er es versuchte. Das durchdringende grüne Licht tanzte auf seiner olivbraunen Haut wie ein Laserpointer an einem

Scharfschützengewehr, und es war ebenso tödlich.

Allzu fest hielt sie ihn wohl nicht, denn er konnte noch sprechen.

»Wenn Sie mich töten, erklären Sie damit jedem Cambion auf dieser Seite der Welt den Krieg. Wollen Sie das wirklich? Ich schlage eigentlich keine Frauen, also bringen Sie mich nicht dazu, jetzt damit anzufangen. Lassen. Sie. Mich. Runter.«

Eine lange Pause erfüllte den Raum. Schließlich löste Angie ihre

Finger nacheinander von Ruiz' Hals. Er entglitt ihrem Griff und plumpste zu Boden.

Drohend stand sie über ihm und sagte: »Sag deinen Leuten Bescheid und ruf Verstärkung. Cambions, niemanden, der umgestimmt oder von dem Besitz ergriffen werden kann. Wenn die Familie sich querstellt, werde ich ihr den Krieg erklären. Wenn sie mir in irgendeiner Weise Steine in den Weg legt, werde ich ihr ebenfalls den Krieg erklären. Ich werde diese

Stadt in Schutt und Asche legen, bevor ein Dämon meinem Kind etwas antut. Inzwischen kannst du dich nützlich machen. Bring Samara nach Hause und bewach ihr Haus. Sie und ihre Mutter sind in Gefahr.«

Ich trat zwischen die beiden.

»Nein. Ich will bleiben. Ich kann euch helfen.«

»Du wirst dich da nicht einmischen, Kleines. Du bleibst in Sicherheit«, bestimmte Angie.

»Dann lass mich wenigstens hierbleiben. Ich habe Mom sowieso

schon gesagt, dass ich woanders übernachte. Ich will nicht als Einzige im Dunkeln tappen.«

»Schön.« Angie drehte sich weg und schwebte in den sicheren Hafen vor ihrem Laptop. »Du kannst jetzt gehen, David. Komm um zwölf Uhr mittags wieder, um Samara nach Hause zu bringen.«

Ruiz kam auf die Füße und strich seinen Anzug glatt. »In fünf Stunden sind meine Männer hier. Niemand – und ich meine niemand – verlässt das Gebäude, bis ich zurückkomme.

Ihr wollt eine Kriegserklärung? Dann widersetzt euch den Anweisungen.« Er ließ seinen Blick über uns alle schweifen, bevor er die Suite verließ.

»Das ja war knallhart, Angie«, sagte ich, als wir allein waren.

Sie sah zur Decke und seufzte.

»Nein. Das war dumm. Ich hätte ihm nicht drohen sollen. Wir können uns einen Krieg in der Familie nicht leisten. Ich brauche ihre Unterstützung, und jetzt habe ich vielleicht alles nur noch schlimmer

gemacht.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Na und? Ruiz ist keiner von uns. Er hat nicht unseren Einfluss. Hast du Angst, dass die Santiagos aufkreuzen?«

Angie lachte und zündete sich noch eine Zigarette an. »Sie sind schon da, Samara. Sie sind seit Monaten hier. Glaubst du wirklich, dass die Familie einem Außenstehenden erlauben würde, so viele Cambion-Geheimnisse zu kennen? Hast du dich nie gefragt, warum Ruiz so viel

über uns weiß?«

»Ja, das ist mir tatsächlich ein paarmal durch den Kopf gegangen.«
Ich sah zu Caleb hinüber und dann wieder zu Angie. »Warte mal, willst du damit sagen, er ist ein Santiago?«

»Der Neffe des ältesten Anführers. Er wäre der nächste Anführer, wenn die Dinge ... anders lägen«, erklärte Angie. »Er hat Einfluss innerhalb und außerhalb unseres Kreises. Deswegen ist er so wertvoll.«

Caleb kam näher. Die neue Wendung interessierte ihn. »Aber

der Santiago-Geist ist männlich. Wie konnte er ihn einfach auslassen? Ist er adoptiert?«

»Ich fürchte, diese Geschichte muss er euch selbst erzählen.«

Angie starrte wieder auf den Bildschirm. »Ich muss die Kinder morgen wieder nach Hause schicken. Hier ist es nicht sicher. Ich muss ihren Vater anrufen, damit er sie abholt«, murmelte Angie.

Wahrscheinlich dachte sie nur laut. Sie fuhr noch ein paar Minuten lang fort, ihre To-do-Liste

herunterzubeten.

Ich schaute auf die rechte untere Ecke des Bildschirms und sah, dass es vier Uhr morgens war. Die Erkenntnis schickte ein Signal an mein Gehirn, das mir wiederum mitteilte, dass ich müde war. Die Energie, die ich heute Abend aufgenommen hatte, war verbraucht, und mein Motor lief quasi trocken.

»Wenn das irgendwie hilft: Ich glaube nicht, dass er sie tötet. Sie ist ein gutes Unterpfand. Er braucht sie lebend«, sagte Caleb und ging

ruhelos auf und ab.

»So scheint er über deinen Bruder nicht zu denken«, erwiderte Angie.

»Weißt du, wo sein Körper ist?«

Caleb zuckte mit den Achseln.

»Ich habe keine Ahnung, aber wenn Michael wieder nüchtern ist, werde ich ihn sofort fragen.«

»Das würde erklären, warum deine Brüder dauernd verschwinden. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie ihn irgendwo versteckt haben«, fügte ich hinzu.

Angie kam durch das Zimmer auf

mich zu und legte mir die Hände auf die Schultern. »Samara, du weißt doch, was jetzt getan werden muss, nicht wahr? Er muss vernichtet werden, und ich reise nicht ab, bevor wir ihn gefunden haben.«

»Ich bin absolut dafür, Angie, aber wie können wir ihn töten, wenn seine Seele nicht in seinem Körper ist? Wie kann er sterben?«

»Zuerst müssen wir dafür sorgen, dass er wieder in seinen eigenen Körper zurückkehrt. Dann muss der Körper geweiht und verbrannt

werden. Wenn er vernichtet wird, bevor Tobias wieder mit ihm vereint ist, bleibt er in dem Körper gefangen, in dem er sich momentan befindet. Dann wird er ein Cambion mit Gunnar als Wirt.«

»Das wird er aber nicht lang bleiben, wenn er genügend menschliche Energie aufnimmt«, warf Caleb ein. »Tobias will Unsterblichkeit, mehr als alles andere. Wie ich ihn kenne, ist er in einer Woche wieder ein echter Dämon, und der ganze Zirkus geht

von vorn los, wie so eine Art verkorkste Wiedergeburt.«

Verdammt, diese Dämonen waren wie Kakerlaken – die starben einfach nicht. Aber Caleb hatte etwas Wichtiges angesprochen. Tobias' Langlebigkeit war der Grund für alles, was er tat, auch für seine Besessenheit von mir. »Wenn er also in Gunnar gefangen bleibt, was passiert dann mit Gunnars menschlicher Seite? Könnte er die Verwandlung bekämpfen, wie wir das tun?«, fragte ich.

»Das hängt von seinem menschlichen Willen ab«, sagte Angie. »Es ist ein Balanceakt, den man erst nach Jahren beherrscht. Du müsstest aus Erfahrung wissen, wie schwer es sein kann, die Kontrolle zu behalten. Gunnar weiß nichts über unsere Welt oder wie man sich dagegen zur Wehr setzt. Aber das wird nicht von Bedeutung sein, er müsste ebenfalls getötet werden, wenn Tobias in ihm ist.«

Wie beiläufig sie von Mord sprach, machte mich fassungslos.

»Es muss eine andere Möglichkeit geben. Wäre es vorstellbar, dass Tobias Gunnars Körper verlassen kann, nachdem sein Körper zerstört wurde?«

»Ich fürchte, das ist höchst unwahrscheinlich, wenn er überleben möchte. Der Körper hält uns in dieser Welt verankert. Die Seele kann hier nicht allein existieren. Sie braucht einen Körper und Lebensenergie, sonst vergeht sie – sie kann nicht einfach im Wind dahintreiben. Wenn Tobias solche

Angst vor dem Tod hat, wie du sagst, klammert er sich natürlich eher an den nächstbesten Menschen, als sich dem Jenseits zu stellen.«

In ihren Worten erkannte ich die hässliche Wahrheit. Ich war ein lebendes Beispiel dafür, wozu eine Seele fähig war, die im Land der Lebenden bleiben wollte. Wäre kein Menschenkörper in der Nähe gewesen, wäre Lilith sonst wohin entschwunden.

»»Wer trüge Lasten und stöhnt« und schwitzte unter Lebensmüh? Nur

dass die Furcht vor etwas nach dem Tod, das unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, den Willen irrt'«, rezitierte ich vor mich hin.

»»Dass wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen, als zu unbekannten fliehn. So macht Bewusstsein Feige aus uns allen««, ergänzte Caleb die nächste Zeile.

Ich starrte ihn in stummer Verwunderung an, nicht weil er Hamlets Monolog kannte. Das tat er nicht, er hatte nicht mal die Filme

gesehen, aber er kannte mich, und das war ebenso beeindruckend.

»Wir können nicht riskieren, dass Tobias wieder auftaucht«, meldete Angie sich zu Wort und machte damit den schönen Moment zunichte. »Der Dämon muss vollständig vernichtet werden, mit Körper und Geist. Wenn Gunnar nicht schon tot ist, werde ich dafür sorgen, dass er eliminiert wird. Inzwischen findet ihr beide heraus, wo Tobias' Gefäß festgehalten wird.«

»Du weißt, was mit uns geschieht, wenn du ihn tötest«, warnte Caleb.

»Ich fürchte, die Regeln haben sich in dem Moment geändert, als er meine Tochter anrührte. Ich werde seinetwegen nicht noch ein Kind verlieren. Ich schlage vor, ihr regelt rasch eure Angelegenheiten. Ich bin sicher, ihr trifft die richtige Entscheidung, wenn die Zeit gekommen ist«, antwortete Angie ernst. Der Erlass einer Königin im Angesicht der Kriegsschäden.

In diesem Augenblick verstand ich,

warum männliche Cambions die weiblichen fürchteten. Das waren echt fiese Miststücke.

Ich sah hilfesuchend zu Caleb hinüber, bekam jedoch nur ein kurzes Kopfschütteln als Antwort. Selbst jetzt, da der Tod an die Tür klopfte, wollte er sich dem Druck nicht beugen. Wir würden den Bund eingehen, wenn es uns passte, und aus unseren eigenen Gründen. Ende der Diskussion.

Caleb drehte sich zu seinem Bruder um, der immer noch auf dem

Sofa schnarchte. Genau genommen ging das Geräusch, das aus Michaels Mund kam, über ein normales Schnarchen hinaus. Es klang eher wie zwei Grizzlybären, die um einen Lachs kämpfen.

»Ich sollte ihn ins Bett schaffen. Er sabbert die ganzen Polster voll«, sagte Caleb.

»Ich helfe dir.« Ich nahm einen von Michaels Armen und half Caleb, ihn auf die Füße zu ziehen.

»Sam, du musst hierbleiben«, warnte er.

»Nein, muss ich nicht. Ruiz hat gesagt, keiner soll das Gebäude verlassen. Als ich zum letzten Mal nachsah, war euer Zimmer noch im Gebäude. Willst du dich wirklich mit mir darüber streiten? Sag mir, dass du mich nicht um dich haben willst, dann bleibe ich hier.« Ich wartete. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie Angie erwartungsvoll von ihrem Laptop hochsah.

Er antwortete nicht, und sein Gesicht verriet nichts, als er sich

den schlaffen Arm seines Bruders um die Schultern legte. Jeder von uns übernahm eine Seite, und gemeinsam schleppten wir Michael aus dem Zimmer.

Da die Aufzüge nicht funktionierten, wurden die vier Etagen durchs Treppenhaus zu einer Trainingseinheit, auf die ich gut hätte verzichten können. Ich erkannte das polizeiliche Absperrband quer über der Aufzugtür, als wir Michael den Flur hinunterbugsiierten.

Als wir in Calebs Suite

angekommen waren, schleiften wir Michael in sein Zimmer und ließen ihn aufs Bett fallen. Er sah halbtot aus, wie er da mit dem Gesicht nach unten und weit offenem Mund lag. Seine Haare hatten sich gelöst und hingen über die Bettkante. Ich hatte mich immer gefragt, warum er seine Haare nicht schnitt, aber sie hatten einen schönen Walnusston und fühlten sich kühl an. Ich zog ihm die Schuhe aus und deckte ihn zu. Als ich aufsah, bemerkte ich, dass ich die einzige wache Person im Zimmer

war.

Es überraschte mich nicht, dass die Tür zu Calebs Zimmer offen stand. Ich folgte der negativen Energie, die wie dicke Luft im Raum hing, und steckte den Kopf ins Zimmer. Es war ein großer Raum mit einem Kingsize-Bett, eigenem Bad und einer Sitzecke. Er war schwach beleuchtet, und Teppich, Wände und die Vorhänge, die in der kalten Luft vor dem offenen Fenster tanzten, waren in einem neutralen Beigeton gehalten. Caleb saß auf der

Bettkante, den Kopf zwischen den Händen. Er wusste, dass ich da war, aber er war zu tief in seiner dunklen Welt versunken, als dass es ihn interessiert hätte.

»Alles okay?«, fragte ich von der Tür aus.

»Nein. Alles ist so weit von okay entfernt, wie es nur sein kann. Ich befinde mich direkt gegenüber von okay. Ich bin die Antithese zu okay. Alles ist absolut unokay.«

»Ähm ... okay. Tut mir leid, dass ich gefragt habe.« Mehr brachte ich

nach dieser Antwort nicht heraus.

Als ich ins Zimmer trat und die Tür schloss, sprang er auf und ging zum Fenster. »Nur ein Feiertag, ein Abend – kann ich mich nicht einfach mal amüsieren, ohne dass jemand stirbt, im Krankenhaus landet oder entführt wird? Nur ein verdammter Abend!«, schrie er in den schwarzen Himmel hinaus.

Seine Fäuste knallten gegen das Fensterbrett, und die Wucht des Aufpralls ließ Glas und Gips springen. Die Luft um seinen Körper

herum bewegte sich so stark und heftig, dass ich sehen konnte, wie sie wie eine Turbulenz durch den Raum fegte. Bilder fielen von den Wänden, Stühle und Lampen kippten klappernd um, Kissen flogen vom Bett, und alles, was nicht festgenagelt war, wurde vom Sturm erfasst.

Er erreichte meine Seite des Zimmers mit solcher Wucht, dass er mich einen Schritt zurückschob. Als er durch mich durchging, wurde mir klar, dass mir nicht nur die Wucht

den Atem raubte, sondern auch die Energie selbst. Sie bestand aus Wut, Schmerz, Frustration, aus all dem, was Calebs derzeitige Laune ausmachte.

Ich ließ meinen Blick über das Katastrophengebiet schweifen und war froh, dass ich hier nicht aufräumen musste. So etwas hatte ich noch nie gesehen, nicht bei Caleb, nicht mal an seinem schlimmsten Tag. Es ließ keinen Zweifel daran, dass da etwas nicht ganz in Ordnung war.

»Capone?«, rief ich.

»Nein, ich bin es noch, Sam. Ich bin nur echt angepisst.« Er beugte sich zum Fenster hinaus, am Fenstersims nach Halt suchend.

Ich stieß dankbar einen tiefen Atemzug aus. Das Letzte, was wir jetzt brauchten, war Capone. Das war eine ganz andere Büchse der Pandora, die ich lieber nicht öffnen wollte. Ich setzte mich auf sein Bett. Calebs Laune würde sich ohnehin nicht mehr bessern, also beschloss ich, ein Thema anzuschneiden, das

mir seit Wochen auf den Nägeln brannte. »Wo wir gerade bei Capone sind, ich will ehrlich sein: Dieses X-Men-Ding, das du da laufen hast, macht mir etwas Sorgen. Ich weiß, dass du aufgebracht bist und so, aber wie viel hast du heute Nacht getrunken?«

Er drehte sich resigniert zu mir um.
»Sam, ich ...«

»Wie viel?«

»Fünf«, murmelte er.

»Fünf Mädchen? Direkt?« Ich nahm sein Schweigen als ein Ja.

»Das ist aber weit über dem täglichen Limit, Mann. Muss da mal jemand eingreifen?«

»Ich versuche gerade nur, nicht den Verstand zu verlieren. Ich habe gesehen, wie mein Bruder angeschossen und Angies Tochter entführt wurde. Und dabei höre ich dauernd Olivias Worte. Sie hat recht, weißt du? Alles, was ich berühre, zerstöre ich. Selbst dich. Du warst normal, bevor du mich kennengelernt hast.«

»M-hm, schon klar. Jetzt zurück

zum Trinken«, begann ich, ohne auf sein Selbstmitleid einzugehen. »Das hat schon lange vor heute angefangen. Dein Minderwertigkeitskomplex macht dich machtversessen, und diese Macht hat ihren Preis. Willst du zum Inkubus werden? Ist das dein Ziel? Denn so einen hab ich schon an der Backe, ich brauche echt nicht noch einen.«

»Was ich will«, stieß er durch zusammengebissene Zähne hervor, »ist, dass niemand mehr stirbt!« Er

holte tief Luft, hielt inne und stieß die Luft dann in einem langen, zitternden Atemzug wieder aus.

Korrektur: Es war kein Atemzug. Es war eine Schallwelle der Wut. Die Luft wurde dick wie unsichtbares Wasser, in dem Wellen von einer Wand zur anderen liefen und dann wieder zu ihrer Quelle zurückkehrten. Das passierte zweimal, bevor die Wellen sich glätteten und das Zimmer wieder deutlich zu erkennen war.

»Na schön, das reicht. Vergiss es.

Du bist ein erwachsener Mann und ich nicht deine Mami. Mach doch, was du willst. Tu mir nur einen Gefallen, mach mir nicht mein neues Auto kaputt oder verwandle dich in einen meiner Klassenkameraden, wenn du zum Dämon wirst, ja?« Ich wandte mich zum Gehen.

»Sam, warte, bitte. Es tut mir leid.«

»Von mir aus kannst du dir selbst leidtun. Ich habe schon genug Blut an den Händen.« Ich hielt meine fleckigen Hände in die Höhe, um

deutlich zu machen, dass ich es wörtlich meinte. Ich ging ins Bad und knallte die Tür zu.

Drinne betrachtete ich die Ausstattung, die mich nur daran erinnerte, dass ich weit weg von zu Hause war. Das Bad war geräumig und modern, hatte Fliesen in Erdtönen in der Dusche und auf dem Boden, schokoladenbraune Schränke und kugelige Glühbirnen über dem Waschbeckenspiegel. Ein Stapel plüschiger Handtücher lag auf der Platte neben einem erhöhten

Porzellanwaschbecken in Form einer Schüssel.

Während ich zusah, wie sich das Wasser um den Ablauf rosa färbte, dachte ich über den wütenden Cambion nach, der hinter der Tür auf und ab ging und sein Möglichstes tat, um nicht noch mehr Möbel zu zerstören. Aber wenn das nun mal seine Art war, mit allem klarzukommen, wie konnte ich mir dann anmaßen, ihn zu verurteilen? Die Gefühle hatten sich heute Nacht ziemlich aufgeschaukelt, und wir

würden nichts erreichen, wenn wir übereinander herfielen. Die Anzahl der Opfer stieg zusehends, und seine Familie lag in Trümmern, alles wegen Besessenheit und Macht – wegen genau der Macht, für die er seine Seele aufs Spiel setzte.

Als ich mir die Hände abtrocknete, fiel mir wieder ein, was Tobias vorhin gesagt hatte. Er hatte etwas erwähnt, das ihm und Lilith angetan worden war, etwas, das wir nicht vergessen sollten. Hatte er von meinem Blackout gesprochen? Dann

fiel mir ein, was Mia mir auf der Party erzählt hatte. Ich sah mich nach meinem Handy um und verfluchte mich dafür, dass ich meine Tasche oben in Angies Suite gelassen hatte. Meine Hand lag schon auf dem Türknauf, um sie zu holen, als mein Instinkt mir sagte, ich solle erst in meinem Top nachsehen. Genau wie Nana hatte ich die Angewohnheit, Dinge in meinem BH zu verstauen. Und da waren auch mein Handy und die Sprühflasche mit Olivenöl, die ich

vorhin aus der Tasche genommen hatte. Ich stellte die Flasche neben das Waschbecken, dann scrollte ich auf dem Handydisplay nach unten und suchte nach den Notizen, die ich mir auf der Party gemacht hatte, aber die E-Mail an mich selbst war verschwunden. Ich sah im Gesendet-Ordner nach, aber ich fand keinen Beleg dafür, dass ich die Mail abgeschickt hatte.

Das war nicht im Suff passiert. Ich war stocknüchtern und ausreichend bei Verstand gewesen, um mein

Handy blind bedienen zu können.
Aber ich war ja auch nicht das
einzige intelligente Wesen im Raum.
Ich fragte Lilith nicht, ob sie die E-
Mail gelöscht hatte. Vielleicht hatte
ich einfach einen Fehler gemacht,
aber allein die Möglichkeit, dass sie
so etwas Hinterhältiges getan haben
könnte, brachte mich zur Weißglut.
Mit Sicherheit wusste ich nur, dass
ich es satthatte, dass sie
Informationen vor mir versteckte.

Alles lief immer wieder auf diesen
Tag hinaus, auf sie. Ich war es leid,

darauf zu warten, dass die
Puzzlestückchen mir in den Schoß
fielen. Menschen starben, und ich
brauchte Antworten, und es gab nur
eine, die sie mir geben konnte.

Ich hielt mich an der Platte neben
dem Waschbecken fest und schrie in
Gedanken: »Was ist nur los mit dir?
Scherst du dich denn um niemanden
außer um dich selbst?«

Keine Antwort.

Mein Blick fiel auf die Flasche auf
der Platte. Sie war weniger als halb
voll, es waren höchstens noch zwei

Teelöffel drin, aber es reichte für das, was ich tun musste. Ich drehte die Sprühkappe ab, warf den Kopf in den Nacken und leerte den Inhalt in meinen Mund, ohne zu zögern. Ich spitzte die Lippen, behielt das Öl im Mund und atmete durch die Nase. Ich stützte mich auf die Platte und konzentrierte mich auf die Feindin im Spiegel. Ich wusste, dass sie mich hören würde.

*Du hast einen Versuch, Dämon.
Du machst jetzt reinen Tisch, oder
wir werden beide untergehen. Sag*

mir alles, und ich meine alles.

Vielleicht war es ein tödlicher Fehler, aber Niedertracht war nun mal meine Lieblingswaffe. Sie wusste, dass ich nicht bluffte, deswegen spürte ich auch keine Bewegung. Ich hatte sie da, wo ich sie haben wollte, wo sie die ganze Zeit hätte sein sollen. Wenn sie versuchte, die Kontrolle zu übernehmen, würde ich schlucken. Wenn sie eine hastige Bewegung machte, wenn sie mir einen Bericht lieferte, der mir nicht gefiel, würde

ich schlucken.

Ich wartete gefühlte Jahre auf die Enthüllung, während sich Speichel in meinem Mund sammelte. Dann begann der Rand meines Gesichtsfeldes zu verschwimmen, und ich fühlte einen leichten Druck im Hinterkopf. Der Raum begann zu schaukeln, und Musik und das Geräusch eines SUV-Motors dröhnten in meinen Ohren ...

*Ich habe den Song im Radio
noch nie gehört, aber an der
Art, wie Tobias beim Fahren
herumschaukelt, merke ich,
dass er ihm gefällt.*

*Die Scheibenwischer teilen
den Wasserfall auf der
Scheibe und tanzen im
Rhythmus mit. Nichts jagt*

*hinter uns her außer der
Sonne, und vor uns liegt
nichts als eine leere Straße
und viele Gelegenheiten. Es
gibt keine gelben und weißen
Streifen auf dieser Straße,
nur Kilometer von
Kopfsteinpflaster und
historische
Backsteinbrücken. Es ist so
romantisch – unsere große
Flucht.*

*Ich habe keine Ahnung,
wohin wir fahren oder wo*

*wir Essen und Unterkunft
herbekommen, und es ist mir
auch egal. Er hat was von
»Freunden weit im Süden«
erzählt, aber die
Einzelheiten interessieren
mich nicht. Irgendwie hoffe
ich, dass wir draußen unter
den Sternen zelten, wo ich
die Kälte auf meiner Haut
spüren kann. Ich kann mich
kaum daran erinnern, wie
Kälte sich anfühlt, aber ich*

weiß, dass Samara sie nicht mag, dass sie trockene Hitze dem Frost vorzieht. Ich muss selbst sehen, was dran ist an diesem Leben, und es ohne vorgefasste Meinung erkunden.

So brutal es erscheinen mag, ich verspüre kein Bedauern darüber, die Kontrolle übernommen zu haben.

Wenn überhaupt, verspüre ich Dankbarkeit. Ich erfreue mich an diesem

*verkrampften Körper, den
sie einfach so hinnimmt, und
ich nehme begierig die
Schätze an, die sie Makel
nennt. Unter all ihrer Stärke
ist Samara nur ein Kind, das
seine Gaben nicht kennt und
Angst vor seiner Macht hat.
So viel verschwendetes
Potenzial.*

*»Deine Haare gefallen mir
besser, wenn sie offen sind«,
kommentiert Tobias hinter*

*dem Steuer. Wieder kann ich
spüren, wie er mich
beobachtet, jeder Blick
schwerer und hitziger als
der davor. Wenn er mich zu
lang anstarrt, driftet der
Wagen in Richtung
Seitenstreifen ab, bevor er
sich wieder fängt. Nach all
der Zeit gehe ich ihm immer
noch unter die Haut.*

*»Mir gefällt es auch«, sage
ich und kämme die
elastischen Locken mit den*

*Fingern. Samaras Haar
riecht süß wie etwas
Essbares, noch so ein
Zeichen ihrer Unschuld.*

*»Was glaubst du, wie lang
du das durchhältst?«, fragt
er.*

*Ich drehe den Kopf und
schaue sein perfektes Profil
an. Seine exotischen
Gesichtszüge rauben mir
jedes Mal den Atem, und die
übernatürliche Energie unter*

*seiner Haut verstärkt den
Eindruck noch. Sein
gebräuntes Gesicht und die
dunklen Wellen, die auf
seine Schultern fallen,
erzählen von einem Leben
vor seinem Sündenfall.
Ich lege meine Hand auf sein
Knie. Die Berührung bringt
ihn zum Lächeln, und sein
Blick ruht auf der nassen
Straße vor uns. »Ich bin mir
nicht sicher, aber ich halte
so lange durch, wie ich*

kann«, verspreche ich, und obwohl ich es ernst meine, weiß ich, dass es nicht lang genug sein wird.

Sein Lächeln verblasst. »So kann das nicht weitergehen, Lilith. Eine Seite muss nachgeben. Du musst dich entscheiden.«

»Ich habe mich entschieden«, versichere ich ihm.

»Warum ist dann der

Dämonenbastard noch am Leben?«, fragt er. »Du hast gesagt, du kümmerst dich drum, aber dann drehst du dich um und gibst ihm meine Energie. Auf wessen Seite stehst du?«

»Auf meiner«, erwidere ich.

»Ich muss meine Karten richtig ausspielen. Samara ist tückischer, als Nadine es je sein konnte. Willst du wirklich noch mal drei Jahre von mir abgeschottet sein?

Sie ist mein Gefäß, und ich werde sie beschützen, auch vor ihr selbst. Sie liebt Caleb, und ich werde nicht zulassen, dass sie daran zerbricht wie Nadine.«

Er gluckst. »Sie hat ganz schön Feuer, was? Es treibt mich in den Wahnsinn. Ich kann kaum an mich halten.«
Er leckt sich die Lippen, und seine Augen werden schwer beim Gedanken an sie.

*»Ich weiß. Sie ist perfekt.«
Ich lächle mit ehrlichem
Stolz. Seit ich sie durch
Nadines Augen zum ersten
Mal gesehen hatte, wusste
ich, dass Samara Rasse hat.
Sie nahm Nadine etwas von
ihrer Traurigkeit und ließ
durch kleine Risse Licht ins
Dunkel. Sie ist so lebendig,
manchmal ist es kaum
auszuhalten.
Tobias wirft mir einen*

Seitenblick zu. »Du liebst sie, nicht?«

Ich sehe aus dem Fenster.

»Sukkuben lieben nicht, Tobias. Wir verzehren, und ganz selten werden wir verzehrt«, erwidere ich.

»Deshalb kannst du auch Caleb nicht töten. Ich habe ihre Gefühle für ihn unterschätzt. Sie ist fast wahnsinnig geworden, als er im Koma lag.«

»Noch ein Grund mehr, dass

*Samara und ich den Bund
eingehen müssen«,
argumentiert er. »Ich könnte
ihr alles geben, was sie will.
Geld spielt keine Rolle. Wir
könnten wieder zusammen
sein, unsterblich sein, und es
würde dir an nichts fehlen.«
»Außer einer Tochter«, sage
ich.
»Außer einer Tochter«,
wiederholt er mit
ausdruckslosem,*

*erschöpftem Tonfall. Er reibt
sich resigniert die Augen,
denn diese Diskussion kennt
er nur allzu gut. Die Zeit hat
meine Einstellung zu der
Angelegenheit nicht
geändert, und nichts wird
das jemals tun.*

*»Du hattest schon immer
eine Schwäche für Kinder.«
Er gluckst wieder, aber
diesmal ohne Vergnügen.
»Und du nicht? Du willst
unsere Art nicht vermehren,*

*nicht dafür sorgen, dass der
Stammbaum weitergeführt
wird? Deine Art ist vom
Aussterben bedroht – es gibt
vielleicht noch fünfzig auf
der Welt. Wir müssen uns
erneuern, aber wir können
uns nur durch einen
menschlichen Körper
vermehren. Ich habe dir
schon mal gesagt: Ich werde
nicht konvertieren, bis ich
mindestens ein Kind habe.*

*Dazu brauche ich Samaras
Einwilligung, und der
einzige Mann, den sie
begehrt, ist Caleb. Er ist
nützlich für uns.« Ich strecke
die Hand aus und fahre mit
den Fingern durch sein
Haar.*

*Er erschauert unter meiner
Berührung. Seine
Frustration erfüllt in Wellen
den engen Innenraum des
SUV.*

Nichts davon ist fair. Ich

*war mit zwei Wesen
verbunden und kann keins
haben, noch nicht. Nicht
ganz. Was ist schon eine
Hochzeit ohne
Flitterwochen? Was ist eine
Mahlzeit ohne Dessert? Was
ist ein Sukkubus ohne seine
Freiheit, seine weibliche
Kraft?*

*»Du hast recht, wir müssen
uns nach allen Seiten hin
absichern. Ein Kind würde*

dafür sorgen, dass wir weitermachen, es wäre eine Art Notausgang«, stimmt er in dem Moment zu, in dem etwas Großes von hinten in uns hineinfährt.

Tobias streckt blitzschnell den Arm quer über meine Brust, bevor mein Kopf auf das Armaturenbrett knallt. Die Wucht des Aufpralls schleudert mich in den Sitz zurück.

»Alles in Ordnung?«, fragt

*Tobias, der seine
Konzentration zwischen mir
und der Straße vor uns
aufteilt.*

*Ich nicke und reibe mir die
pochende Stirn. Die
Kollision muss etwas in mir
gelockert haben, denn
Samara kommt wieder zu
Bewusstsein. Ich spüre, wie
sie sich erhebt und wieder
an die Oberfläche schwimmt.
Wie viel von unserem*

*Gespräch hat sie gehört?
Ich habe nicht viel Zeit,
darüber nachzudenken, weil
das andere Fahrzeug uns
erneut rammt. Wieder und
wieder trifft es den SUV und
dreht dann auf die
Gegenfahrbahn ab. Tobias
tritt aufs Gas, aber wir
können es nicht abschütteln.
Wir fahren nebeneinander
auf der Straße, in
halsbrecherischer
Geschwindigkeit. Ich*

*erkenne den schwarzen
Jeep. Oh nein! Wie hat er
uns so schnell gefunden?
Der Jeep schwenkt auf uns
zu und rammt die Tür auf
Tobias' Seite in dem
Versuch, uns von der Straße
zu drängen. Tobias
umklammert das Lenkrad,
als die Reifen auf dem
nassen Asphalt ins Rutschen
geraten. Als er den Wagen
wieder unter Kontrolle hat,*

steuert er seinerseits auf den Jeep zu. Der SUV fährt auf die Gegenfahrbahn. Bevor Tobias gegensteuern kann, bremst der Jeep abrupt ab. Die Reifen quietschen und suchen Halt auf dem rutschigen Asphalt. Bald steht er bewegungslos hinter uns.

Wir rutschen immer weiter nach links, rollen auf den Seitenstreifen und kippen in einen flachen Graben.

*Tobias tritt aufs Gaspedal,
aber die Reifen drehen im
Schlamm durch. Kein Gang
holt uns aus diesem
Schlamassel heraus.*

*»Verdammt! Wir stecken
fest. Wir müssen zu Fuß
weiter.« Er sieht in den
Rückspiegel und dann aus
seinem Fenster. »Wir
können uns im Wald
verstecken.«*

»Ich kann nicht. Samara

kommt zurück. Ich habe nicht mehr viel Zeit.«

Er hält mein Gesicht in den Händen und sagt mit weit aufgerissenen, panischen Augen: »Ich verlasse dich nicht, hörst du? Ich werde dich nicht noch mal verlieren.«

Eine Tür schlägt zu, und unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf das Heckfenster. Der Jeep parkt einige Meter hinter uns, und

*zwei Männer springen
zusammen mit Caleb heraus.
Das müssen Haden und
Michael sein.*

Tobias nimmt meine Hand.

»Los, sie kommen.«

*»Ich kann nicht.« Ich weiche
zurück und versuche, mich
auf Capone zu
konzentrieren. Ich muss
seine Gefühle suchen und
seine Motive erkennen. Das
Wenige, was ich finde, lässt*

mich zusammenfahren. »Ich muss mit ihnen gehen!«

Tobias' Körper erzittert bei meinen Worten. »Nein!«

»Wir wussten, dass es ziemlich aussichtslos ist.

Geh einfach«, flehe ich.

»Calebs Brüder sind bei ihm, und sie sind bewaffnet.

Sie werden mir nichts tun, aber dich wollen sie töten.«

»Zuerst müssen sie mich kriegen«, sagt Tobias, und sein Körper beginnt sich vor

*meinen Augen aufzulösen.
Ich strecke die Hand aus und
berühre sein
durchscheinendes Gesicht,
das durch meine Finger
rinnt wie Rauch. Ich darf ihn
nicht verlieren, nicht so. Er
hat recht; wenn es so enden
soll, dann müssen sie ihn
zuerst kriegen. Vielleicht
kann ich sie ablenken.
»Samara!« Ich höre Calebs
Stimme und näher*

kommende Schritte.

*Ich öffne die Tür und sprinte
auf den Wald zu.*

»Samara!«, ruft Caleb.

»Bleib stehen!«

*Ich renne tiefer in den Wald
hinein. Regen und nasses
Laub schlagen mir ins
Gesicht, aber ich habe keine
Zeit, mich an dem Gefühl zu
erfreuen. Bäume und Äste
kreuzen mein Gesichtsfeld,
bis ein dichtes Blätterdach
das Tageslicht abschirmt. Ich*

*kann Tobias nicht finden,
aber ich spüre noch seine
Nähe.*

*»Samara! Wo bist du?«, ruft
jemand, aber ich kann nicht
sagen, wer es ist.*

*Ein schwarzer Schatten
taucht zu meiner Linken auf,
dann ein zweiter rechts von
mir. Zweige knacken. Blätter
rascheln. Winzige
Farbflecken blinken im
Wald. Sie holen schnell auf,*

*pflügen durchs Unterholz,
versuchen, mir den Weg
abzuschneiden. Sie bewegen
sich wie ich, und sie
springen über Sträucher und
umgestürzte Bäume.*

*Ich renne schneller, immer
schneller, bringe diesen
Menschenkörper an seine
Grenzen. Er kann nicht
fliegen, wie ich es möchte,
und er kann sich nicht in
Atome auflösen und sich mit
dem Äther mischen. Tobias*

*hat mit erzählt, wie es ist,
aufzusteigen, und vielleicht
werde ich es eines Tages
selbst erleben, aber im
Moment muss ich in
Bewegung bleiben. Ich darf
nicht zulassen, dass sie mich
finden, wie vergeblich das
auch sein mag. Caleb wird
immer wissen, wo ich bin,
und er würde die ganze Erde
nach seiner Gefährtin
durchkämmen. Er ist so sehr*

*ein Teil von mir wie Samara,
und in diesem Augenblick
hasse ich ihn.*

*Die Bäume werden immer
spärlicher. Weiter vorn
öffnet sich der Wald und gibt
eine kleine gerodete
Lichtung frei, die aussieht
wie ein Friedhof voller
Baumstümpfe und
gestapelter Baumstämme,
die wie verfallene Gräber
wirken.*

Ein scharfer Schmerz fährt

mir in die Wirbelsäule, und ich stolpere und verliere an Geschwindigkeit. Samaras Wille gräbt sich in mich. Sie kämpft erbittert darum, mich zu Boden zu ringen, mich zum Stehenbleiben zu zwingen, aber ich muss in Bewegung bleiben. Nur noch ein bisschen weiter, noch ein bisschen länger. Ich brauche mehr Zeit, aber sie ist nicht in Geberlaune.

*»Lilith!« Calebs Stimme hallt
zwischen den Bäumen wider.
Ich suche den Wald ab, aber
meine Sicht verschwimmt
wieder. Mir wird
schwindelig, und die Welt
zieht sich zurück, wie sie es
immer tut.*

*»Oh nein. Noch nicht,
Samara, noch nicht.«
Ich bin nicht stark genug,
aber ich werde noch eine
Sekunde länger kämpfen,*

*denn mehr als alles andere
muss ich hierbleiben. Ich
muss weiter, selbst wenn ich
kriechen muss. Nur noch
etwas weiter. Nur noch ...
ein ...*

*»Lilith, bleib stehen, oder
ich schwöre, ich schieße dir
ins Bein!«, droht er.*

*Ich gehorche, drehe ihm
aber den Rücken zu. Ich will
ihm nicht in die Augen
sehen. Ich weiß, was ich
dann sehe. »Warum musst*

*du immer alles kaputt
machen?«, frage ich.*

*»Es ist eine Gabe.« Er
kommt näher. Blätter und
Gras rascheln unter seinen
Füßen. »Wo ist Tobias?«*

»Fort.«

*»Du lügst«, sagt er
irgendwo zu meiner Linken.*

*»Ich bin dir zu nahe, und das
kann er nicht leiden. Er
würde dich nie allein lassen,
genauso wenig wie ich.« Er*

*schleicht langsam, vorsichtig
um mich herum, und ich
spüre eine Veränderung in
seinem Verhalten, etwas
Rohes, Urtümliches, das ich
bisher nicht gekannt habe.
Die Dunkelheit in ihm
kommt nicht von Caleb,
sondern von etwas
Lebendigem in ihm, das nie
das Tageslicht hätte
erblicken dürfen. Capone.
Ich sehe in seine Richtung,
als er hinter einem Baum*

*hervortritt. Sein feuchtes
Haar klebt ihm im Gesicht,
sein wilder Blick schießt
durch die nassen Strähnen.
Die feindseligen Vibrationen
in der Luft werden plötzlich
stärker. Aber was mir mehr
Sorgen macht, ist die Waffe
in seiner Hand, ein scharfes,
heimtückisches Gerät, das
ich schon oft gesehen habe,
vor allem in der Halloween-
Nacht. Ich bezweifle nicht,*

*dass er weiß, wie man sie
benutzt. Capone weiß, was
Caleb weiß. Sie sind
schließlich seit ihrer Geburt
zusammen.*

*Ich starre Capone an und
suche nach dem Unterschied
zwischen ihm und seinem
Meister. Es gibt keinen, nur
das Leuchten seiner Augen,
das beim direkten
Hineinsehen schmerzt.*

*»Erwartest du, dass ich
einfach danebenstehe, wenn*

du meinem Gefährten etwas antust? Haben du und deine Familie mir nicht schon genug genommen?«, frage ich.

Er bleibt stehen. »Du machst mich für Nadines Tod verantwortlich. Du willst Rache, ich verstehe. Hast du mich deswegen vergiftet?« Ich zucke bei seinen Worten zusammen. »Woher weißt du das?«

»Die Energie, die Samara mir im Krankenhaus gab, brachte eine Menge interessanter Erinnerungen. Etwa die mit dem Salböl und einer Tasse heißer Schokolade. Zuerst dachte ich, das sei Samara gewesen, aber als sie von ihren Blackouts und von Tobias erzählte, na ja, da passte plötzlich alles zusammen. Ich habe Caleb

die Erinnerung genommen.

*Er darf nicht wissen, dass du
uns verraten hast.«*

*Er umkreist mich langsam in
dem Versuch, mich zu
hypnotisieren. Sein starrer
Blick nagelt mich fest. Die
Wut leuchtet in einem
strahlenden, fliederfarbenen
Strudel aus seinen Augen. So
grell habe ich sie noch nie
leuchten sehen. Und doch
vermitteln seine Augen eine
falsche Vorstellung von*

*Hitze, denn das Gefühl, das
sein Körper verströmt, ist
eiskalt. Ich verdiene diese
Feindseligkeit, aber er muss
auch meine Sicht der Dinge
verstehen. Man hat mir
etwas gestohlen, das ich nie
wieder zurückbekommen
kann.*

*»Du verstehst das nicht.
Tobias ist ... er war mein
Gefährte. Ich will das
Gefühl zurück, zu jemandem*

zu gehören. Mit dir und mir
ist das anders, wir haben
diese Verbindung nicht.«

»Und was ist mit Caleb?

Was ist mit mir?«

Ich habe noch nie zuvor
geweint, nicht wie die
Menschen. Es kitzelt ein
wenig in den Augen und
zieht die Lunge ein bisschen
zusammen, aber es drückt
nicht ganz den Schmerz aus,
den wir kennen. Und was am
schlimmsten ist, Capone

kann das alles in diesem Augenblick fühlen. Nicht einmal das kann ich vor ihm verstecken.

»Was glaubst du, was Samara tun wird, wenn sie erfährt, wozu du sie gezwungen hast? Du vergisst, wer deine Herrin ist, und du unterschätzt mich. Beides sehr dumm von dir, Lilith. Also, wo ist Tobias?«, herrscht er mich

an.

*Bevor ich antworten kann,
frischt der Wind auf und
lenkt unsere Aufmerksamkeit
in den Himmel. Als Capone
abgelenkt ist, drehe ich mich
um und haste auf das Feld
zu. Der Wind wird stärker,
schiebt die Äste an den
Bäumen zurück und drückt
das Gras in der
Waldlichtung platt. Er
kommt näher wie ein dunkler
Pesthauch, der mich einhüllt.*

»Lilith!«, ruft Capone hinter mir, aber ich ignoriere ihn.

Der Sturm verdichtet sich und wird zu einem Körper, als er den Boden berührt.

Tobias tritt vor. Sein Körper nimmt Gestalt an, der schwarze Nebel wirbelt herum wie eine Galaxie in Menschenform.

Ich werfe mich in seine Arme, suche Zuflucht, einen Ausweg. Das ist meine letzte

*Chance, aber wir haben
nicht viel Zeit. Sofort sind
wir von allen Seiten
umzingelt. Violettes Licht
wabert durch die Luft und
beobachtet uns.*

*Haden ergreift zuerst das
Wort, er kommt von rechts
auf uns zu. Er richtet eine
Pistole auf Tobias' Kopf.*

*»Gib uns einen Grund, dich
zu erschießen. Bitte, tu es.«*

*»Du hast dich mit der
falschen Familie angelegt,*

Dämon!« Michael bewegt sich links von uns und wirft ein langes, gezacktes Messer von einer Hand in die andere.

Tobias stellt sich vor mich.

»Ihr könnt sie nicht haben, und ihr könnt mich nicht töten. Was wollt ihr tun?«

»Improvisieren«, antwortet Capone und hebt den Langbogen.

Tobias wirbelt herum und

*sieht Capone an. »Ein Pfeil?
Es braucht mehr als das, um
mich loszuwerden. Ich bin
unsterblich.«*

*»Nicht ... ganz.« Capone
zieht die Bogensehne zurück.
Ein Auge hält er auf gleicher
Höhe wie die Pfeilspitze, die
direkt auf mein Herz zielt.
Tobias fährt zusammen.*

»Bist du verrückt? Hör auf!«

*»Caleb, was tust du?«, ruft
Michael.*

Ich sehe zu dem Mann zu

meiner Linken hinüber. Er hat ihn Caleb genannt. Er weiß nicht, was hier vor sich geht.

Tobias kichert nervös. »Du bluffst. Du würdest deine Gefährtin nicht umbringen.«
»Im Gegensatz zu dir habe ich keine Angst vor dem Sterben. Und ich will lieber, dass sie stirbt, als dass sie mit dir geht.«

Ein Schrei macht sich in

meiner Kehle breit, als ich sehe, wie Capone den Körper strafft. Sein gebeugter Arm bildet eine perfekte Linie mit seiner Schulter. Er blufft nicht.

»Ich Sorge dafür, dass es schnell geht. Beweg dich nicht. Atme nicht mal«, warnt Capone.

Seine Worte, diese gesamte Situation, das alles ist mir nur allzu vertraut. Die Ereignisse der Halloween-

*Nacht erwachen in meinem
Kopf zu neuem Leben: der
Geruch nach nassem Gras,
das Öl im heißen Kakao,
glitzernde Feenflügel, die in
der Brise flattern, und der
kandierte Apfel auf Samaras
Kopf. Und der Pfeil. Samara
hatte auf Calebs
Zielgenauigkeit vertraut, sie
hatte darauf vertraut, dass
er ihr niemals wehtun
würde. Aber das war nicht*

*Caleb. Mit einem kurzen
Zucken seines Fingers
schickt er den Pfeil auf die
Reise, und ich schließe die
Augen und stelle mich
meinem Schicksal.*

*»Nein!«, schreit eine
Stimme, und gleichzeitig
schubst mich eine Hand nach
rechts. Ich stolpere, und
etwas sirrt an meinem Ohr
vorbei. Dann ist der Wald
wieder still. Ich reiße die
Augen auf und sehe als*

*Erstes Capone, der seinen
Bogen senkt. Er grinst böse,
als das Ziel vor ihm
strauchelt.*

*Tobias kniet einen halben
Meter von mir entfernt und
starrt auf den Pfeil, der in
seiner Brust steckt. Eine
Millisekunde lang sehe ich
den Stolz auf seinem
Gesicht. Menschliche Waffen
können ihn nicht töten, und
er findet Capones lahmen*

Versuch beleidigend. Aber dieser Gesichtsausdruck verfliegt in derselben Sekunde, als das Brennen einsetzt. Es schießt in ihn hinein wie eine Feuerkugel, und wir fallen alle drei gleichzeitig auf die Knie. Ich habe diese Folter schon einmal erlebt, und in diesem Augenblick steht alles mit alarmierender Deutlichkeit vor meinen Augen. Der Pfeil. Er war vergiftet, in

*Olivenöl getränkt. Nicht mal
Capone hatte die lähmende
Qual erwartet, die auf
diesen Treffer folgt.*

*Ich konzentriere mich weiter
auf Tobias. Er liegt
zusammengekrümmt auf der
Seite und umklammert
seinen Hals. Seine freie
Hand schlägt auf den Boden,
seine Finger wühlen
Klumpen aus der Erde. Mit
letzter Kraft schleppt er sich*

*auf mich zu, aber bald ist
auch diese Energie
verbraucht, und er bricht
zusammen. Mit
aufgerissenen, glasigen
Augen starrt er in eine
Dimension, die keiner von
uns sehen kann, in die wir
ihm aber bald folgen
werden. Sein Gesicht
verzerrt sich und zuckt, Blut
sickert aus seinem Mund.
Feuer frisst sich durch
meine Knochen und bohrt*

Löcher in meine Lunge. Um mich herum ist so viel Luft, sie streicht mir durchs Haar, streicht über meine Wangen, bringt den Geruch nach Regen und brennendem Fleisch in meine Nase, aber ich kann sie nicht einatmen. Mein Brustkorb fällt in sich zusammen, und mein Herz fühlt sich an, als würde es gleich explodieren.

»Caleb, bring sofort Sam

hier raus!«, ruft eine raue Stimme aus der Ferne. An dem irischen Akzent erkenne ich, dass es Haden ist, aber er ist stärker zu hören als gewöhnlich, die Worte laufen panisch ineinander. »Er ist schwach, aber noch am Leben. Wir müssen das jetzt beenden!«, schreit Capone. Er ist in der Nähe, irgendwo neben mir. Ich versuche, die Hand nach ihm auszustrecken, aber ich kann

sie nicht bewegen.

*»Erst wenn wir
herausgefunden haben, wie
wir ihn ein für alle Mal
erledigen. Er ist jetzt außer
Gefecht, und wir sorgen
dafür, dass das so bleibt.
Das Öl verschafft uns mehr
Zeit. Bring Sam nach Hause.
Ruf ihre Mom an und sag
ihr, dass sie in Sicherheit
ist«, sagt Michael. Schritte
knirschen auf dem Gras.*

»Ich lasse ihn nicht –«
»Du darfst nicht wissen, wo
wir seinen Körper
hinbringen, Caleb! Du und
Sam seid immer noch mit
ihm verbunden. Wir werden
uns drum kümmern. Jetzt
geh!« Hadens Stimme
donnert durch die Bäume
und trägt seinen Befehl
tiefer in den Wald hinein.
Eine Hand schiebt sich unter
mich und hebt mich vom

*Boden hoch. Feste Arme
halten mich wie ein Kind,
wie eine sterbende Braut.
Ich öffne die Augen und
erkenne das sanfte Gesicht
meines Bräutigams, meines
Mörders. Er riecht so süß,
und der fliederfarbene Ton
seiner Augen hat sich zu
einem tiefen Violett
abgekühlt.*

*»Lilith«, krächzt er. »Du
musst jetzt von mir trinken,
sonst zieht Tobias dich mit*

sich. Du brauchst meine Energie. Ich habe genug für uns beide.«

Ich drehe den Kopf von seinem Mund weg. »Du wusstest es, oder? Du wusstest, dass er sich vor den Pfeil werfen würde.«
»Das hätte ich getan, wenn es andersherum gewesen wäre, also ja. Es war ein Risiko, aber es war die Sache wert.«

*»Was willst du, Capone?«,
frage ich.*

»Was ich immer wollte.

Selbst nach dem ganzen

Mist, den du mit uns

veranstaltet hast, will ich

immer noch dich. Du bist

meine Gefährtin, und Caleb

liebt Samara, das macht es

noch stärker. Diese Macht,

die Tobias über dich hat, die

hast du über mich.« Er dreht

meinen Kopf so, dass ich

*ihm in die Augen sehen
muss. »Aber ich werde nicht
zulassen, dass du meinem
Gefäß noch einmal etwas
antust. Ich habe zu lang
gelitten, und Samara ist das
Einzigste, was ihm Freude
bringt. Ob du es zugeben
willst oder nicht, Sams Liebe
zu ihm ist stärker als alles,
was du vielleicht fühlst.
Nadine ist fort, und ihre
Macht über dich ist damit
auch dahin, genau wie die*

*von Tobias. Sam ist in
Sicherheit bei Caleb. Kein
anderer Mann außer ihm
wird Ansprüche auf sie
erheben, und ich werde
jeden töten, der das
versucht, hast du
verstanden?«*

*Ich weiß, dass er jedes Wort
ernst meint, und diese
Wahrheit schmerzt mehr als
das Gift, das sich durch
meine Knochen frisst. Zwei*

Herzen schlagen in meiner Brust, und ich muss mich schnell entscheiden. Leben mit Capone oder Tod mit Tobias. Gedeihen oder verbrennen.

»Wenn ich zustimme, will ich etwas dafür.« Ich sehe zu Tobias hinüber, der regungslos im Gras liegt. Haden und Michael stehen triumphierend mit gezückten Waffen über ihm. »Sag Samara niemals, was heute

*hier geschehen ist oder was
an Halloween geschehen ist.
Sie wird sich an nichts
erinnern, wenn sie aufwacht,
und sie darf es niemals
wissen.«*

*Er schließt die Augen und
nickt. »Du beschützt Samara,
ich beschütze Caleb. Wenn
sie erst mal den Bund
eingegangen sind, begibt sie
sich vielleicht nicht mehr so
schnell in Gefahr.«*

*Er wartet nicht auf mein
Nicken. Er kennt meine
Antwort, er weiß, dass ich
keine Wahl habe. Er ist jetzt
alles, was ich habe, und ich
bin ihm auf Gedeih und
Verderb ausgeliefert.*

*»Du bist gar nicht so anders
als ich. Unser beider Leben
hängt von Samara ab. Deins
mehr als meins. Vergiss das
nicht.« Seine Finger
streichen mir das Haar aus*

*dem Gesicht, und seine
Lippen drücken sich auf
meine.*

*Elektrizität strömt in meinen
Mund, und das vertraute
Aroma des Lebens knistert
auf meiner feuchten Zunge.*

*Ich hatte diese Süße fast
schon wieder vergessen. Sie
gleitet widerstandslos in
mich hinein und umhüllt
meinen Körper wie eine
Salbe. Mich überkommt ein
Gefühl, als fiele ich. Ich sehe*

*immer noch das violette
Leuchten seiner Augen, als
ich meine schließe.
So hell, so friedlich ...*

Wie hatte ich das zulassen können?
Diese Frage stellte ich mir
zwanzigmal, während die
Horrorvorstellung auf ihr Ende
zusteuerte, und ich bekam keine
vernünftige Antwort. Der Abspann
lief, das Kino war leer, die
Platzanweiser fegten das
heruntergefallene Popcorn
zusammen, und ich saß immer noch

wie versteinert in meinem Sitz.

Heiße Tränen nahmen mir die
Sicht und verbrannten mir die Haut,
als sie meine Wangen
hinunterrannen. Mir war speiübel,
und ich wollte nur noch sterben.
Nein, streichen! Ich wollte, dass
dieses psychotische
Dämonenmiststück in mir stirbt. Ich
konnte mich nicht erinnern, in
meinem Leben jemals so wütend
gewesen zu sein. All die Wochen, in
denen ich wegen Caleb getrauert
hatte, die Nächte, in denen ich für

seine Genesung gebetet hatte, traten mir wieder vor Augen wie Hohn.

Und was am schlimmsten war: Ich hatte gewusst, wozu Lilith fähig war.

Du hast versucht, meinen Freund umzubringen. Bist du wahnsinnig? Ich habe für dich gesorgt, und du tust mir so was an?

Lilith zitterte und wand sich unter meiner Haut wie ein Wurm, aber ich ließ es nicht an mich heran. Sie hatte alle Privilegien verspielt, vor allem mein Mitgefühl. Dieser krasse Verrat vergiftete mich von innen und

tötete jeden Rest von Freundlichkeit oder Respekt vor ihrem Leben ab. Und was sollte sie davon abhalten, es noch mal zu versuchen? Sie würde immer da sein und auf den richtigen Moment warten, bis meine Wachsamkeit nachließ, und ich konnte mich nicht für den Rest meines Lebens in Depressionen flüchten wie in einen verschlossenen Bunker, so wie Nadine es getan hatte. Das würde niemals aufhören, und Lilith würde mich wieder austricksen, wenn ich sie ließe. Ein

Gefühl der Erleichterung überkam mich, und ich fühlte mich unbeschwert in dem beruhigenden Wissen, dass mit einem Schluck alles vorbei sein würde.

»Sam! Alles in Ordnung?«, rief Caleb durch die Tür.

Ich erstarrte. Ich hatte völlig vergessen, dass er noch da war, aber das war ja schließlich sein Hotelzimmer. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich konnte nicht sprechen, aber wenn ich nichts sagte, würde er denken, irgendwas stimmte

nicht. Wie ich ihn kannte, würde er versuchen, mich aufzuhalten, mich vor mir selbst zu retten oder irgend so ein Unsinn. Ich wollte aber nicht gerettet werden. Ich wollte Blut, ich wollte den Kopf meiner Feindin auf meinem Armaturenbrett. Da das nicht ging, war das hier die nächstbeste Lösung.

In dieser Nacht stand Mord auf dem Programm, aber meine Kehle, diese sture Dämonenkomplizin, verweigerte die Mitarbeit. Meine Wangen blähten sich, Spucke

sammelte sich in meinem Mund und lief an meinem Kinn hinunter, aber meine Kehle ließ sich nicht dazu bewegen, sich zu öffnen. Als begeisterte Esserin und Trinkerin hatte ich noch nie etwas herunterwürgen müssen, nicht mal die eklige Medizin, die ich als Kind hatte nehmen müssen. Als es an der Tür klopfte, fuhr ich zusammen, doch auch die Überraschung lockerte meinen Hals nicht.

»Was machst du da drin?«, fragte er. Seine Energie kroch unter der

Tür durch und durchdrang die Holzfasern, um zu mir zu gelangen. Die violetten Impulse waren zwar ungeordnet, übertrugen aber deutlich Wut und Furcht, und ich war die Quelle dafür.

Plötzlich traf mich die Erkenntnis wie ein elektrischer Schlag, und ich erkannte ernüchtert, was ich da gerade tat, was ich gerade tun *wollte* und was sich immer noch in meinem Mund befand. Ich konnte das nicht, ich konnte ihm das nicht antun und schon gar nicht mir, wer auch immer

ich noch war.

Ich beugte mich über das Waschbecken und spuckte das Öl aus, dann hielt ich meinen Mund unter den Wasserhahn und spülte mehrmals nach. Mit Zahnpasta aus einer der winzigen Hoteltuben entfernte ich alle Spuren des Öls.

Das Klopfen wurde energischer – es klang jetzt eher nach Drogenrazzia –, und das Holz der Tür erbebt unter den Schlägen.

»Sam, hörst du mich?«

»Ja, ich bin gleich draußen.« Ich

wusch mir Hände und Gesicht,
bevor ich zu ihm hinausging.

Ich öffnete die Tür und sah Caleb davorstehen, der mich kritisch musterte und nach Blut, selbst beigebrachten Wunden oder einer Aliensonde suchte. »Was ist los?«, fragte er.

»Lilith hat dich an Halloween vergiftet, und Capone hat versucht, mich mit einem Pfeil zu töten«, platzte ich heraus.

Ich musste es mehrmals wiederholen, bis er es endlich

kapierte. »An so was würde ich mich doch erinnern, Sam.«

»Nicht, wenn Capone nicht will, dass du dich erinnerst.« Ich erzählte ihm die Vision von Anfang bis Ende. Ich sah, wie sich sein Gesichtsausdruck in Verwirrung, dann in Überraschung und dann in Wut veränderte. Es war, als würde man einer seltenen Blüte beim Aufblühen zusehen, die anschließend sofort verwelkte. Es war ebenso bemerkenswert wie tragisch.

Als ich fertig war, lehnte er sich gegen die Wand und starrte mit ausdruckslosem Gesicht vor sich hin. Caleb nervte mich vielleicht manchmal – na gut, zu neunzig Prozent –, aber was ich gar nicht ausstehen konnte, was ich abgrundtief hasste, das war sein Schweigen. Es war wie ein langsamer, quälender Tod, den ich nicht ertragen konnte.

»Sag was«, flehte ich.

»Was hast du gerade eben im Bad gemacht?« Jetzt wünschte ich, er

hätte weitergeschwiegen. Als ich nicht antwortete, sagte er: »Capone war am Durchdrehen. Eine Sekunde später hätte ich die Tür eingetreten.«

»Ich hatte eine Flasche Olivenöl im BH.«

Er brauchte keinen Taschenrechner, um eins und eins zusammenzuzählen, und das Ergebnis ließ seine Augen vor Wut auflodern. Mit erschreckender Geschwindigkeit kam er auf mich zu und drängte mich ins Bad zurück. Er kam noch näher, ergriff dann meine

Wangen mit einer Hand und sah mich aufmerksam an. »Hast du was geschluckt?«

Es war schwer, etwas zu sagen, wenn er mein Gesicht so festhielt, also schüttelte ich den Kopf.

»Lügst du?«, fragte er. Furcht überschattete seine Stimme.

Ich schüttelte wieder den Kopf, dann legte er seine zitternden Hände um meinen Hals. Er sah aus, als wolle er mich erdrosseln, aber er fuhr nur mit den Daumen über meine Kinnlinie. »Zieh dich aus und geh

uschen.«

Das unerwartete Kommando brachte mich aus dem Tritt.

»Was –«

»Dusch dich, wasch dir die Haare, putz dir die Zähne, schrubb jede Spur von Öl ab. Ich warte draußen.« Caleb verließ das Bad und knallte die Tür so laut zu, dass sie fast zerbarst.

Ich wusste nicht, was ich sonst tun sollte, also zog ich mich aus und kletterte in die Dusche. Ich befolgte seine Anweisungen wortwörtlich,

seifte mich ein, spülte mich ab und schrubbte mich sauber, bis meine Haut rot und wund war. Zu behaupten, Caleb sei außer sich vor Wut, traf es nicht mal annähernd, und ich verdiente seinen Zorn voll und ganz. Unter den heißen, nadelspitzen Lichtstrahlen aus seinen Augen fühlte ich mich zu schwach, um irgendwas anderes zu tun, als den Wutstrom in mich aufzunehmen.

Nachdem ich mich abgetrocknet hatte, wickelte ich mich in ein flauschiges weißes Handtuch und

öffnete die Tür. Caleb stand an die Wand neben der Zimmertür gelehnt, die Hände hinter dem Rücken, und starrte an die Decke.

Bevor ich etwas sagen oder auch nur den Raum betreten konnte, sagte er: »Erinnerungen sind komisch. Es ist schwer zu sagen, welche deine eigenen sind, was durch das Trinken kommt und was durch echte Erfahrungen. Michael hat Probleme damit, beides auseinanderzuhalten, also blendet er sie mit Alkohol aus und mit allem, was er sonst noch in

die Finger bekommt. Ich habe gesehen, was das mit ihm macht – deshalb trinke ich nicht, aber ich könnte jetzt echt einen Drink gebrauchen.«

»Du erinnerst dich daran, was geschehen ist?« Ich schaltete das Licht im Bad aus und trat ins Zimmer.

Er nickte. »Wahrscheinlich meinte Capone, jetzt hätte es auch keinen Sinn mehr, es zu verbergen. Mal sehen, ob ich das richtig verstanden habe. Lilith übernimmt deinen

Körper, und Tobias entführt dich aus der Schule im SUV von diesem Malik. Capone drängt den Wagen von der Straße, erschießt Tobias mit einem vergifteten Pfeil, und dann verstecken meine Brüder seinen Körper. Du und ich werden wieder normal und haben keine Ahnung, was passiert ist. Jetzt ergreift Tobias' Seele von unschuldigen Männern Besitz, erschießt Leute und entführt junge Mädchen, weil er seinen Körper zurückwill. Ein typisches Weihnachtsfest in

Williamsburg, was?« Er rieb sich mit kreisförmigen Bewegungen die Augen. »Ich hätte gut darauf verzichten können, das alles zu wissen, Sam, wirklich.« Nachdem er tief Luft geholt hatte, fragte er: »Fühlst du dich besser?«

»Nein. Ich bekomme das Messer einfach nicht aus dem Rücken«, erwiderte ich. »Lilith sollte ihren eigenen Slogan bekommen. Sukkuben – Verrat ist unsere Spezialität.«

Caleb blickte zu mir auf, und in

diesem Augenblick sah er alt und müde aus. »Schockiert dich das wirklich so sehr? Dämonen und Cambions suchen sich verletzliche Opfer. Du hast gesehen, was die Anziehung vermag: Ganz normale Leute werden zu hirnlosen Sklaven, die ihr Leben riskieren für eine Kostprobe dessen, was wir ihnen bieten. Jeder hat seine Schwächen. Tobias ist eben ihre.«

»Diese Schwäche hätte uns beinahe umgebracht, und sie hat mir meine Erinnerungen gestohlen, um

ihre Spuren zu verwischen!«

»Lilith kennt dich ziemlich gut. Sie wusste, was du versuchen würdest, wenn du es herausfindest. Du bist jähzornig, und du schießt immer erst und stellst dann Fragen«, gab er zurück.

Ich konnte nicht glauben, was ich da hörte. Verteidigte er sie etwa?

»Das weißt du doch gar nicht.«

»Du hast es doch gerade bewiesen! Gerade eben im Bad!« Sein Gesicht rötete sich, in seinen Augen schimmerten Tränen, die er aus

lauter Sturheit nicht weinen wollte.
»Wie konntest du so etwas tun? Wie
konntest du dir selbst etwas antun
und dich einen Scheißdreck drum
scheren, wie sich das auf die
Menschen in deiner Umgebung
auswirkt, zum Beispiel auf mich?
Vor allem auf mich.«

Er wusste wirklich, wie man die
Dinge negativ darstellt. »Ich wollte
Lilith loswerden. Ich dachte, du
würdest das sicher verstehen,
immerhin bist du derjenige, den sie
fast umgebracht hätte! Sie hat die

Kontrolle übernommen und wollte die Stadt verlassen, und wer weiß, was passiert wäre, wenn du sie nicht aufgehalten hättest.«

Sein Lachen hatte etwas zutiefst Beunruhigendes an sich. Es war ein leises, tiefes Grollen in seiner Brust, triefend vor Verachtung. »Jede Entscheidung, die du triffst, wirkt sich auf mich aus, mehr als auf alle anderen. Ich dachte, das hättest du inzwischen verstanden, aber offenbar hast du das nicht.« Er stieß sich von der Wand ab und stakste auf mich

zu. »Glaubst du wirklich, du hilfst irgendjemandem, indem du dich umbringst? Was glaubst du denn, wie ich reagiert hätte? Du weißt ja, ich musste noch nie eine Frau betrauern, die mir lieb und teuer war, das wäre also eine neue, aufregende Erfahrung für mich gewesen.«

»Ich hab's ja nicht durchgezogen, okay? Also beruhige dich. Es ging dabei nicht um dich.«

»Das ist es ja!«, blaffte er. »Du hast weder an mich gedacht noch an

deine Eltern oder an sonst jemanden, dem du wichtig sein könntest.«

»Warum sollte ich auch?«, schrie ich. »Ich bin hier das Opfer – keiner macht diesen Mist durch außer mir! Niemand sonst wird entführt und als Handpuppe missbraucht. Alle führen ihr belangloses Leben und durchleben ihre unbedeutenden Dramen, nur ich kämpfe hier um meine Seele. Du sagst, du wirst nicht gern manipuliert – tja, stell dir vor, ich auch nicht. Ich wurde in eine total verrückte Welt voller Tod und

halbgarer Erklärungen geworfen. Ich habe jeden einzelnen Menschen belogen, den ich kenne, einschließlich mich selbst. Ich weiß nicht mehr, wer ich bin!« Ich hockte mich auf den Boden und heulte in meine Hände.

Das Bedürfnis nach Vergeltung tobte immer noch in mir. Ich wollte mein Pfund Fleisch wie der Geldverleiher im *Kaufmann von Venedig* von Shakespeare, und ich fühlte mich betrogen. Ich heulte und heulte, bis meine Kehle brannte, bis

das Gift aus meinen Adern gelaufen war, bis keine Laute, keine Gedanken mehr in mir waren. Ich wollte es mir in dem weißen Rauschen bequem machen, das mit der Leere kam. Aber Caleb, mein *süßer, lästiger* Caleb, ließ mich nicht.

Ich spürte, wie sich seine Hände unter meine Arme schoben und mich hochzogen, und dann schlang er seine Arme um mich. Mein Kopf ruhte an seiner Brust, und ich lauschte auf das rasche Flattern

seines Herzschlags. Wir wiegten uns sanft von einer Seite zur anderen. Das Schaukeln machte mich ganz benommen.

Er legte das Kinn auf meinen Kopf und sagte: »Du bist Samara Nicole Marshall, Rechtsanwältin, Barista, Bücherwurm und Shakespeare zitierende Tae-Bo-Meisterin. Zuckerjunkie und ewige Klugscheißerin. Mein Mädchen. Meine beste Freundin.«

Das war das zweite Mal in einer Woche, dass ich vor ihm geweint

hatte, und es war kein schöner
Anblick.

Das musste ihm auch gerade
aufgefallen sein, denn er fragte: »Oh
nein, weinst du schon wieder? Bitte,
nicht weinen. Mit der streitenden
und fluchenden Sam kann ich
umgehen, aber bei der traurigen und
verheulten Sam bin ich raus.«

»Ich kann nichts dafür«, schniefte
ich und wischte meine Tränen an
seinem Hemd ab.

»Nein, jetzt mal echt, rei dich
zusammen. Wir sind verbunden.

Wenn du anfängst zu weinen, dann werde ich auch weinen, und dann wird es sehr seltsam.«

Ich griff ihn am Revers und lachte. Er hielt mein Gesicht in den Händen und wischte die Tränen mit den Daumen weg. Sein Gesicht nahm einen ernsteren Ausdruck an. »Tu mir das nie wieder an, Sam. Versprich es mir.«

»Ich verspreche es«, antwortete ich. »Ich weiß, dass es blöd war, ich bin nur einen Augenblick lang schwach geworden. Irgendwann

musste ich ja austicken, meinst du nicht? Ist dir doch auch vorhin passiert, warum darf ich nicht auch mal?«

»Ja. Das war ein echt verrücktes Jahr, und du hast das alles mit Bravour gemeistert. Aber du musst da nicht allein durch. Ich weiß, was du durchmachst – ich kann es fühlen. Wir müssen uns jetzt gegenseitig voll und ganz vertrauen, egal, was kommt. Ich schlage dir ein Geschäft vor. Ich halte mich mit dem Energietrinken zurück, wenn du

die Sache auf sich beruhen lässt.

Lass einfach los.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist nicht so einfach.«

»Für mich ist es auch nicht einfach, meine Ernährung zu ändern, aber ich tue es für dich. Capone braucht seine Gefährtin ebenso sehr wie ich meine.« Er wich zurück und hielt mich mit ausgestreckten Armen an den Schultern fest. Er beugte sich zu mir hinab, bis seine Augen, in denen Tränen schwammen, auf gleicher Höhe mit meinen waren.

»Hör mir zu. Ich versuche jetzt nicht, was besonders Süßes oder Romantisches zu sagen, und ich will dich auch nicht mit Süßholzraspeln ins Bett kriegen. Ich bin kein verknalltes Bübchen, und ich stehe auch nicht unterm Pantoffel. Es ist ganz einfach eine Tatsache, und ich meine es wortwörtlich. Ich. Kann. Ohne. Dich. Nicht. Leben.«

Ich wusste nicht, wie ich diese Worte verstehen sollte, ob sie eine Zärtlichkeit sein sollten oder eine Verdammung. Beide Bedeutungen

brachten mein Herz zum Stolpern,
und wie er mich ansah, so ganz
unverstellt und ohne Sarkasmus,
raubte mir schlicht den Atem.

Wir starrten uns an und
debattierten stumm darüber, was als
Nächstes geschehen würde. Wärme
breitete sich über meine Schultern
aus, und seine Kraft umhüllte mich
wie eine kuschelige Decke. Ich gab
dem berausgenden Gefühl nach und
erlaubte meinen Knien, weich zu
werden, obwohl ich genau wusste,
was das bedeutete. Ich wollte nicht

mehr streiten, nicht mit ihm und nicht über etwas, das so einfach zu beheben war. Ich wollte nur, dass er mich festhielt. Ich wollte ihn küssen und neben ihm einschlafen.

Wir waren zur selben Zeit zu dieser Übereinkunft gekommen und besiegelten unsere Abmachung mit einem Kuss, der Stunden, Tage, Äonen hätte dauern können, wenn unsere Körper nicht gemeutert hätten. Meine Lippen teilten sich und legten sich schräg über seine, bis sie die richtige, die ideale Stelle

gefunden hatten. Seine Zunge tauchte in meinen Mund ein, und bei dem Kontakt fiel mein Magen ins Bodenlose.

Seine Finger versanken in meinem Haar und lösten die nassen Locken voneinander. Ich wollte nicht untätig bleiben und löste auch etwas, nämlich zunächst mal die Knöpfe an seinem Hemd. Jeder geöffnete Knopf enthüllte mehr von seiner cremeweißen Haut und bestärkte mich in meinem Entschluss, fortzufahren. Sein Körper spannte

sich an, sein Atem beschleunigte sich, und er kämpfte darum, stillzustehen, während er meine Reaktion beobachtete.

Ich bewunderte den Farbkontrast unserer Haut, Porzellan und Kupfer, und genoss die Beschaffenheit und die pulsierende Energie unter meiner Hand. Ich küsste jede Stelle, die ich mit dem Mund erreichen konnte, und meine Lippen brannten von der salzigen Hitze seiner Haut. Er roch süß, ein berauschender, schwerer Duft nach Vanille und Zucker und

anderen Süßigkeiten, der ihm aus den Poren zu strömen schien. Er hielt es wohl nicht länger aus, denn er griff mir ins Haar und küsste mich wieder. Es war weniger ein Kuss als ein süßes gegenseitiges Verschlingen, bei dem das Atmen nur noch eine untergeordnete Rolle spielte.

Ich merkte nicht, dass wir uns bewegt hatten, bis ich die weiche Matratze unter mir spürte. Er kroch über mich und knabberte an meinem Hals, meiner Schulter und noch

tiefer. Sein Haar fiel ihm über das Gesicht und strich wie Satinbänder über meine Haut.

»Sag mir, dass ich aufhören soll«, verlangte er leise. Ich spürte seinen Atem heiß und süß an meinem Hals. »Schlag mich. Stoß mich weg, schrei laut. Tu irgendwas, damit ich aufhöre.« Er begann, sich an mir zu reiben. Der raue Stoff seiner Jeans fühlte sich wunderbar an meiner Haut an.

Meine Hände fuhren durch sein Haar und verkrallten sich darin, als

seine Hände unter mein Handtuch glitten. Seine Zunge eroberte erneut meinen Mund und liebte mich im selben köstlichen, unerträglichen Rhythmus wie seine Finger. Kurz bevor ich anfangen zu schielen, unterbrach er den Kuss lang genug, dass ich wieder Atem schöpfen konnte.

»Es ist noch nicht zu spät, um aufzuhören«, stieß er hervor und fuhr mit der Zunge langsam und träge über den Spalt zwischen meinen Lippen.

»Doch, ist es«, sagte ich leiser als ein Flüstern. Mehr Luft hatte ich nicht. Es stimmte, es war zu spät – Monate zu spät –, und ich musste jetzt etwas anderes spüren als Qual. Der bewusste Teil in mir schrie, ich solle auf die Bremse treten und die Konsequenzen bedenken, wenn ich weiterginge, aber ich konnte mich nur auf seine Hände konzentrieren und auf das Feuer, das sich rasch in meinem Bauch ausbreitete.

Er hörte auf, mich zu streicheln, und ich wimmerte wegen des

Verlustes und tastete blind nach seiner Wärme.

Als ich die Augen öffnete, kniete er über mir und schälte erst die eine, dann die andere Schulter aus seinem Hemd. Er machte eine richtige Show daraus, und hätte ich Geldscheine zur Hand gehabt, ich hätte sie ihm in die Jeans gesteckt. Ach, was sage ich, in diesem Augenblick hätte ich mein Konto für ihn leer gemacht und meine Collegeersparnisse geplündert. Der Blick, den er mir zuwarf, verriet mir allerdings, dass

dies eine kostenlose
Privatveranstaltung war.

Er warf das Hemd hinter sich auf den Boden, und ich tat dasselbe mit meinem Handtuch, ohne einen zweiten Gedanken daran zu verschwenden. Caleb knöpfte seine Jeans auf und hielt dann inne, um mich anzusehen. Kühle Luft legte sich auf meine Haut, aber es war das wilde Glühen in seinen Augen, das die Gänsehaut verursachte.

Ich entspannte mich und legte mich aufs Kissen zurück, während seine

Hände die Innenseiten meiner Beine,
meine Hüfte und die weichen
Kurven meines Bauches liebkosten.
»Du hast so weiche Haut, Samara.
Da komme ich einfach nicht drüber
hinweg. Niemals.«

Er kroch langsam an meinem
Körper hinauf und wickelte meine
Beine dann um seine Hüften. Da er
sich nicht noch mal von mir trennen
wollte, wiegte er sich von einer Seite
zur anderen und wand die Hüften
aus seiner Jeans. Ich half ihm mit
den Füßen, sie seine Beine

hinunterzuschieben.

Weiche Lippen fuhren an meiner Kinnlinie und meinem Hals entlang, und er flüsterte: »Ich will dir nicht wehtun, aber für dich ist das, ähm, ja was ganz Neues.« Er stützte sich auf seine Ellbogen und suchte in meinem Gesicht nach einem Zögern, einem Zeichen dafür, dass ich meine Meinung geändert hatte. Anstelle einer Antwort zog ich ihn wieder an mich.

Er hielt meine Hände über meinem Kopf fest, verschränkte seine Finger

mit meinen und begann sich zu bewegen, und nur er hörte das scharfe Keuchen, das darauf folgte. Caleb hatte seinen Mund über meinen gelegt und fing den Laut auf, behielt meinen flüchtigen Schmerz ganz für sich. Zitternd wartete er darauf, dass ich mich entspannte, küsste mir die Tränen vom Gesicht und flüsterte süße Worte, die es mir unmöglich machten, stillzuliegen.

Meine Hände fuhren die glatten Muskeln in seinem Rücken nach, und er nahm das als Signal zum

Weitermachen. Die Furche seiner Wirbelsäule spannte und entspannte sich mit jeder Bewegung. Das Gewicht seines Körpers war eine fremdartige, aber willkommene Entdeckung, genau wie das Gefühl von Haut auf Haut und der Kuss unserer Bauchnabel. Ich klammerte mich Halt suchend an seinem Schulterblatt fest und ritt auf der Welle, die uns beide zu verschlingen drohte.

Unsere Geister trafen in einer Farbexplosion aufeinander. Der

Zusammenprall erschütterte meine ganze Wirbelsäule, und ich bog unwillkürlich den Rücken durch. Smaragd und Amethyst verschmolzen und wirbelten hinter meinen geschlossenen Augen durcheinander wie ein abgefahrener Bildschirmschoner.

Unzusammenhängende Fragmente von Calebs Vergangenheit füllten meinen Erinnerungsspeicher und luden mich ein, an seinem Leben teilzuhaben, wie er wahrscheinlich gerade an meinem teilhatte. Es

kostete mich meine ganze Kraft zu atmen, und die Feuchtigkeit hing so schwer in der Luft, dass ich sie kaum in die Lungen bekam.

Sein Herzschlag hämmerte in meiner Brust, zuerst ungleichmäßig, dann fand er langsam in eine seltsame Harmonie mit meinem. Unsere Energien mischten sich in einem mitreißenden Tanz, bevor sie zu ihrem jeweiligen Eigentümer zurückkehrten. Es schaukelte sich immer mehr auf, wurde immer intensiver, bis eine Explosion von

Energie mich lähmte, mich sprachlos und blind machte.

»Ich liebe dich, Samara. Ich ...
liebe ...« Der Satz blieb unvollendet, und es waren die letzten Laute, die ich hörte, bevor ich in einen tiefen Schlaf sank. Mein letzter Gedanke bestand aus reiner Freude darüber, ihm das perfekte Geschenk gemacht zu haben, das eine, das er immer gewollt hatte: dass ich sein und nur sein war.

Die Sonne ging gerade auf, als ich

mich aus dem Schlaf kämpfte. Caleb war irgendwo hinter mir – ich konnte seine Wärme an meinem Rücken spüren –, und ich versuchte, ihn beim Aufstehen nicht zu wecken. Selbst in meinem Tran konnte ich nicht ausblenden, was zwischen uns passiert war. Es war zu surreal und würde für immer in mein Gehirn eingebrannt bleiben.

Ich betrachtete die Zimmerwände mit Scham. Was diese Wände alles gesehen hatten! Kalte Luft erfüllte das Zimmer, wohl wegen des

offenen Fensters, und ich wollte sofort zurück unter die Decke kriechen. Die Kissen riefen mich energisch, und ich war schon fast so weit, mich wieder zurücksinken zu lassen, als ich mich ruckartig wieder aufrichtete und an meine Mission dachte. Mit einem offenen Auge tappte ich ins Bad, was nicht ganz einfach war, da mein Gehirn sich in einem Zustand befand, den ich Töpfchenhalbschlaf nenne.

Töpfchenhalbschlaf – Nomen

Der halb wache Zustand, in dem der Harndrang in einen Traum eingebaut wird, weil der Körper sich weigert, den Schlaf zu unterbrechen. Man ist fälschlicherweise davon überzeugt, wach zu sein, und vollzieht Toilettenhandlungen, obwohl man sich noch im Bett befindet. Der Träumer erwacht meist in letzter Sekunde, jedoch mit wechselnden Ergebnissen. Nebenwirkungen: Bettnässen, Orientierungslosigkeit,

*Blamage, Beschmutzen von
Kleidung und Einschlafen auf
der Toilette.*

Vielleicht war es der Schlaf oder auch der Mangel daran, jedenfalls war ich ein bisschen neben der Spur. Ich fühlte mich größer und schwerer und verspürte einen Heißhunger auf Pfannkuchen. Ich drückte auf den Schalter, und das grelle Licht brannte sich in meine Augäpfel. Blind arbeitete ich mich zur Toilette vor, hob aus alter Gewohnheit die

Klobrille an und ... Moment mal,
warum tat ich das?

Meine Augen versuchten immer
noch, sich an das Licht zu gewöhnen,
als ich an mir hinuntersah. Ich
erkannte weiße Haut, lange, behaarte
Beine, eine flache Brust, einen
straffen Bauch und eine dünne
Haarspur unter dem Nabel, die
zu ... *Moment mal!*

Meinen Schrei hörte mit ziemlicher
Sicherheit jeder einzelne Hotelgast.
Ein Glück, dass ich über der
Toilette stand, denn Panik hatte gar

keine günstigen Auswirkungen auf eine volle Blase.

»Ogottogott, ogottogott!« Etwas anderes fiel mir nicht ein, jedenfalls nichts Verständliches. Ich schlief immer noch halb, und mein Gehirn war im Moment ein ziemlich matschiger Klumpen, das alles konnte also auch gut ein Traum sein. Vielleicht war ich immer noch im Töpfchenhalbschlaf, denn es war einfach vollkommen unmöglich, dass ich hier fünfzehn Zentimeter größer als sonst über einer Toilette stand

und Männergerätschaften baumeln ließ.

»Sam?« Ich kannte diese Stimme, und sie klang fremdartig von der anderen Seite der Tür. Es war meine.

»Sam, alles in Ordnung?« Die Tür ging auf und da stand ich, nackt wie am Tag meiner Geburt. Meine Arme, Beine, mein Bauch, meine Haare, Augen – all das stand auf der anderen Seite des Badezimmers. Ich schrie wieder, und mein anderes Ich stimmte ein.

»Was zum Teufel ...?«, fragte das andere Ich mit aufgerissenen Augen und hysterischer Stimme.

»Ich weiß es nicht!«, antwortete ich und hüpfte aufgelöst auf und ab.

»Ziel in die Toilette!« Das andere Ich zeigte auf die Schweinerei, die ich gerade veranstaltete.

Ich hielt die Hände hoch in die Luft. Ich wollte nichts anfassen. Ausflippen war nicht der richtige Begriff für das, was ich gerade durchmachte, und ganz ehrlich, ich wusste gar nicht, weswegen ich

zuerst ausflippen sollte. Alle Ereignisse krachten gerade ineinander und kämpften um den ersten Platz.

»Hör auf zu schreien!«, rief das andere Ich.

»Warum schreist *du* dann?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht!«, schrie meine Doppelgängerin und senkte dann die Stimme. »Ich bin's, Caleb. Sam, du –«

»Raus hier!«

»Warum? Das ist mein Körper.«

Sie zeigte auf mich oder eher auf den Feuerwehrschauch, der immer noch ein Eigenleben führte.

»Raus!« Ich zeigte auf die Tür.

»Na schön.« Das andere Ich, oder Caleb, machte die Tür zu.

Als ich wieder allein war, holte ich erst mal tief Luft, um mich zu beruhigen, dann sah ich, dass ich immer noch pinkelte. Was war der Kerl, ein Kamel? Bevor ich noch das ganze Badezimmer als mein Revier markierte, gelang es mir, direkt in die Schüssel zu zielen.

Ich hatte seltsame Dinge als Cambion erlebt, und ein Dämon hatte sich mal in mich verwandelt, aber einen kompletten Körpertausch hatte es noch nicht gegeben. Ich *war* Caleb. Ich war in ihm. Seine Arme und Beine waren meine, seine Haare und Zähne waren meine, und nachdem ich gespült hatte und zum Spiegel gegangen war, erkannte ich, dass auch seine Augen meine waren.

So was stand nirgendwo in Angies Cambion-Handbuch für Dummies. Aber als ich wieder klar sehen und

die kalten Fliesen unter meinen Füßen spüren konnte, wusste ich, dass daraus ein Tagebucheintrag werden würde.

Ich versuchte, mich zu konzentrieren, und spürte Capone in mir herumsausen. Es fühlte sich komisch an. Statt dem Sirren an meinem Rücken spürte ich eher eine Welle, die in der Magengrube begann und bis zur Schädelbasis hochrollte. Ein komisches Kitzeln lief mir über den Rumpf, und ich wusste, dass er es war. Er schien

freundlich, fast verspielt, wie ein williges Hündchen, das gestreichelt werden wollte.

In einem Anfall von Abenteuerlust untersuchte ich ausgiebig meine neuen Körperteile. Rein wissenschaftlich natürlich, es faszinierte mich zu sehen, wie die andere Hälfte der Menschheit so lebte. Seine Haut war so glatt.

»Samara! Lass das!«, schrie Caleb von draußen.

Ich fuhr zusammen, als hätte er mich mit beiden Händen in der

Keksdose erwischt. »Was?«

»Ich merke das«, sagte er mit meiner Stimme.

»Echt?«

»Yep, genau wie du das hier fühlst«, sagte er, und ich spürte ein kräftiges Kneifen am Hintern.

Ich jaulte auf und starrte auf die Tür und die unsichtbaren Schrecken dahinter.

»Kannst du jetzt mal rauskommen? Ich erkläre dir, was passiert ist.«

Es gab keine Möglichkeit, es hinauszuzögern, aber ich versuchte

es trotzdem. Ich nahm ein Handtuch und wischte die Schweinerei auf, die ich veranstaltet hatte, wusch mir die Hände und griff dann nach einem zweiten Handtuch, das ich mir um die Hüften wickelte. Es störte mich, wie diese Männergerätschaften da rumschaukelten.

Ich trat aus dem Bad und sah ihn – mich – in Calebs Hemd auf dem Bett sitzen.

Ich stand eine geschlagene Minute da und starrte mich an, kein Spiegelbild oder eine dämonische

Doppelgängerin, sondern meinen echten Körper. Aber die Haltung und das verschmitzte Lächeln, das war eindeutig Caleb.

»Äh, hi«, war alles, was ich sagen konnte.

»Hi. Alles klar mit dir?«

»Tja, ich weiß nicht. Mal sehen, ich lege mich für ein paar Stunden hin und wache als großer weißer Kerl auf. Sag du's mir.«

»Was glaubst du, wie ich mich fühle? Ich bin jetzt ein kurz geratenes schwarzes Mädchen mit

strammen Brüsten.« Er zog sich den Kragen vom Hals, spähte in sein Hemd und leckte sich über die Lippen. »Hmm. *Hallo*, die Damen«, gurrte er.

»Lass das!« Ich schlug ihm auf die Hand. »Wie werden wir wieder normal? Ich kann doch nicht so zur Schule.«

»Genau so, wie wir in den Schlamassel reingeraten sind. Das gehört zum Cambion-Bindungsvorgang. Darum kann ein verbundenes Paar nicht ohne

einander leben, weil wir der andere *sind*. Wir sind eins.«

»Du meinst also, wenn wir wieder zurückwollen, müssen wir ...«

Er klopfte neben sich aufs Bett.

»Bereit für Runde zwei?«

»Oh verdammt, nein!« Ich sprang zurück. »Okay, Caleb, es gibt seltsam, es gibt richtig seltsam, und dann ist da noch das hier. Ich sehe mich gerade selbst an.«

Er glitt vom Bett und trat vor.

Dabei ließ er den Hemdsaum bis auf die Knie fallen. Mein Haar war eine

wilde Lockenmähne, meine Lippen waren geschwollen, und ich musste zugeben, ich hatte eine bezaubernde, kindliche Anziehungskraft. Der Blick, mit dem Caleb mich ansah, war jedoch alles andere als unschuldig. Diese jadegrünen Augen musterten mich wie ein saftiges Stück Fleisch. Und was noch schlimmer war, ich reagierte auf diesen Anblick, wenn ich nach dem schweren, angenehmen Druck ging, der aus meinem Handtuch gerade ein Zelt machte. Mein Herz raste, und

mir wurde ganz schwindelig, als das Blut plötzlich sonst wohin schoss. Ich fasste es nicht. Es machte mich tatsächlich an, meinen eigenen Körper anzusehen.

Hieß das, ich war lesbisch? War das Narzissmus auf einer ganz neuen Ebene? Ein Glück, dass ich bald in Therapie gehen würde, denn nach dem Ding hier würde ich eine brauchen. Das reichte aus, um einen für sein ganzes Leben zu traumatisieren.

»Es ist die einzige Möglichkeit,

wieder normal zu werden. Es heißt nicht umsonst Bindungsvorgang.«

Ich schüttelte dumpf den Kopf.

»Müssen wir da jetzt jedes Mal durch?«

»Ich glaube nicht.« Als ich mich nicht rührte, sagte er: »Ich bin's, Sam. Es sind nur wir beide. Von jetzt an sind es immer nur wir beide.«

Seine Worte klangen zwar tröstlich, machten die ganze Sache aber nicht weniger abgefahren. Doch ich nahm die Hand, die er mir

hinhielt, und ließ mich mit geschlossenen Augen zum Bett zurückführen. Halten wir also fest, dass der erste Tag des neuen Jahres der verrückteste in meinem Leben war, ein Tag, den ich nie vergessen würde. Und es war erst sieben Uhr morgens.

Ich wachte von lautem Schnaufen neben meinem Ohr auf. Zuerst bekam ich einen Schreck, aber die weißen Laken, die übergroßen Kissen und der schwere Arm, der über meiner Taille lag, brachten die Erinnerung zurück. Die Sonne schien durch die sich blähenden Vorhänge und tauchten das Zimmer in ein warmes Buttergelb.

Ich drehte mich auf die andere Seite, um meinen geräuschvollen Bettgenossen anzusehen. Dankbar stellte ich fest, dass er sich wieder in seinem eigenen Körper befand. Caleb lag auf dem Bauch, das feuchte Haar fiel ihm übers Gesicht und in die Augen. Seine dunklen Wimpern ruhten auf den geröteten Wangen, und auf seinem Kinn lag ein dunkler Bartschatten. Er sah so friedlich aus, wenn er schlief, aber das war schließlich auch bei den anstrengendsten Kindern so. Trotz

seiner geschlossenen Augen
umspielte ein schwaches Lächeln
seine Lippen, die immer noch ganz
rot und geschwollen vom Küssen
waren.

Ich fuhr mit der Hand über die
Kurve seiner Schulter bis hinunter
zu seinem Arm und drückte die
Wölbung seiner Muskeln.
Schelmisch zogen meine Finger
seine Wirbelsäule nach und glitten
dann unter die Decke. Das
Kuchenmonster mochte blass und
dünn sein, aber es hatte einen echt

süßen Hintern.

»Bist du fertig damit, mich zu belästigen, Weib?«, murmelte er ins Kissen.

»Nö«, sagte ich und setzte meine Entdeckungsreise fort.

»Du musst damit aufhören, sonst handelst du dir Ärger ein«, warnte Caleb. »Jungs haben da so gewisse Probleme am Morgen.«

»Ist mir aufgefallen.« Ich lächelte.
»Mir ist auch aufgefallen, dass du schnarchst.«

»Na und? Du sabberst.« Er öffnete

ein Auge, und ein Farbwirbel blitzte zwischen seinen Wimpern hervor.

»Wie lang bist du schon wach?«

Ich strich ihm die Haarsträhnen aus dem Gesicht. »Ein paar Minuten. Ich hab dir nur beim Schlafen zugesehen.«

Er erschauerte. »Oh Gott! Warum? Das ist total gruselig.«

»Ich konnte nicht anders. Du gibst mir viel Stoff zum Nachdenken.«

Sein offenes Auge verengte sich.
»Aha. Hunger?«

Ich nickte. »Bin am Verhungern.«

»Dachte ich mir. Ich bestelle den Zimmerservice.«

»Wegen des Essens oder wegen des Zimmermädchens?«

»Wegen des Essens. Wir müssen wieder zu Kräften kommen. Wir haben uns ziemlich verausgabt.« Er zog anzüglich die Augenbrauen hoch. Immer noch auf dem Bauch liegend, beugte er sich über das Bett und angelte nach dem Telefon, das vom Nachttisch gefallen war.

»Du scheinst mir heute sehr aufgeräumt. Die Welt stürzt

zusammen, und du bist cooler als ein Eiswürfel. Warum?«, fragte ich.

»Na ja, Sam, ich bin gerade erst aufgewacht, und auszuticken ist kontraproduktiv. Es hilft, neben dir wach zu werden.«

Während er für uns Essen bestellte, sah Caleb zu, wie ich mich über das Bett streckte, wie eine Mumie in die Laken gerollt. Wir grinsten heute beide wie die Vollidioten vor uns hin, dabei war ich mir gar nicht sicher, ob die letzte Nacht so zum Grinsen gewesen war.

Als er aufgelegt hatte, kroch er zu mir herüber, zog mich näher an sich heran und sah mich mit einer solchen Wärme im Blick an, dass ich mich erröten spürte. »Wie fühlst du dich?«

»Ein bisschen wund, aber mir geht's gut. Ziemlich energiegeladen sogar.« Ich kicherte. Mit geschlossenen Augen genoss ich das Hochgefühl, als ich plötzlich etwas Kaltes, Flaches auf meinen Augenlidern spürte. An der Größe und dem Gewicht der beiden kleinen

Objekte erkannte ich, dass es Vierteldollarstücke waren.

»So siehst du gut aus«, sagte er.

»Wie? Wenn ich dein Kleingeld trage?« Ich hielt still, damit die Münzen nicht herunterfielen.

»Nein. Wie du hier in meinem Bett liegst. Es passt dir perfekt und schmeichelt deiner Figur. Sehr kleidsam.« Ich spürte, wie er sich zu mir beugte und wie seine Lippen über meinen schwebten, als ein Klopfen an der Tür den magischen Moment zerstörte.

Caleb und ich erstarrten. Ich riss die Augen auf, und die Münzen glitten an meinen Schläfen herunter. Wir wussten, dass es Michael sein musste, und wir waren noch nicht ganz bereit, der Welt schon gegenüberzutreten. Wenn wir mucksmäuschenstill waren, würde er vielleicht weggehen. Doch die Stimme hinter der Tür machte diesen Plan zunichte.

»Ich weiß, dass du da drin bist. Wach auf, ich muss mit dir reden«, rief Michael.

Caleb sah mich hilfesuchend an, aber ich konnte nichts machen. Unsere Zeit war abgelaufen – die Realität und der ganze Wahnsinn, der dazugehörte, hätten uns ohnehin irgendwann eingeholt. Widerstrebend krabbelte Caleb aus dem Bett, zog seine Boxershorts an und ging zur Tür. Ich zog die Laken um mich herum fest und genoss den Anblick der Mittagssonne auf seinem nackten Oberkörper. Seine Rückenmuskeln spannten sich und rollten unter seiner Haut. Als ich

daran dachte, wozu dieser Körper in der Lage war, musste ich total idiotisch kichern.

Caleb öffnete die Tür und starrte zu seinem Bruder im Flur hoch. Michael sah ernst und zerzaust aus, was eindeutig auf sein Trinkgelage zurückzuführen war.

»Irgendwas Neues von Haden?«, fragte Caleb, bevor Michael den Mund aufmachen konnte.

»Er liegt immer noch auf der Intensivstation. Ruiz will uns sprechen«, erwiderte er.

»Komisch, ich will nämlich dich sprechen. Du musst uns helfen, Tobias' Körper zu holen und zu vernichten. Wir wissen, dass du und Haden ihn irgendwo versteckt habt.«

Michael warf einen raschen Blick über die Schulter und machte einen Schritt nach vorn. »Du weißt, dass wir das nicht können. Ihr seid immer noch verbunden. Wir können ihn nicht töten, bevor du und Sam ...« Er hielt inne, als Caleb die Tür weiter aufriss. Michaels Blick fiel auf mich, die sich bis zum Hals in

ein Laken gewickelt auf dem Bett eingerollt hatte. Ich kreischte und vergrub mich tiefer unter den Decken, bis nur noch meine Augen zu sehen waren. Als Michael sich sattgesehen hatte, machte Caleb die Tür so weit zu, dass er den Spalt ganz ausfüllte.

»Sag Ruiz, wir sind in fünf Minuten draußen. Ich habe eine Idee, die alle unsere Probleme lösen wird.« Damit knallte Caleb seinem Bruder die Tür vor der Nase zu.

Seine fünf Minuten waren eher

fünfzehn. Caleb borgte mir eine Jogginghose, und wir zogen uns schweigend an. Ich versuchte, nicht daran zu denken, was nach heute geschehen würde. Ein verbundenes Paar zu sein, würde unser Leben dauerhafter machen, aber auch zerbrechlicher. Zusammen würden wir stärker sein und konnten überleben, während andere Cambions untergingen. Es war ein kleiner Trost, der mich wenigstens über den Tag bringen würde.

Das Zimmer sah chaotisch aus,

Kleidungsstücke und Gegenstände lagen überall herum, und die zerknüllten Laken erzählten eine ganz eigene Geschichte. Aber für einige seltsame, glorreiche Stunden war das unsere Welt gewesen. Ich wollte dort bleiben. Klammerte ich etwa?

Caleb sah mich an, als könnte er meine Gedanken lesen. Ich wusste, dass er das nicht konnte, aber er konnte die Verzweiflung spüren. Er überspielte seine eigene Reaktion mit einem Lächeln, aber die

Düsternis dahinter verriet ihn. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er mich bei der Hand und führte mich ins Wohnzimmer.

Michael hing über dem Servierwagen und verschlang das Frühstück, das Caleb bestellt hatte. Ruiz lief bei der Sitzecke auf und ab und hielt dabei meine Tasche in der Hand. Er musste sie aus Angies Suite mitgebracht haben. Er drehte sich um und sah uns ins Zimmer kommen, und sofort fiel sein starrer Blick auf unsere verschränkten

Hände.

»Deine Mutter hat mich gebeten, dich nach Hause zu bringen«, verkündete er.

»Meine Mom?« Oh Himmel, wusste sie, dass ich die Nacht hier verbracht hatte?

»Sie glaubt, dass du nach der Feier bei Evangeline übernachtet hast«, erklärte Ruiz, als könnte auch er meine Gedanken lesen. »Es ist das Beste, sie in dem Glauben zu lassen. Meinst du nicht?« Seine scharfen Augen taxierten meine schlecht

sitzenden Klamotten, die offensichtlich nicht mir gehörten. Er hätte nur einen Blick auf den zerknüllten Stoff werfen müssen, den ich hinter meinem Rücken hielt, um zu wissen, wo meine Abendgarderobe geblieben war, aber er hatte genug gesehen.

Michael hörte lang genug auf zu kauen, um uns anzusehen. Er reckte beide Daumen in die Höhe und ließ sich dann mit einer Handvoll Zimtrollen aufs Sofa plumpsen. Da dämmerte es mir erst, dass jeder im

Zimmer wusste, was Caleb und ich letzte Nacht getan hatten. Ich versank vor Scham fast im Boden, Caleb hingegen führte quasi einen Siegestanz im Wohnzimmer auf.

»Gehen wir.« Ruiz machte eine Handbewegung zur Tür hin.

Ich drehte mich zu Caleb und bat ihn stumm, mich zu retten, aber er legte mir die Hände auf die Schultern und küsste mich.

»Geh schon. Sie soll sich doch keine Sorgen um dich machen. Ich ruf dich an, wenn es was Neues

gibt«, sagte er.

Ich schlang meine Arme um seinen Hals und drückte ihn fest an mich, als könnte ich auf diese Weise hier bei ihm bleiben. »Was wird jetzt geschehen?«, flüsterte ich.

»Keine Ahnung, aber alles wird gut. Ich verspreche es.« Er küsste mein Ohr und die Seite meines Halses.

»Samara.« Ruiz' Stimme brach Unheil verkündend über uns herein.

Warum war das so schwer? Man hätte denken können, wir seien auf

dem Weg zum Galgen, so wie wir uns aneinanderklammerten und den tränenreichen Abschied immer weiter hinauszögerten, um die Berührungen und den Duft des anderen in unserem Gedächtnis zu verankern. Ich löste mich aus Calebs Umarmung, und meine Arme glitten aus seinen, bis nur noch unsere Finger sich berührten. Das Wort »Herzeleid« traf nicht ganz, was wir fühlten. Es war ein Ziehen, ein Auseinanderreißen wie bei einem Klettverschluss.

Wir hatten begonnen als zwei Romantophobiker, die die Grundregeln einer Beziehung erst lernen mussten, und jetzt waren wir in unserer eigenen Shakespeare-Tragödie gefangen. Ich erinnerte mich daran, wie ich darüber gelacht hatte, dass Julia zum Emo wurde, als Romeo ihr Zimmer verließ und ins Exil ging. Wenn ich mich jetzt zu Caleb umdrehte, der hinter uns den Flur entlangschlich, war diese Abschiedsszene gar nicht mehr so lächerlich.

Der rechte Aufzug ging wieder, der linke dagegen – der mit den Einschusslöchern – war immer noch mit gelbem Absperrband versehen. Ich trat in die Kabine und drehte mich zu Caleb um, der im Flur stand und mich mit quälendem Kummer in den Augen ansah. Sein Hemd war zerknittert, der Knopf seiner Jeans stand offen, und sein Haar war vollkommen zerzaust. Er war ein heißes, schwelendes Häufchen Elend, und ich hatte nie etwas Schöneres gesehen. Weil er mir

gehörte und nur mir allein. Das letzte Bild blieb lange vor meinem inneren Auge stehen, nachdem die Aufzugtür sich längst geschlossen hatte.

In den ersten fünf Minuten auf der Fahrt nach Hause sagten wir beide nichts. Ich starrte aus meinem Fenster, als Ruiz schließlich beschloss, die Stille mit unpassendem Geschnatter zu füllen.

»Wie ich sehe, seid du und Caleb den Bund eingegangen«, sagte er.

»Das geht Sie nichts an«, blaffte ich.

»Schon gut, Samara. Ich will dir nur gratulieren. Ich weiß, wie selten man einen Gefährten findet, der einem ebenbürtig ist.« Ruiz sprach mit der leisen, erschöpften Stimme der Erfahrung, aber er sagte viele Dinge, die ein Nicht-Cambion nicht aus Erfahrung wissen sollte.

»Auf jeden Fall«, fuhr er fort, »muss ich der Familie von eurer Vereinigung berichten. Hoffentlich werden sie ihre Strafe noch einmal

überdenken.«

»Was soll das heißen, *hoffentlich*? Sie können Caleb nicht töten, ohne mich zu töten.«

»Vielleicht sehen sie darin gar kein Problem, so wie du dich in letzter Zeit benommen hast, Samara. Ihr beide habt der Cambion-Gemeinde nichts als Kummer und Streit gebracht. Es wäre einfacher, euch beide zu eliminieren.«

War das eine Drohung? Plötzlich wurde mir meine Umgebung bewusst. Ich war in einem fahrenden

Auto mit einem Mann eingeschlossen, dem ich nicht trauen konnte. Ich hätte mir in den Bauch beißen können, dass ich Mom nicht angerufen hatte, bevor wir das Hotel verlassen hatten.

»Aber das würde Evangeline verärgern, und sie hat sehr deutlich gemacht, dass es einer Kriegserklärung gleichkäme, wenn man dir etwas antäte.« Er fuhr mit der Hand über Beweisstück A, die pflaumenfarbenen Blutergüsse an seinem Hals. »Keine Sorge, Samara.

Das ist kein Auftragsmord. Ich bringe dich bloß nach Hause. So schwer das vielleicht zu glauben ist, mir gefällt die Vorstellung nicht, dich oder Caleb sterben zu sehen. Ich würde das gern vermeiden, wenn es möglich ist, aber die Familie steht unter Druck, und ihr Ruf steht auf dem Spiel. Diese Inkubus-Geschichte ist noch mal was ganz anderes.«

Ich sagte nichts, behielt aber die Hand auf dem Türgriff, nur für den Fall, dass ich rausspringen musste.

»Dieser Dämon ist für uns alle ein echter Glücksfall. Wie du wahrscheinlich weißt, sind Inkuben selten. Die Cambion-Familien haben sehr darauf geachtet, dass das so bleibt. Seit über einem Jahrhundert wurde keiner mehr gemeldet, und wenn nun einer auftaucht und gefangen genommen wird, würde das das Vertrauen in den Namen der Santiagos wiederherstellen.«

»Sie wollen also den Dämon fangen, damit die Familie ihre Street Credibility wiederbekommt? Was

springt dabei für uns raus?«

»Leben«, antwortete er ohne Umschweife. »Wenn der Dämon mit eurer Hilfe gefangen wird, dann wäre das ein Zeichen des guten Willens und der Hingabe an die Sache. Loyalität ist ihnen sehr wichtig. Das fressen sie sofort.«

Ich hatte genügend Krimis gesehen, um zu erkennen, was hier abging. Die Cops boten dem kleinen Straßengangster einen Deal an, um Informationen über den großen Kartellboss zu bekommen. Ruiz

wollte, dass ich Tobias verkaufte, um meinen eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Alles in mir schrie: »Nimm den Deal an!«, aber irgendwas stimmte nicht.

»Angie hat mir erzählt, dass Sie ein Santiago sind.« Ich wartete darauf, dass er zusammenzucken oder sonst irgendwie auf meine Worte reagieren würde, aber da zeigte eine Schaufensterpuppe mehr Emotionen. »Sie sind kein Cambion, wie also sind Sie in all das überhaupt reingeraten?«

»Es war nicht immer so.« Er rutschte auf seinem Sitz herum, als wüsste er, dass ihm ein längeres Gespräch bevorstand. »Mein Geburtsname lautet Ruiz-Santiago. Ruiz ist der Name meiner Mutter. Nach kubanischer Tradition bekommt man die Nachnamen beider Eltern. Das ist hilfreich, wenn ich bei Ermittlungen unerkannt bleiben will. Wie Petrovsky ist auch der Name Santiago in unserer Welt sehr bekannt, und ich will nicht, dass mir das im Weg steht, wenn ich an

einem Fall dran bin.«

»Nur aus Neugier, wie viele Geschwister haben Sie?«

»Fünf Brüder, drei Schwestern und jede Menge Cousins und Cousinen«, antwortete er. »So ist das mit den Cambions, sie sind ein fortpflanzungsfreudiger Haufen und lieben große Familien. Die Petrovskys sind die kleinste verzeichnete Familie, wenn ich mich nicht täusche, und das erklärt vielleicht auch, warum du für Evangeline so wertvoll bist. Kinder

sind wichtig für Cambions.«

Das hatte ich schon mitbekommen, und ich dankte meinem Glücksstern, dass ich die Pille nahm. »Wurden Sie adoptiert? Wie konnten Sie der Kugel ausweichen?«

»Sehr interessante Formulierung, denn genau das ist passiert.« An der Ampel öffnete er drei seiner Hemdknöpfe und enthüllte eine wulstige weiße Narbe über seinem Herzen. »Ich war nach dem Dienst auf dem Heimweg, und ein Junge überfiel den Supermarkt. Drückte

ab, ohne nachzudenken. Dann wachte ich im Krankenhaus wieder auf, und da war nichts. Kein Summen, kein Druck auf der Wirbelsäule, kein Geist.« Sein Blick wanderte zu einem Punkt über meiner Schulter, als blickte er in eine andere Zeit.

Bevor er allzu weit weg war, machte ich eine Kopfbewegung zur Straße hin. »Es ist grün.«

Ruiz ließ den Wagen anrollen und starrte auf die Straße vor uns, aber seine Gedanken waren woanders.

»Ich weiß nicht, was schlimmer ist, fast zu sterben oder seinen Geist zu verlieren. Er ist ein Teil von dir, er ist mit jeder Zelle verschmolzen, mit jedem Molekül. Er wächst mit dir auf, er fühlt alles mit dir. Ich bekam Depressionen und musste meinen Job bei der Polizei kündigen, als ich ihn nicht mehr spürte, und es dauerte Jahre, bis ich in der normalen Gesellschaft funktionierte. Ich habe mich noch nie gleichzeitig so erleichtert und so leer gefühlt.«

»Er hat also einfach den Körper

verlassen?« Ich beugte mich näher zu ihm. »Ich dachte, das tun sie nur, wenn der Wirt stirbt.«

»Ich *bin* gestorben«, stellte er klar. In seiner Stimme schwang ein leiser Schrecken mit. »Ich war drei Minuten und sechsundvierzig Sekunden tot. Die Ärzte haben mich zurückgeholt und waren erstaunt, dass ich keinen Hirnschaden davongetragen habe.«

»Man kann sie also doch loswerden?«, flüsterte ich. Aufregung durchfuhr mich. Wenn es

ein Verfahren gab, um den Geist aus dem Körper zu vertreiben, ohne uns dabei zu töten, dann könnte ich wieder werden wie vorher. Ich könnte wieder auf Normalbetrieb umstellen und selbst bestimmen, was ich tat. Keine hungrigen Blicke von Fremden mehr, keine seltsamen Gelüste, keine fremden Erinnerungen. Kein Tobias mehr. »Es gibt also Heilung.«

»Die Risiken sind groß, Samara. Ich weiß, dass das etwas Neues für dich ist, aber es gibt Menschen in

deiner Umgebung, denen du wichtig bist und die dich unterstützen können – vor allem Caleb.«

»Ja«, murmelte ich. Ich wollte diesem kleinen Haken an der Sache nicht erlauben, die neue Perspektive zu zerstören.

Ich spürte, wie Ruiz mich aufmerksam ansah, als versuchte er, meinen Gedankengängen zu folgen. Es gefiel ihm wohl nicht, wohin sie steuerten, denn er brach die Unterhaltung ab. »Du solltest dich ausruhen, wenn du nach Hause

kommst. Wir haben eine Menge zu tun in den nächsten Tagen.«

»Können Sie garantieren, dass Caleb und mir nichts passiert, wenn wir Ihnen helfen, ihn zu finden?«, fragte ich.

Ich merkte, dass er seine Worte mit Bedacht wählte, als er antwortete: »Die Wahrscheinlichkeit wäre höher, als sie es jetzt ist.« Und das kam einem Versprechen so nahe, wie ich es im Moment erhoffen konnte.

Er hielt vor unserem Haus, ließ

aber den Motor laufen. Ich öffnete die Tür und drehte mich noch mal zu ihm um. »Kommen Sie nicht mit rein?«

»Ich muss zurück. Ich weiß genau, wenn ich mit reinkomme, will ich nicht wieder gehen«, erwiderte er.

Angesichts dieses ungeschminkten Gefühlsausbruchs konnte ich ihn nicht abgrundtief hassen. Also gab ich mich mit milder Verachtung zufrieden. Er behandelte meine Mom ziemlich gut, aber es gab trotzdem noch Dinge, die geregelt werden

mussten, zum Beispiel mein Weiterleben. Und ganz ehrlich, die Vorstellung, die kubanische Krawatte künftig als Stiefvater zu haben, gefiel mir nicht besonders. Ich bezweifelte auch, dass sich das jemals ändern würde.

»Tun Sie, was Sie tun müssen. Ich grüße sie von Ihnen«, sagte ich beim Aussteigen, aber er rief mich zurück.

»Nein, sag ihr lieber: ›*Estoy pensando en ti.*«« Er sprach die Worte langsam aus, damit ich sie

mir merken konnte. »Sie wird wissen, was das heißt.«

Dank drei Jahren Spanisch-Förderunterricht wusste ich selbst, was die Worte bedeuteten, aber ich behielt diese amüsante Tatsache für mich. Den Schmalz anderer Leute konnte ich nicht auch noch ertragen – ich hatte genug eigenen zu verarbeiten. Also nickte ich, schlug die Tür zu und stapfte über den Rasen zur Veranda.

Das Haus war still und angenehm chaosfrei. Ich ließ meine Tasche an

der Tür fallen und ging in die Küche. Mom saß am Tisch und trank ihren üblichen Becher Tee.

»Hi, Mom.« Ich ging zum Kühlschrank und griff nach dem Orangensaft. Michael hatte mein Frühstück verputzt, und ich brauchte dringend einen Vitaminschub.

»Hi, Süße. Wie war die Party?«

Ich hielt inne. Nach allem, was inzwischen geschehen war, hatte ich die Party vollkommen vergessen. Das war schließlich *letztes Jahr* gewesen! »War cool. Mia war

betrunken, und Dougie hat sie um Mitternacht geküsst.«

»Och, wie süß. Meinst du, sie haben sich wieder versöhnt?«, fragte sie.

»Auf die Hoffnung.« Ich prostete ihr zu und trank den Orangensaft direkt aus der Packung.

»Nimm ein Glas, Samara.« Mom kicherte angeekelt und sah dann suchend zur Tür. »Wo ist David? Ich dachte, er käme mit rein.«

»Nee, er musste wieder ins Hotel. Cambion-Angelegenheiten.« Ich

richtete ihr seine Botschaft aus, und sie wurde rot und zwirbelte ihre Haarsträhnen. »Du magst ihn wirklich, oder?«

Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und überlegte einen Moment, bevor sie antwortete. »Ja. Ich glaube schon. Er ist lieb und so bezaubernd – ein wahrer Gentleman. Ich fühle mich ganz komisch, wenn er mich ansieht. Du hast mir doch erzählt, dass die Anziehung von Cambions über Augenkontakt funktioniert, stimmt's? Tja, er hat das auch, aber

ohne dieses ›Ich will dir die Lebenskraft aussaugen‹. So intensiv.«

»Ja.« Ich wollte ihr nichts über Ruiz' Quasi-Exkommunikation erzählen. Das musste er schon selbst tun, und es war auch besser, wenn sie es von ihm hörte. Aber das würde mich natürlich nicht davon abhalten, Caleb den neusten Klatsch brühwarm zu servieren. Ich nahm die Saftpackung mit in mein Zimmer und ließ mich auf mein Bett fallen. Dann rief ich Caleb an und erzählte ihm,

was ich erfahren hatte. Er war angemessen überrascht und drohte, Mom von der Olivenölgeschichte zu erzählen, wenn ich jetzt auf dumme Gedanken käme.

Dann brachte er mich auf den neusten Stand. Michael hatte ihm erzählt, dass Tobias in einem Lagerraum am anderen Ende der Stadt versteckt war. Caleb ging nicht ins Detail, aber er erklärte mir, dass ihn jetzt noch niemand vernichten konnte, nicht bevor sie wussten, dass Tobias sich in seinem eigenen

Körper befand. Außerdem war das Lager bis morgen geschlossen. Es gab nur ein Problem: Der Lagerraum war auf Hadens Namen gemietet. Wir brauchten seinen Sicherheitscode, weswegen Caleb auch vom Wartebereich des Krankenhauses aus telefonierte.

Haden war immer noch in schlechter Verfassung und hatte eine Bluttransfusion bekommen, aber er atmete selbstständig. Die Kugel war entfernt worden und hatte wie durch ein Wunder seine Lunge verfehlt. Er

bekam ziemlich starke Medikamente und verlor deswegen immer mal wieder das Bewusstsein.

Wir telefonierten mehrere Stunden, während ich meine Hausaufgaben nachholte, die Vierteldollarstücke in meinem Einmachglas nachzählte und über alles Mögliche mit ihm plauderte außer über unsere gemeinsame Nacht. Die Spannung hing nach wie vor zwischen uns und war fast körperlich zu spüren. Immer wieder sagten wir beide minutenlang kein Wort, und das war wunderbar.

Rührselig, aber wunderbar.
Unglaublich kitschig, aber
wunderbar. Nur weil Calebs
Handyakku sich irgendwann
verabschiedete, legten wir
schließlich auf. Nachdem ich ein
langes Bad genommen hatte, rief
Mom mich hinunter.

Sie saß genauso in der Küche, wie
ich sie verlassen hatte. Sie hatte sich
in fünf Stunden keinen Zentimeter
bewegt, nur dass sie jetzt das
Telefon in der Hand hatte und
Tränen in den Augen. Das war ein

schlechtes Zeichen. Entweder war Dad am Telefon, oder es war ...

»Evangeline hat angerufen«, sagte Mom, bevor ich den Gedanken zu Ende führen konnte.

Yep, das wäre mein nächster Tipp gewesen. Da ich wusste, dass mir nun ein langes, schweres Gespräch bevorstand, trat ich in die Küche und setzte mich auf den Barhocker.

»Dann hast du also das von Olivia gehört.«

»Angie hat es mir erzählt. Ich frage mich nur, warum du das nicht getan

hast.«

»Ich wollte nicht, dass du dir Sorgen machst.«

»Ich bin eine Mutter. Ich muss mir Sorgen machen«, blaffte sie und stieß sich vom Tisch ab. »Das war's. Mir reicht's! Dieser ganze Zirkus mit Dämonen und Energieanzapfen – alles. Ich hab die Schnauze voll! Und du hast Hausarrest!«

Ich fuhr zurück und wäre fast vom Hocker gefallen. Und da wunderte sie sich, dass ich ihr nichts erzählte.

»Was? Was hab ich denn gemacht?«

»Brauchst du eine Liste? Ich will nicht, dass du da reingezogen wirst. Und wenn ich dich dazu in deinem Zimmer einschließen muss, dann ist das eben so.«

»Das wird aber ziemlich schwierig, da das alles mit mir zu tun hat. Ich will ja nicht eingebildet klingen, aber ich stehe ziemlich im Mittelpunkt. Wenn du mich einsperrst, kann immer noch Caleb verletzt werden, und das betrifft dann auch mich. Du kannst ihm ja schlecht auch

Hausarrest geben.«

»Ich kann es aber auf jeden Fall versuchen, selbst wenn ich dafür die Polizei auf ihn hetzen muss. Ihr seid zu jung für diese ganze Verantwortung. Ihr beide.« Ihr Zorn machte es schwer zu bestimmen, ob sie bluffte oder nicht, aber ich wusste, dass sie nach jedem bisschen Kontrolle und Vernunft griff, das sie zu fassen bekam.

Äußerlich ließ ich mir nichts anmerken und versuchte, meine Nerven zu stählen, aber innerlich

zerfraß mich die Panik.

Ich schaltete in den Anwältinnenmodus und sagte: »Das könntest du. Vielleicht findet die Polizei diesmal tatsächlich eine Anschuldigung, die ausreicht, um Caleb einzusperren. Aber wo würde uns das hinführen? Caleb wäre umgeben von Kriminellen, die ihm etwas antun könnten, und ich würde seine Qual und seine Einsamkeit spüren. Ich wäre auf Entzug und würde vielleicht unschuldige Menschen verletzen, um die Energie

zu bekommen, die nur er mir geben kann. Ich weiß, dass du Angst hast und mich beschützen willst, aber das ist nicht der richtige Weg. Und so wütend du jetzt bist – Caleb liegt dir doch auch am Herzen.«

Mom lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, fiel in sich zusammen und wägte ihre Möglichkeiten ab. Sie sah so verletzt und verlassen aus, als wäre alle Hoffnung auf der Welt verloren. »Was ist mit dir und Tobias? Kann man ihn jetzt töten, da er, na ja, körperlos ist? Wird es dich

immer noch verletzen, wenn er stirbt?«

»Daran arbeiten wir«, wiegelte ich ab. Ich wollte nicht mehr lügen, als ich musste. Die Wahrheit war, dass ich immer noch nicht wusste, wie mein Bund mit Caleb sich auf Tobias auswirken würde, und ich würde Mom nichts davon erzählen. Es gab gewisse Dinge, die man einfach nicht tat, und das eigene Sexleben mit der Familie zu besprechen stand ganz oben auf der Liste. »Wir müssen uns erst darauf

konzentrieren, Olivia zu finden.

Angie dreht sonst noch durch.«

»Stimmt. Sie hat gesagt, dass sie ihr Armband gefunden haben, aber sie selbst ist immer noch verschwunden. Tobias muss es ihr abgenommen haben.«

Ich schloss die Augen und unterdrückte einen Fluch. »Ich wusste es. Aber Cambions haben eine Verbindung zu all ihren Kindern. Angie kann sie finden. So dauert es vielleicht länger, aber noch müssen wir die Hoffnung nicht

aufgeben«, versicherte ich, doch mich beschließen trotzdem Zweifel.

»Ich will nicht, dass dir dasselbe passiert, Schatz.«

»Das will ich auch nicht, doch das ist jetzt nun mal mein Leben.

Manches wird richtig übel werden, aber ich muss eben ein großes Mädchen sein und damit fertig werden.«

Das Blöde daran war, dass das auch für Lilith galt. Ich dachte an Ruiz' Geschichte, und so verlockend der Gedanke war, es lohnte sich

nicht, dafür schon wieder mein Leben zu riskieren. Ich musste jetzt auch an Caleb denken, und er war mir wichtiger als Rache.

Apropos Lilith, plötzlich geriet sie in Aufruhr. Sie war den ganzen Tag ruhig gewesen und hatte praktisch unter den Nachwirkungen des Bundes geschnurrt, aber jetzt war sie alarmiert aufgesprungen. Jemand war in der Nähe, jemand, den sie kannte, mit dem sie verbunden war. Wer es auch war, er hatte Angst.

Bevor ich mich auf das Gefühl

konzentrieren konnte, klopfte es an der Tür. Es war ein leises, schwaches Klopfen, aber ich hörte es trotzdem. Ich sah zu Mom hinüber, und sie stand langsam auf und ging zur Arbeitsplatte. Sie nickte mir kurz zu und zog dann ein Messer aus dem Messerblock. Mit Mom hinter mir ging ich zur Tür und drückte meinen Rücken gegen das Holz. »Wer ist da?«

»Olivia«, antwortete eine leise Stimme von draußen und fing dann an zu schluchzen.

Mom und ich sahen uns mit aufgerissenen Augen an. Ich griff nach dem Türknauf, aber Mom hielt mich auf.

»Bist du allein?«, fragte sie.

»Ja. Bitte helft mir.«

»Wo ist Gunnar?«, fragte ich.

Von draußen kam wieder ein Schluchzen und dann: »*Proszę, wpuść mnie.*«

Na schön, Mom war an guten Tagen schon paranoid und wegen der jüngsten Ereignisse noch mehr, also fand ich es ganz und gar nicht

seltsam, dass sie unseren Gast begrüßte, indem sie ein Fleischermesser auf ihr Gesicht richtete. Als Mom sah, dass es wirklich Olivia war, zog sie sie am Arm herein und schloss die Tür hinter ihr.

Olivia stolperte in die Diele, und ich erkannte, in was für einem Zustand sie sich befand. Sie trug noch ihr schwarzes Partykleid. Schmutz und Kratzer überzogen ihre nackten Füße, ihre Beine und Arme. Blätter und Erde hatten sich in ihrem

verfilzten Haar verfangen. Sie stand mitten in der Diele und umklammerte zitternd ihre Taille. Sie musste am Erfrieren sein, und ich fragte mich, wie lange sie in der Kälte umhergeirrt war.

Als Mom die Tür abgeschlossen hatte, führte sie Olivia ins Wohnzimmer. Dort setzte sich Olivia aufs Sofa und sank in sich zusammen, den Blick fest auf den Boden geheftet.

»Möchtest du einen Tee?«, fragte Mom und legte Olivia eine Decke

über die Schultern.

Sie schüttelte energisch den Kopf.

Ich kniete mich vor ihr hin und rieb ihr die eisigen Füße. »Willst du uns erzählen, was passiert ist?«

Olivia schüttelte wieder den Kopf. Blätter fielen ihr aus dem Haar. »Ich wusste nicht, wohin ich sonst gehen sollte. Ich bin stundenlang gelaufen, und dann habe ich dich gespürt. Ich habe mich an dein Haus erinnert und ...« Sie begann wieder zu schluchzen.

»Hey, schon gut. Du bist hier in

Sicherheit«, sagte ich. Dann bemerkte ich die Erde auf ihrem Kleid. »Willst du dich sauber machen? Du kannst das Bad –«

»Sie sollte jetzt nicht duschen. Erst wenn sie untersucht wurde«, unterbrach mich Mom mit dem Telefon in der Hand. »Olivia, Schätzchen, hat Gunnar dir wehgetan?«

Olivia schaukelte vor und zurück und murmelte dabei vor sich hin:

»Przykro mi. Przykro mi, proszę mi wybaczyć. Przykro mi.«

Mom deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab und fragte: »Was sagt sie?«

Ich ignorierte sie und konzentrierte mich auf das zitternde Häufchen Elend auf dem Sofa. »Was tut dir leid, Olivia?«

»*On nie zyje*«, murmelte sie.

Ich zwinkerte und war mir nicht sicher, ob ich sie wirklich richtig verstanden hatte. »Wer lebt nicht mehr? Gunnar?«

Sie nickte. »Ich ... habe ihn getötet.«

»Oh« war alles, was ich sagen konnte. Darauf gab es einfach keine richtige Antwort.

Mom, die sicher gerade Angie anrief, verschwand im Esszimmer, während ich weiter versuchte, Olivia aus ihrem Schockzustand zu befreien. Aber wenn ich noch länger in diesem Zimmer blieb, würde Olivia nicht die Einzige bleiben, die ein Trauma davontrug.

Von der Stelle aus, an der ich kniete, sah ich eine bleiche Hand hinter dem Sofa hervorragen. Den

Rest musste ich nicht sehen. Ich wusste, dass Nadine sich nicht bewegt oder umgezogen hatte oder versucht hatte, die gebrochenen Halswirbel zu heilen. Das würde ja dem Zweck zuwiderlaufen und die Wirkung zerstören. Dies war ein konserviertes Bild, dessen Klarheit weder die Zeit noch das Verblassen der menschlichen Erinnerung etwas anhaben konnte.

In meinen Ohren baute sich Druck auf. Die Wände kamen auf mich zu, die Möbel schwankten und

schmolzen zu dicken, wachsartigen Klumpen, aber ich wollte mich nicht bewegen. An diesem Punkt verließ ich sonst immer fluchtartig das Zimmer, aber ich musste für Olivia stark sein. Ich schaffte das.

Ich konzentrierte all meine Energie, all meinen Willen auf das schiffbrüchige Mädchen vor mir und stieß die Schatten zurück, die mein Gesichtsfeld umgaben. Hier ging es nicht um mich oder Nadine, und wenn Lilith nur einen Funken Mitgefühl in ihrem kalten,

widerlichen Herzen hatte, würde sie mir diesen einen Gefallen tun und dafür sorgen, dass das Schwanken aufhörte.

Ich stieß die Luft in einem langen, kontrollierten Atemzug aus und machte die Augen wieder auf. Zu meiner Erleichterung stand alles wieder still. Die Möbel befanden sich an ihren vorgesehenen Plätzen, unversehrt und solide. Der Druck ließ nach, und der Nebel des Schwindelgefühls löste sich auf und ließ wieder Licht durch. Nadines

Leiche lag immer noch auf dem Boden, und ich ahnte, dass das auch so bleiben würde. Damit würde ich umgehen können. Ich hörte Mom am Telefon reden. Olivia beobachtete mich neugierig, als wäre ich neu für sie. Vielleicht war ich das auch.

Ich legte ihr meine Hand auf den Arm, und sie zuckte zusammen, entspannte sich dann aber unter meiner Berührung. »Kannst du mir sonst noch was erzählen?«, fragte ich sie.

Nachdem sie tief Luft geholt hatte,

wimmerte sie: »Er hat mir Angst gemacht. Ich wusste nicht, was er tun würde. Er hat mein Armband durchgeschnitten. Ich wusste nicht, wohin er mich bringt. Also habe ich ... von ihm getrunken. Ich konnte sein Leben spüren – so viel Licht und Stärke. Er war stark, er kämpfte dagegen an, aber ich habe weitergemacht, bis ...« Sie schluckte schwer. »Sein Herz setzte aus. Er fiel zu Boden und konnte nicht mehr atmen. Dann kam etwas aus seinem Mund. Keine Energie ...

etwas anderes.«

Mehr musste ich nicht wissen, aber Mom mischte sich von der Tür aus ein: »Ein schwarzer Nebel mit einem goldenen Licht in der Mitte?«

Olivia sah Mom aus aufgerissenen Augen durch einen Vorhang schmutziger Haarsträhnen hindurch an. »Woher wissen Sie das?«

»Gunnar war von einem Dämon namens Tobias besessen, einem Inkubus«, erklärte ich. »Das war nicht Gunnar.«

»Nein. Nein, er war es. Seine

Augen waren blau. Ich habe es gesehen, Gunnar war da ... Sie waren blau.«

»Vielleicht hat er dagegen angekämpft. Er ist loyal und würde alles tun, um dich zu beschützen. Vielleicht hat er das getan, damit du entkommen konntest.« Ich versuchte, etwas Tröstliches zu sagen, aber es klang selbst in meinen Ohren nicht überzeugend.

Sie schien sowieso nicht zuzuhören, sie war zu vertieft in den Fadenlauf des Teppichs. »Ich habe

das Leben meines Freundes
genommen. Ich habe ihn getötet.
Aber ich musste. Ich musste ...«

Danach bekam ich nicht mehr viel
aus ihr heraus, weil sie vollkommen
weggetreten war. Was auch immer
sie durchgemacht hatte, es hatte sie
bis ins Mark erschüttert. Und was
am schlimmsten war: Sie hatte auf
den niedersten Cambion-Instinkt
zurückgreifen müssen, um zu
überleben, auf genau das, wofür sie
Caleb verachtete.

Mom legte auf und kam mit einem

nassen Handtuch wieder herein. Sie kniete sich vor Olivia hin und strich ihr das Haar aus den Augen.

»Olivia, Schätzchen, deine Mutter ist auf dem Weg hierher. Sie holt dich ab, ja? Du bist jetzt in Sicherheit.« Mom wischte Olivias Gesicht sauber und setzte sich neben sie aufs Sofa.

In Olivias Blick lag ein so reines, ernstes Vertrauen gegenüber Mom, dass es mir das Herz zusammenzog. Sie kannte diese Frau kaum, aber sie legte ihr ihre Qualen zu Füßen, ohne

ein Wort zu sagen. Schmerz und Verzweiflung sickerten aus ihr heraus und glitten über meine Haut wie ein Wasserrinnsal. Und was ich spüren konnte, war nur das, was überlief, nur ein kleiner Teil dessen, was in ihr tobte. Wir waren fast gleich alt, aber der Tod ließ die Menschen schneller erwachsen werden.

Mom hielt Olivia im Arm und wiegte sie, und nur Augenblicke später hörte sie auf zu weinen. Wie machte die Frau das nur? Sie hatte

irgendwas an sich, zu dem sich übernatürliche Wesen offenbar hingezogen fühlten. Vielleicht mochte sie Cambions und ihre Lebensführung nicht, aber auf jeden Fall mochten Cambions meine Mom.

Angie kam zwanzig Minuten später und hatte noch weniger Erfolg damit, Olivia Informationen zu entlocken. Sie sagte uns weder, wo Gunnars Leiche lag, noch, wohin er sie gebracht hatte oder ob sie einen Arzt brauchte, aber ich nahm an, ab jetzt würde Angie übernehmen. Nichts

von all dem schien wichtig zu sein, solange es Olivia gut ging, aber »gut gehen« war relativ. Niemandem ging es wirklich gut, wenn er gerade jemanden getötet hatte. Das Cambion-Motto lautete: »Feiere das Leben«, denn der Tod war ein regelmäßiger Besucher, und er kam immer unangekündigt.

In den Mantel ihrer Mutter gewickelt, blieb Olivia an der Tür stehen und warf mir über die Schulter einen Blick zu. Es hielt nicht lang, aber ich sah, wie ein

kleines Lächeln ihren Mund umspielte. Ich hatte keine Ahnung, was dieser Blick bedeutete, aber ich ahnte, dass unser Streit bis auf Weiteres auf Eis lag. Die Chancen, dass aus uns mal Brieffreundinnen wurden, waren gering bis nicht vorhanden, aber wir waren Cambion-Geschwister, und das war schon mal was. Was genau, das wusste ich allerdings nicht.

Mom und ich sahen zu, wie das Auto aus unserer Straße wegfuhr. Als das Haus wieder still war,

wurde mir bewusst, wie extrem müde ich war – nicht nur körperlich, sondern emotional, mental und kosmisch erschöpft. Ich wollte nur noch ins Bett kriechen und sterben. Eine warme Decke und weiche Kissen waren nur ein paar Meter entfernt, aber angesichts des Schlafentzugs und des Stresses kam es mir wie fünf Meilen vor.

Was für ein Start in ein neues Jahr.

»Da muss etwas unternommen werden«, grummelte Mom und starrte auf die Straße hinaus.

Ich gab den Sicherheitscode in die Alarmanlage neben der Tür ein. »Ich weiß, aber erst brauchen wir ein bisschen Schlaf.« Ich drehte mich um und bemerkte, dass Mom nicht mehr hinter mir stand.

Als ich die Veranda erreicht hatte, war sie schon über die Straße zum Rasen der Nachbarn gelaufen. Sie starrte auf die Krippe und nahm die himmlische Pracht in sich auf. Als wäre das etwas ganz Normales, beugte sie sich hinunter und nahm das Baby aus der Krippe.

Mit offenem Mund sah ich zu, wie sie wieder zum Haus zurückging, das Porzellankind im Arm. Es war offiziell, meine Mom hatte komplett den Verstand verloren, und das war meine Schuld, wenn auch nur indirekt. Ich hatte diese Seuche über uns gebracht, und es gab keine Heilung.

Als sie auf die Veranda trat, fragte ich: »Mom, was machst du da?«

»Es ist höchste Zeit, dass jemand die Cunninghams mal auf Normalmaß zurechtstutzt.« Mom

klemmte die Deko unter den Arm und ging hinein.

»Das kann man auch anders regeln, weißt du. Bist du verrückt? Ich fasse es nicht, du hast das Jesuskind gestohlen!«, schrie ich.

»Nein, ich bin nicht verrückt, nur müde. Nach allem, was heute Abend passiert ist, brauchen wir es im Moment sehr viel dringender als die.« Mom stieg die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf. Als sie oben war, rief sie herunter: »Und du hast immer noch Hausarrest!«, gefolgt

vom Zuknallen ihrer Zimmertür.

Komm schon, Sam. Erzählst du mir wenigstens ein kleines bisschen?«, jammerte Mia und schaukelte in ihrem Drehstuhl hin und her.

»Nee. Das ist persönlich«, antwortete ich und drehte meinen eigenen Stuhl wieder zum Computer. Wir durften im Computerraum eigentlich nicht reden, aber diese Regel, genau wie die meisten

anderen Schulregeln, galt nicht für Mia.

Ich hatte keine Ahnung, woher sie wusste, dass Caleb und ich es getan hatten, aber kaum dass sie mich heute Morgen gesehen hatte, hatte sie auch schon angefangen, mich deswegen zu nerven – ohne erst Hallo zu sagen oder so was in der Art. Sie gaffte mich die ganze erste Stunde hindurch an. Ich prüfte immer wieder, ob über meinem Kopf ein Neonschild mit den Worten ICH HATTE WAS MIT CALEB hing,

denn so eindeutig war es, wenn ich Mia Glauben schenkte.

»Oh bitte, ich habe dir doch letzten Sommer auch alles über mich und Dougie erzählt«, flüsterte sie laut genug, dass jeder im Computerraum es hören konnte. Mehrere Mitschüler drehten sich zu Mia um, musterten sie und tippten dann weiter. Mr Carver, der Assistenzlehrer mit den hyperaktiven Schweißdrüsen, saß hinter seinem Schreibtisch und schnüffelte an seinem Tipp-Ex-Stift, als er glaubte, dass niemand hinsah.

Ich lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf den Monitor. »Ja, gegen meinen Willen. Und du hast es mir nicht nur erzählt, du hast es quasi nachgetanzt.«

Über das Geklapper der Tastaturen hinweg hörte ich die Räder von Mias Stuhl näher heranrollen. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sie sich von links in mein Blickfeld schob, und ich hatte fast schon die Titelmelodie von *Der weiße Hai* im Kopf. »Komm schon, mir kannst du es doch erzählen. War

es seltsam?«, fragte sie.

»Ja, es war komisch, schmerzhaft, chaotisch und dann irgendwie fantastisch.« Mehr als Adjektive würde sie nicht von mir bekommen. Erstens war es zu merkwürdig, um es jemandem zu erklären, der nichts mit Dämonen am Hut hatte, und zweitens wollte ich es für mich ganz allein haben. Diese paar Stunden in Calebs Zimmer gehörten mir, und ich war von Natur aus ziemlich geizig mit meinen Sachen. Schlimm genug, dass jeder Cambion in

Virginia wusste, was Caleb und ich getan hatten, aber Mia wollte am liebsten Szene für Szene nachgestellt bekommen, komplett mit O-Ton.

»Ja, bei mir und Dougie war es auch so, aber ich bin froh, dass er es war. Jemand, der mir wichtig ist, und nicht irgendein Typ auf einer Party, verstehst du?« Sie hatte einen entrückten Ausdruck in den Augen, als sie sich ein Ereignis ins Gedächtnis rief, über das ich wirklich nicht Bescheid wissen wollte.

Aber sie lächelte wieder, ihre Augen funkelten, und das war jeden Kopfschmerz wert. Mann, sie redete wieder mit mir, das allein grenzte schon an ein Wunder.

»Also du und Dougie, seid ihr jetzt wieder zusammen?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

Ein Lächeln erblühte auf ihrem Gesicht, zweifellos ausgelöst von dem Gedanken an besagten Jungen.

»Ja, so halb. Du hättest ihn Silvester sehen sollen. Er war wirklich süß, Sam. Er hat mich nach Hause

gefahren, ja, aber ich war echt hinüber, und unterwegs wurde mir schlecht, und weißt du, was er getan hat? Er hat am Straßenrand angehalten und mir die Haare aus dem Gesicht gehalten. Du weißt, dass es Liebe ist, wenn ein Typ dir beim Kotzen behilflich ist.«

Typisch Mia, über die ekeligsten Situationen derart ins Schwärmen zu geraten. Ich konnte es ihr nicht verübeln. Caleb hatte ein paar echt fiese Angewohnheiten, die bei mir auch Herzflattern verursachten. »Ja,

das ist wahre Hingabe.« Ich griff nach meinem Bücherrucksack auf dem Boden und wühlte in der Vordertasche nach dem Handy.

»Wir gehen es langsam an, weißt du. Vertrauen ist ein echtes Problem für uns, und das müssen wir erst mal auf die Reihe kriegen.«

»Ich glaube, wir könnten alle etwas mehr Vertrauen brauchen.« Ich prüfte mein Handy auf neue Nachrichten.

Den ganzen Tag hatte ich elektronisch mit Caleb und Angie

korrespondiert. In der ersten Stunde hatte sie mir auf die Mailbox gesprochen, dass Olivia, Szymon und Mishka heute Morgen nach Polen abgereist seien, und mir versichert, dass ihr nächster Besuch in den USA »angenehmer« verlaufen würde. So konnte man es natürlich auch formulieren. Obwohl sie darauf bestand, dass ich mich aus allem Ärger heraushielt, gelang es mir, ihr ein paar Einzelheiten zu entlocken.

Offenbar hatte Ruiz ein paar Fäden gezogen und eine Gruppe

einheimischer Cambions
zusammengetrommelt, die Gunnars
Körper suchen und Tobias' Körper
vernichten sollten. Da die ganze
Situation auf Santiago-Gebiet
entstanden war, war es nur fair und
auch viel effektiver, andere
Cambions aus der Gegend
zusammenzurufen. Nach allem, was
Angie mir erzählt hatte, gab es
Cambions in Florida und
Washington und auch in New York,
allerdings nur wenige mit geringem
Einfluss. Die Tatsache, dass es noch

mehr von uns da draußen gab, die ein ähnlich seminormales Leben führten, tröstete und verstörte mich gleichzeitig.

Was meine Nervosität noch schlimmer machte: Das Dämonen-Armageddon war in vollem Gange, und ich steckte im Computerraum fest, spielte Solitär und verpasste alles. Das Warten fraß mich bei lebendigem Leibe auf. Nicht, dass ich an vorderster Front stehen wollte – ganz im Gegenteil –, aber das Nichtwissen machte mich

wahnsinnig.

Calebs letzte SMS deutete allerdings darauf hin, dass ohnehin nicht viel passierte:

CALEB: immer noch im Krankenhaus. Haden wach. Später mehr.

Niemand wusste, ob Tobias' Geist in seinen Körper zurückgekehrt war. Olivia hatte gesehen, wie er Gunnars Körper verlassen hatte, also konnte er überall sein. Alles blieb in der

Schwebe, bis wir in diesen Lagerraum kamen und Tobias' sterbliche Hülle in Augenschein nehmen konnten.

Und da kam Haden ins Spiel. Offenbar hielten er und seine Morphininfusion alles auf. Caleb versuchte stundenlang, ihn zum Reden zu bringen, aber Haden konnte kaum die Augen offen halten. Er hatte große Schmerzen, und es wäre unmenschlich gewesen, ihm die Medikamente vorzuenthalten, aber wir brauchten Antworten, bevor

noch jemand getötet wurde.

Die Schule war der einzige Ort, an dem alles normal schien. Ich schaffte es, alles aufzuholen, und musste vor den Halbjahreszeugnissen noch zwei Arbeiten schreiben. In der vierten Stunde hatten alle frei wegen einer Gedenkveranstaltung für Malik Davis, die gleichzeitig als Talentshow diente. Bisher hatten mich die Schuldgefühle nicht niedergedrückt, aber spätestens nach der Diashow und der Chorversion

von *My Heart Will Go On* war es so weit.

»... und ich so: »Klar hätte ich gern einen Kaugummi«, und da wusste ich, dass wir einfach füreinander bestimmt sind. Das ist Schicksal. Jedenfalls gehe ich heute bei Dougies Training zugucken. Kommst du mit?« Mias Stimme riss mich aus meinen Gedanken.

»Äh, nein, danke. Die Männer pornos lasse ich heute mal aus«, frotzelte ich.

»Wrestling ist ein Leistungssport.«

Mia zog eine Schnute.

Ich schob mein Handy in meine Gesäßtasche. »Kann sein, aber ich sehe mir lieber nicht all seine Vorzüge in diesem unanständigen Outfit an. Ich kann mir vorstellen, wie so ein Kampf abläuft: Sie rollen über den Boden, schlingen ihre Gliedmaßen ineinander, dann die leidenschaftliche Umarmung ...«

»Das heißt Würgegriff, Sam«, warf Mia ein und schüttelte entrüstet den Kopf. »Du kannst Witze machen, so viel du willst, aber mein Süßer ist

total männlich.«

Mir lag eine gute Antwort auf der Zunge, aber sie kam mir nicht über die Lippen, denn Mias Gesicht sah plötzlich ganz verzerrt aus und verlief in mehrere Farbkleckse. Mir wurde schwindelig, und ich schwankte auf meinem Stuhl. Ich erinnere mich nicht daran, wie ich zu Boden stürzte, aber ich sah, wie die anderen plötzlich im Kreis auf mich herabschauten.

Mr Carver stand über mir, sein überhängender Bauch verdeckte den

Rest seines Körpers. Rasch streckte er seine große, verschwitzte Hand aus und half mir auf die Beine.

»Alles in Ordnung mit dir, Samara?«, fragte er.

»Ja, mir ist nur etwas schwindelig.«

Er zog einen Notizblock aus seiner feuchten Hemdtasche und rückte die Brille gerade. »Musst du ins Krankenzimmer?«

»Nein, ich ...« Ich hielt inne, als eine weitere Schwindelattacke mich erfasste. »Vielleicht ist das doch

keine schlechte Idee.«

»Ich helfe ihr.« Mia nahm meinen Arm und führte mich aus dem Zimmer.

Draußen musste ich anhalten, mich gegen die Wand lehnen und mehrmals tief atmen, bevor ich mich den Flur hinunterwagen konnte. Die Welt bewegte sich langsamer als ich; Stimmen dröhnten hinter den Klassentüren, und die Unterhaltungen auf dem Flur rauschten mir in den Ohren, als würden sie unter Wasser geführt. Ich

konzentrierte mich auf das letzte Zimmer auf der rechten Seite mit dem großen roten Kreuz auf der Tür. Meine Augen fixierten das Kreuz selbst dann noch, als ich den Türknauf drehte.

Ich warf einen Blick in das bescheidene Krankenzimmer mit den Cartoonfiguren, den Hygieneplakaten und den kitschigen Motivationssprüchen an der Wand. Das Arzneischränkchen im hinteren Teil des Zimmers war der feuchte Traum jedes Junkies und besser

verschlossen als Fort Knox, obwohl das völlig unsinnig war. Ins Krankenzimmer kam man nur, wenn einem die Tampons ausgegangen waren oder man das private Klo benutzen wollte, wenn man mehr zu erledigen hatte, als nur zu pinkeln. Am gruseligsten fand ich den Kätzchen-Krimskrams, den Mrs Lafaye auf dem Schreibtisch und an den Wänden hortete.

Die kleine, ältliche Schulkrankenschwester kam auf mich zu und half mir auf das

Feldbett an der Tür. Ich fiel auf das Kissen mit Papierüberzug und schloss die Augen, hauptsächlich, um das zuckersüße Kätzchenposter an der Decke nicht sehen zu müssen. Nach einem Becher Wasser, einer Schachtel Tierkekse und etwas Überzeugungsarbeit, dass ich keinen Krankenwagen brauchte, begann das Schaukelgefühl abzuebben. Ich konnte Geschnatter und das Quietschen von Turnschuhen vor der Tür hören, und ich zog den Vorhang zu, um mir ein wenig Privatsphäre zu

verschaffen.

»Soll ich deine Mutter anrufen, damit sie dich abholt?«, fragte Mrs Lafaye mit einem melodischen Klang in der Stimme, der hervorragend zu einem Zauberstab und Feenstaub gepasst hätte.

»Es geht schon. Die Schule ist ja gleich zu Ende.«

»Gut, bleib einfach noch ein paar Minuten hier, dann kannst du gehen.« Sie ging wieder zurück an ihren Schreibtisch zu den Katzendevotionalien. Ihre weißen

Hosen raschelten bei jeder Bewegung.

Ich grinste und griff nach meinem Handy, das plötzlich vibrierte. Ich hob es ans Ohr und wusste sofort, wer dran war. »Hi.«

»Hi, wo bist du?«, fragte Caleb. Er klang etwas außer Atem und erschöpft.

»Ich bin jetzt im Krankenzimmer. Mir wurde im Unterricht schwindelig. Ich habe heute Mittag vergessen zu trinken, und dafür muss ich jetzt büßen.«

»Äh, ja, also was das angeht ...«, begann er zögernd. »Das war vielleicht meine Schuld. Ich habe Haden etwas von meiner Energie gegeben. Vielleicht hast du das gemerkt. Tut mir leid.«

Mia steckte den Kopf herein. »Ich muss los. Ich bring dir nachher deinen Rucksack vorbei. Ruf mich an, wenn du mich brauchst.«

Ich winkte ihr nickend zu und konzentrierte mich dann wieder auf den Anruf. »Das nächste Mal warnst du mich aber lieber vor. Wie viel

hast du ihm gegeben?«

»Anscheinend etwas zu viel, aber er hat große Schmerzen. Ich wollte nicht, dass es sich auf dich auswirkt. Du reagierst plötzlich so empfindlich auf mich, ich muss in Zukunft vorsichtiger sein. Das ist interessant.« Es wurde still in der Leitung, und ich spürte eine Bewegung auf meiner Haut. Etwas strich mir an der Hüfte entlang. Ich wusste, dass es seine Finger waren.

»Hör auf, das kitzelt«, protestierte ich und kämpfte gegen ein Lächeln

an.

»Soll es auch. Ich will herausfinden, wie das funktioniert. Anscheinend kannst du mich spüren, wenn wir beide aneinander denken. Ich glaube, die einzige Ausnahme sind Schmerzen und Übelkeit. Das kommt ungebeten. Davon abgesehen, kann ich durch Konzentration fühlen, was du fühlst. Alles.«

»Alles? Also, wenn ich was Verdorbenes esse oder zu viel Kaffee trinke oder auf einer Party

betrunken bin, dann wird dir auch schlecht?«, fragte ich.

»Yep.«

Ich rieb mir die Stirn und fragte:

»Und wenn ich mich einer Schönheitsoperation unterziehe oder eine neue Niere bekomme, spürst du dann das Skalpell? Blutest du dann auch?«

»Wahrscheinlich. Vielleicht muss ich dann auch ins Krankenhaus, aber ich fühle keine Schmerzen, wenn du keine fühlst.«

»Na gut, aber was ist, wenn wir

irgendwann mal Kinder haben?
Spürst du dann auch die Tritte im
Bauch, und ist dir dann auch
morgens schlecht? Ooh, und was ist
mit den Wehen?«

»Äh, Sam? Darüber will ich jetzt
nicht reden. Können wir erst mal den
Abschlussball hinter uns bringen?«,
spottete er, eindeutig verstört von
der Vorstellung, dass wir fruchtbar
waren und uns mehrern konnten.
»Wir haben noch genug Zeit, das
alles zu begreifen. Es wird nicht
einfach, aber das war es ja nie mit

uns.«

»Da hast du recht.« Ich lächelte wieder. Das war eine neue Dimension in unserer Beziehung, die wir erkunden mussten. Ein Teil von mir bedauerte, dass wir nicht gewartet hatten, dass wir noch nicht bereit waren, mit dem umzugehen, was zu dieser Verbindung gehörte. Aber das Gefühl, so allumfassend zu jemandem zu gehören, machte die Zweifel etwas leichter.

Erinnerungen an die Stunden in seinem Zimmer waren mir schon den

ganzen Tag durch den Kopf geschossen, und jetzt war es nicht anders. Allein der Gedanke an ihn und gewisse Teile von ihm machten mich schon wieder schwindelig, also versuchte ich, das Thema zu wechseln. »Wie geht es Haden?«

»Er ist ziemlich wirr. Redet dauernd von Mom.«

Ich verzog das Gesicht. »Ooh, das ist nicht gut. So nützt er uns im Moment gar nichts. Bist du sicher, dass Michael die Kombination nicht kennt?«

»Ja. Haden hat sich darum gekümmert. Er ist der Verantwortungsbewusstere von beiden.« Er kicherte. »Er sagte nur, es sei ein sechsstelliger Code. Das könnte alles bedeuten.«

Durch den Spalt im Vorhang sah ich einen dunkelhaarigen Jungen vor Mrs Lafayes Schreibtisch stehen. Er drehte mir den Rücken zu, daher konnte ich nicht erkennen, wer es war. Er murmelte ihr etwas zu, und sie stand auf. Die Hose raschelte wieder, und dann schloss sich die

Tür zum Krankenzimmer mit einem resoluten Klicken.

»Sam, bist du noch dran?«, fragte Caleb.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, mich zu konzentrieren.

»Ja, ich bin noch da. Was hast du gerade gesagt?«

»Ruiz hat ein paar Wachen vor Hadens Zimmer gestellt. Wenigstens müssen wir uns keine Sorgen darum machen, dass Tobias sich an uns ranschleicht.«

»Gut. Hör zu, ich fahre kurz zu

Hause vorbei, dann komme ich ...«

Ein schwerer dunkelgrüner Gegenstand flog durch den Vorhang. Erst als er über den Boden rutschte und an die Wand knallte, erkannte ich meinen Bücherrucksack. Jemand musste ihn für mich aus dem Kursraum geholt haben, aber dieser Jemand musste doch nicht so rüde damit umgehen. Der Vorhang wurde mit einem Ruck zurückgerissen, und ich blickte auf, um zu schauen, wer der aggressive Lieferant war.

Ich wich zurück und starrte zu dem

Jungen vor mir hoch. »Dougie? Was machst du denn hier?«

Er lächelte strahlend, wie er es immer tat, wenn wir den neusten Klatsch und Tratsch austauschten. Aber er war nicht gekommen, um mir pikante Gerüchte zu erzählen. Dougies braun-grüne Augenfarbe war verschwunden, und seine Augen glühten unheimlich orange-gelb. »Was geht, Blümchen. Wir sollten reden.«

Ich hielt den Atem an und hätte fast das Handy fallen lassen. Der

Boden unter mir gab nach, und mein Magen befand sich im freien Fall.

Angst kroch mir über die Haut, drang mit eisigen Fingern in mich ein und hielt mein Herz wie in einem Schraubstock fest. Ich rutschte ans Kopfende des Bettes, bis ich mit dem Rücken an der Wand saß.

»Sam? Hast du mich gehört? Sam?«, fragte Caleb. Seine Stimme wurde zunehmend angespannter, je mehr Sekunden verstrichen.

Das passierte nicht wirklich. Vielleicht hatte ich Halluzinationen.

Ich litt unter Energiemangel, und vielleicht hörte und sah ich Dinge, die gar nicht da waren. Vielleicht hatte er mal im Flur aufgeschnappt, wie mich Malik nannte. Vielleicht trug er Kontaktlinsen. Vielleicht war er ein verdammter Zauberer – irgendwas! Ich wollte alles glauben, nur nicht das, was ich tief in mir drin als die logischste Antwort erkannte.

»Sam! Was ist los? Warum hast du Angst? Ich bekomme davon Herzrasen.«

Ich kniff die Augen zu und

kämpfte gegen die Tränen an, die sich darin zu sammeln begannen. Ich holte tief Luft und hielt das Handy wieder an mein Ohr. »Ich ... ich ... ich ruf später wieder an.«

Ich legte auf, schaltete das Handy aus und schob es wieder in die Tasche.

Das hier würde eine vollkommen verkorkste Unterhaltung werden, da wollte ich lieber nicht abgelenkt sein. Lilith bereitete sich auf ihre Weise vor, indem sie von innen an meinem Körper herumkratzte, entweder um zu fliehen oder um

Platz zu machen. Beide
Möglichkeiten schmerzten mich, und
ich musste meinen Atem bewusst
kontrollieren, damit sie ruhig blieb.
Damit *ich selbst* ruhig blieb.

»Tobias?«, flüsterte ich.

Er schenkte mir ein durchtriebenes,
hinterhältiges Lächeln und setzte
sich ans Fußende des Bettes.

»Entspann dich. Ich beiße dich nicht.
Noch nicht.«

Ich betrachtete jede Einzelheit
seines Gesichts aufmerksam und
suchte nach einer Spur, einem

Überbleibsel meines Freundes.
Alles sah aus wie immer: kurze,
stachelig hochgegelte Haare, dünne
Lippen, die gerade Nase mit breiten
Nasenlöchern und der markante
Unterkiefer mit dem Haarflaum am
Kinn.

Seine Augen waren heller, wie
glänzende Münzen mit goldenen
Flecken darin, aber es fehlte die
fröhliche Ausgelassenheit, die zu
Dougies Persönlichkeit gehörte. Ihn
anzusehen, erinnerte mich daran,
dass der Körper nicht die Summe

unserer Einzelteile war, sondern nur eine Hülle. »Ist Dougie da drin?«, fragte ich.

»Ja. Er ist auch ganz schön zäh, ein Kämpfer. Aber so bald kommt er nicht wieder raus, also freu dich nicht zu früh. Er ist meine Versicherungspolice. Nur für den Fall, dass du Dummheiten mit dem Olivenöl anstellst oder deine Mom wieder aus dem Nichts kommt und um sich schlägt. Was zum Teufel sollte das eigentlich?«

»Das macht man so mit

Einbrechern«, gab ich zurück. »Ist Dougie verletzt?«

»Nein. Er ist bewusstlos, aber er versucht aufzutauchen. Als würde man versuchen, aus einem Albtraum aufzuwachen – aber dieser Traum kann ewig dauern.« Er fläzte sich auf das Bett, von dem er jetzt mehr als zwei Drittel einnahm.

Ich blieb in meiner kleinen Ecke, so sehr zusammengekauert, dass meine Knie mein Kinn berührten. »Was ist mit Gunnar? Wird er aus dem Traum wieder aufwachen?«

Er kicherte, aber sein Gesichtsausdruck wurde weicher und zeigte fast so etwas wie Reue. »Olivia hat viel von ihrer Schwester. Ich war beeindruckt. Sie wird gut in der Welt zurechtkommen, sobald sie ihr ganzes Wesen annimmt, auch die dunklen Teile.«

Bei der Erwähnung von Olivias Namen stellten sich mir die Nackenhaare auf. »Du hast sie als Geisel genommen. Willst du mir erzählen, du hättest sie nicht getötet, sobald du gehabt hättest, was du

wolltest?«

Sein Kopf schwankte von einer Seite zur anderen, während er die Antwort abwägte. »Vielleicht. Das werden wir niemals erfahren, denn sie hat den ersten Zug gemacht.«

»Wo ist Gunnar?«, fragte ich.

»Wo die meisten Leute in dieser Gegend verschwinden. Am Parkway. Du kennst dich dort aus, nicht wahr, Blümchen?« Sein starrer Blick durchbohrte mich und verlieh dem Gesagten eine bittere Intensität. Ich konnte es nicht genau

benennen, aber Tobias hatte etwas an sich, dass man sich einfach auf ihn stürzen wollte. Es war egal, für wen er sich ausgab oder welchen Körper er »trug«, er arbeitete mit dem, was er hatte, und brachte es vorteilhafter zur Geltung als der eigentliche Besitzer. Es lag in seiner Natur, er war ein Inkubus, ein Werkzeug der reinen Lust, das aus der Hölle gekommen war, um Frauen mit seinem Anblick den Verstand zu rauben. Das war der einzige Grund, der die plötzliche

Hitze auf meiner Haut erklären konnte, meine flache Atmung und mein brennendes Verlangen, ihn zu berühren. Ich durfte Dougie nicht so ansehen. Das grenzte fast schon an Inzest und war auf so viele Arten falsch.

Tobias lehnte sich auf dem Bett zurück und stützte sich auf seine Arme. »Pass auf, ich brauche meinen Körper wieder, und du musst mir dabei helfen.«

Ich schüttelte langsam den Kopf.
»Warum ich?«

»Das ist wohl das Mindeste nach allem, was du mir angetan hast.« Seine leise Stimme rollte wie Seide an meinem Arm und meinem Hals hinunter und machte es mir schwer, mich zu konzentrieren.

»Was ich dir angetan habe? Soll ich mal aufzählen, was du mir und meiner Familie alles angetan hast?«

»Ooch, armes Häschen. Pass auf, du willst doch Dougie nicht mit deiner traurigen Geschichte aufregen. Vielleicht nimmt ihn das sonst so mit, dass er sich heute

Nacht in der Garage erhängt. Vorher würde er allerdings noch Mia besuchen und ihr einen langen Abschiedskuss geben.«

Ich holte tief Luft und löste meine Faust. Die Gelenke schmerzten, als die Finger sich streckten, und auf meiner Handfläche waren tiefe Kerben von meinen Nägeln zu sehen. »Du Mistkerl.«

»Ich spiele, um zu gewinnen, Blümchen. Ich hatte dir ja gesagt, dass ich einen Plan habe. Mehrere sogar. Und du stellst meine Geduld

auf die Probe. Du wirst also Folgendes tun: Du hilfst mir, meinen Körper zurückzubekommen. Sie haben ihn mit Öl begossen, daher bin ich zu schwach, um mich zu bewegen. Er liegt in einem Lagerraum am Ende der Stadt. Century Storage, Einheit 521.«

»Geh ihn doch selbst holen.«

»Wenn das so einfach wäre, würde ich es tun, aber das kann ich nicht«, antwortete er. »Das ist ein hochmodernes Lager. Anstelle von Vorhängeschlössern hat jede Einheit

einen Sicherheitscode. Ich könnte durch das Tor kommen und vielleicht auch in die Anlage selbst, aber der Lagerraum ist verschlossen. Rate mal, wer den Zugangscode hat.« Er lächelte gemein.

»Warum verwandelst du dich nicht einfach in Rauch oder was immer das ist, und kriechst unter der Tür durch?«

Er besaß tatsächlich die Frechheit, mich anzusehen, als sei ich zurückgeblieben. »Das habe ich versucht. Der Eingang zum

Lagerraum ist mit Öl versiegelt. Ich kann die Schwelle nicht übertreten. Und selbst wenn ich das könnte, wie soll ich meinen Körper holen? Er kann sich nicht bewegen. Also brauche ich jemand anderen – einen Menschen –, der ihn trägt.«

»Und warum kannst du nicht einfach einen anderen Körper nehmen?«

»Weil ich dann immer noch nicht die Kombination habe. Du musst sie für mich besorgen. Das ist das Mindeste, was du tun kannst.«

»Es wäre deutlich einfacher, wenn du nicht den Einzigen angeschossen hättest, der den Code kennt.«

Er zuckte gleichgültig mit den Achseln. »Die anderen beiden habe ich ja am Leben gelassen.«

»Ja, aber du hast ausgerechnet den abgeknallt, der den Code zum Lagerraum hat. Gute Arbeit, du Genie. Warum ist der Körper so wichtig für dich? Warum suchst du dir nicht einfach einen anderen gut aussehenden Kerl und ergreifst von dem Besitz?« Ich musterte ihn kurz.

»Ach, warte mal, hast du ja schon.«

»Ich weiß nicht, Blümchen, wie würde es dir gefallen, deinen Körper aufzugeben?«, erwiderte er bitter.

»Es ist meiner. Mit ihm verändere ich meine Form, bezwinde die Elemente, mit ihm atme und spüre ich. Er ist ein Teil von mir, er hält mich in dieser Welt, und er ist noch am Leben. Ich wurde mit ihm geboren, und ich will ihn wiederhaben.«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich mir kaum vorstellen konnte, dass

jemand so Böses eine Mutter hatte.

»Warst du jemals ein richtiger Mensch?«

Diese Frage hatte er nicht erwartet, und seine Gesichtszüge entspannten sich. Er zog die Augenbrauen zusammen, und sein Blick wanderte in die Ferne, als er die Berge an Erinnerungen durchkämmte.

»Früher. Vor vielen, vielen Jahrhunderten. Ich weiß nicht mehr viel aus meinem alten Leben, das ist der Preis dafür, Leben zu nehmen und sich an verschiedene Kulturen

anzupassen.« Mit einem Achselzucken tat er das Thema endgültig ab. »Das hier ist keine Abmachung, sondern eine Warnung. Du wirst mir helfen, meinen Körper zurückzubekommen, und ich werde die Dämonenbastarde töten, die mir das angetan haben. Alles wie gehabt.«

Er stand mit einer Bewegung auf, die zu anmutig war, um männlich oder auch nur menschlich zu sein. »Ich erwarte die Lieferung heute Abend. Wenn nicht, werde ich die

Angelegenheit selbst in die Hand nehmen müssen, und die Hand wird blutig sein, wenn ich fertig bin. Und jetzt bin ich mit einer heißen Filipina verabredet, die nicht gern wartet.«

»Wage es nicht, Mia was anzutun.« Ich lehnte mich nach vorn, aber der Gegenstand in seiner Hand ließ mich innehalten.

Direkt unter Dougies Kinnlinie befand sich ein gezacktes, sehr gefährlich aussehendes Butterflymesser, so eins von der Art, mit der die Typen in den Gangfilmen

immer cool herumjonglieren. Ich sah, wie es gegen die Haut drückte. Noch kam kein Blut, aber das konnte sich sekundlich ändern. Wir brauchten echt Metalldetektoren an dieser Schule.

Er schmalzte missbilligend mit der Zunge und machte einen Schmollmund. »Droh mir nicht. Sonst wird noch jemand verletzt. Und dann muss ich mir einen neuen Körper suchen, und das ist echt nervig.«

»Wenn du ihm wehtust, verletzt du

dich selbst«, warnte ich.

Er zwinkerte und warf mir einen Blick zu, der zu sagen schien:
»Machst du Witze?« »Samara, mein Körper wurde von oben bis unten mit einer Art Batteriesäure für Dämonen eingeschmiert. Glaubst du wirklich, eine aufgeschlitzte Kehle würde mir wehtun? Du weißt nicht, was Schmerz ist. Aber das wirst du bald, wenn du dich weiter mit mir anlegst.«

Ich begann, aus purem Hass unkontrolliert zu zittern. Tränen

stiegen mir in die Augen, aber ich riss sie nur noch weiter auf, damit die Luft sie trocknen konnte.

Plötzlich fragte ich mich, ob Tobias in Dougies Körper immer noch meine Tränen hören konnte, wie er es in seinem eigenen getan hatte.

Das war eine seiner vielen übernatürlichen Fähigkeiten – er wusste selbst aus meilenweiter Entfernung immer, wenn ich durcheinander war.

Zumindest musste er meine Tränen gesehen haben, denn er streckte die

Hand aus und berührte mein Gesicht. Ich rührte mich nicht, und für einen Augenblick wollte ich mich in seine Hand schmiegen und die Energie auskosten, die unter seiner Haut vibrierte. Ich schien jetzt empfänglich dafür zu sein und fühlte mich zu ihr hingezogen.

Er hatte so hübsche Augen, und seine Lippen sahen so weich aus. Ich leckte mir geistesabwesend über meine eigenen, um das Brennen zu lindern. Ich erinnerte mich vage an das letzte Mal, als er mich geküsst

hatte. Wir hatten draußen am Hintereingang der Cafeteria im Regen gestanden. Er hatte mich gebeten, mit ihm durchzubrennen, und ich wäre mit ihm bis zum Mond geflogen, wenn er gefragt hätte. Dann dachte ich daran, wie er sich als Malik Davis ausgegeben hatte, und an den gewaltsamen Kuss unter der Tribüne. Die Berührung seiner Lippen reichte schon, um jede Barriere einzureißen, die Lilith gegen ihn errichtet haben mochte. Ihre mentale Abschottung war

nutzlos gegen seine Berührung, aber wo sie schwach war, blieb ich stark.

»Du bist so unschuldig, Blümchen. Es steht dir ins Gesicht geschrieben. Nein, es *ist* dein Gesicht, wie bei einer zarten Puppe. Und doch hast du ein Temperament, das selbst wir Dämonen fürchten. Lilith hat in dir wirklich ihre Meisterin gefunden.« Sein Gesicht verdüsterte sich, als träfe ihn eine Erkenntnis. Er beugte sich zu mir, bis er nur noch Zentimeter von meinem Gesicht entfernt war, und atmete tief ein.

»Ich kann dich gar nicht mehr Blümchen nennen, nicht wahr? Das erscheint mir jetzt nicht mehr passend.«

»Das war damals schon unpassend.« Ich wich ruckartig vor ihm zurück, bevor unsere Lippen sich berührten. »Ich habe dir ja gesagt, dass ich mich längst entschieden habe.«

»Und ich habe dir gesagt, es ist nicht von Belang. Das Ergebnis ist dasselbe. Er wird trotzdem sterben, und du wirst zu mir kommen.« Sein

Mund schwebte Zentimeter vor meinem, und ich konnte nicht weiter zurück. Ich drehte den Kopf, aber seine Augen ließen nicht zu, dass ich wegsah.

»Dass du mit diesem Dämonenbastard den Bund eingegangen bist, wird überhaupt nichts ändern. Wir sind immer noch verbunden, wir werden immer verbunden sein. Ein Teil von mir ist in dir und ein Teil von Lilith in mir. Das verschwindet nicht einfach wieder. Und wenn er stirbt, können

wir es noch mal versuchen«, flüsterte er.

War das sein Ernst? Auf subtile Andeutungen reagierte der Typ wohl nicht. »Sag mir, dass du das nicht aus Liebe tust, oder was immer du zu empfinden glaubst. Übertünchen wir das Ganze nicht mit Romantik, sondern nennen es beim Namen.«

»Über die Liebe bin ich längst hinaus. Es geht mir nur noch ums Überleben und um Rache. Ich brauche dich zum Überleben.« Der abgestumpfte Ausdruck seiner

Augen verriet mir, dass er die Wahrheit sagte. Was er auch für warme, romantische Gefühle für Lilith gehegt haben mochte, jetzt war alles kalt und stachelig. Dieser Zug war abgefahren, als sie Capone gewählt hatte, was bedeutete, dass ich jetzt auch auf seiner Abschussliste stand.

Um mich machte ich mir keine Sorgen. Es standen andere Leute im Kreuzfeuer, die in Deckung gebracht werden mussten. »Es ist ausgeschlossen, dass Dougie das

überlebt, oder?«, fragte ich.

»Das, Samara, hängt ganz allein an dir.« Er rückte von mir ab und verschwand hinter dem Vorhang. Ich war mir nicht sicher, ob er erwartete, dass ich ihm folgte, also tat ich es nicht. Es würde nichts nützen, und ich musste ohnehin erst wieder zu Atem kommen. Er hatte sein Sprüchlein aufgesagt, die Spielregeln waren geklärt, und die Uhr tickte.

Nachdem es zum Unterrichtsende

geläutet hatte, suchte ich überall nach Mia. Ich klapperte all ihre Lieblingsplätze ab – ihren Spind, die Toiletten und das Foyer –, bevor ich mich auf den Weg zum Schülerparkplatz machte. Ich ließ mich vom Strom meiner Mitschüler nicht aufhalten und setzte rücksichtslos meine Ellbogen ein, um durchzukommen. Ich rief sie auf dem Handy an, aber ich erwischte immer nur die Mailbox. Als ich auf dem Parkplatz ankam, sah ich, dass ihr Auto noch da war, aber Dougies

Range Rover war verschwunden.

Auf dem Weg zu meinem Auto versuchte ich, Mia noch ein letztes Mal anzurufen, und war überrascht, als sie abhob.

»He, kann ich dich zurückrufen? Ich bin gerade etwas beschäftigt«, sagte sie mit unterdrücktem Lachen in der Stimme.

»Mia, wo bist du?«, schrie ich. Offenbar hatte sie meine SMS nicht bekommen, in der stand, dass ich sie sehen musste und dass sie sich von Dougie fernhalten sollte. Eine SMS

hätte gegen Tobias' Einfluss allerdings auch nichts ausrichten können.

»Reg dich ab, Sam. Mir geht's gut. Dougie hat beschlossen, das Training heute ausfallen zu lassen, und jetzt gehen wir was essen«, antwortete sie immer noch lachend.

Ich hörte Motorengeräusche und Dougies Stimme: »Ich bin am Verhungern, ich könnte jetzt alles essen«, sagte er. »Du solltest auch kommen, Sam. Wollen wir uns nicht alle heute Abend am Freizeitpark

treffen, so um zehn?«

»Der hat im Winter doch zu«, sagte Mia verwirrt.

»Ich weiß. Umso mehr Spaß für uns.« Es raschelte, dann hörte ich seine Stimme deutlicher. Er musste das Handy übernommen haben. »Um zehn also. Bis dann«, sagte er, dann brach die Verbindung ab.

Ich stand mitten auf dem Parkplatz und starrte auf mein Handy, während die Autos um mich herum hupten und an mir vorbeirollten. Mir wurde wieder schwindelig, und ich

brauchte etwas Weiches, worauf ich landen konnte, also stolperte ich zu meinem Wagen. Ich ließ mich auf den Fahrersitz plumpsen, steckte den Schlüssel ins Zündschloss, konnte aber den Motor nicht anlassen. Ich legte den Kopf auf das Lenkrad. Die Gefühle der Verantwortung und der Furcht erdrückten mich schier.

Ich dachte an Dougie. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten dachte ich wirklich an Douglas Emerson III. Er war einfach immer da gewesen und mit dem Hintergrund verschmolzen.

Jetzt fühlte sich die Landschaft ohne ihn kahl an.

Wir hatten uns in einem Ferienlager kennengelernt, als wir neun waren, und er war ein ziemlich verwöhntes kleines Balg, wie die meisten Jungs in diesem Alter. Aber er war einer der wenigen, die sich nicht über meine Haare lustig machten oder mich Zebra nannten oder über meine Mutter lästerten. Damals war er ein Normalo, klein und rundlich wie ich, aber in der Achten brachte er plötzlich nur noch

Sprüche wie »Yo, yo, was geht«, und da war's dann vorbei mit Normalo. Ich dachte mir, einer musste wohl der Klischee-Schwarze in unserem Freundeskreis sein, warum also nicht er?

Und dann war da noch Mia. Die beiden hatten sich jahrelang nicht ausstehen können, aber irgendwie landete er dann doch bei ihr. Ich hatte ihre Achterbahnromanze von Anfang an miterlebt, und jetzt würde ich diejenige sein, die sie beendete. Das musste ich Tobias lassen – er

war ein echter Strategie. Gott, wenn Dougie irgendwas zustieße, würde sie sterben. Nicht wie ein Cambion-Gefährte, sondern langsamer, und das würde wahrscheinlich mich umbringen und dann in einer Art Dominoeffekt alle, die ich kannte.

Aber was hatte ich für eine Wahl? Wenn ich Tobias seinen Körper zurückbrachte, würde er nur wieder hinter Caleb und seinen Brüdern her sein, und dann würde er Dougie vermutlich sowieso töten, nur um mich zu ärgern.

Ich war schon wieder müde, was mich daran erinnerte, dass ich noch nicht getrunken hatte. Ich fühlte mich ganz schwer, als ich so mit dem Kopf auf dem Lenkrad dasaß. Ein warmes Gefühl strich über mich hinweg wie ein Atemzug, und ich wusste, was das bedeutete. Ich hörte Schritte näherkommen, Gummi auf Kies und Beton, dann klopfte es an die Scheibe.

»Sam! Sam, alles in Ordnung?«, fragte Caleb.

Ich schüttelte den Kopf. Ich wusste

nicht, was ich ihm sagen sollte, ich wusste ja nicht mal, wie ich das alles selbst verstehen sollte.

»Mach die Tür auf«,
kommandierte er.

Ich schüttelte wieder den Kopf.

»Sam, bitte rede mit mir.«

Mit dem Kopf auf dem Lenkrad streckte ich die Hand aus und entriegelte die Tür. Sofort strömte die Kälte von außen herein, und eine Hand zog mich hoch an die Rückenlehne. Ich öffnete die Augen und sah, wie zwei glühende Kreise

mich anstarrten. »Was ist passiert?
Geht's dir gut?«

Er schnallte mich ab und zog mich
aus dem Auto. Als er mich
hingestellt hatte, lehnte ich mich
gegen den Wagen, und er umfasste
mein Gesicht mit seinen eisigen
Händen. »Hast du Hunger?«

Ich nickte.

»Trink von mir.« Er kam näher und
wollte mich küssen.

»Tobias hat Dougie.« Es klang wie
ein einziges Wort, was ich da
hervorstieß.

Er hielt inne und riss überrascht die Augen auf. »Er hat ihn, oder er ist er?«

Statt einer Antwort schluchzte ich nur.

»Hast du ihm in die Augen gesehen?«, fragte er. Seine Stimme klang kontrolliert und beruhigend, als wollte er mich davon abhalten, aus dem Fenster zu springen. »Hat er dich geküsst?«

Ich wusste nicht, was das zur Sache tat, aber ich schüttelte den Kopf. »Ich habe auf ihn reagiert. Es

ist stärker als vorher. Ich bin nicht mehr immun gegen ihn, aber das ist nicht der Grund, warum ich mich so schwach fühle. Ich habe eher vor dem Angst, was er mit Dougie machen wird.«

Er zog mich in die Arme und drückte mich. »Es tut mir so leid, Sam.«

Weswegen entschuldigte er sich? Dafür war es zu früh. Ich stieß ihn weg und fiel dabei fast hin, aber er hielt mich an den Armen fest. »Bei dir klingt das, als wäre er schon tot.

Er ist nicht tot. Wir können ihm immer noch helfen, wenn wir Tobias seinen Körper zurückgeben.«

Er schenkte mir ein unverbindliches kleines Lächeln. Ich wusste, dass er versuchte, vorsichtig mit mir umzugehen, nichts Falsches zu sagen, aber er hatte wohl vergessen, dass ich sein Mitleid spüren konnte. »Du weißt, dass wir das nicht tun können. Und du weißt auch, dass Dougie so gut wie tot ist, sobald Angie herausfindet, wo Tobias' Seele ist.«

Ich machte einen Schritt nach hinten und hielt mich am Auto fest. »Nicht, wenn wir ihn erst da rausbekommen, wenn Tobias wieder in seinem eigenen Körper steckt. Sie hat gesagt, das sei die einzige Möglichkeit, Tobias für immer zu vernichten«, erwiderte ich. »Er will seinen Körper bis heute Abend zurück, sonst tötet er Mia und Dougie.«

Caleb atmete geräuschvoll aus, drehte sich einmal um sich selbst, um den Parkplatz abzusuchen, und

hielt beim Anblick von Mias BMW in der Reihe vor uns inne. »Wo ist Mia jetzt?«

»Sie ist bei ihm, und er wird sie ohne Zögern töten.«

Caleb neigte den Kopf zur Seite und sah immer noch auf Mias Wagen. »Oh, ich glaube, er wird sehr wohl zögern, wenn man überlegt, wessen Körper er gerade benutzt. Das könnte uns etwas Zeit verschaffen.«

Darüber musste ich kurz nachdenken. Das war möglich.

Gunnar hatte Widerstand geleistet und für einige Sekunden die Kontrolle übernehmen können, aber das reichte nicht.

Er sah auf mich herab und berührte mein Gesicht. »So setzt du dich nicht hinters Steuer. Du brauchst Energie – du kippst ja gleich um. Gehen wir in meinen Jeep, da ist es warm. Ich kümmere mich um dich.«

Klang alles, was er in letzter Zeit sagte, zweideutig, oder lag das an mir? Jedenfalls konnte ich nicht Nein sagen, und ich hatte keine

Kraft, ihn dafür anzuzicken, dass er sich am Krankenhauspersonal gütlich getan hatte. Er musste es mir nicht erzählen, ich wusste, dass er getrunken hatte, bevor er hierhergekommen war, um das wieder reinzuholen, was er gespendet hatte. Aber jetzt war er randvoll mit Energie, mit so viel wirbelnder, lebendiger Kraft, dass er geleuchtet hätte, wäre es dunkel gewesen. Allein neben ihm zu stehen, machte mich ganz high. Ich bekam direkt Heißhunger, und zwar

auf ihn.

Ich vergrub meine Nase in seinem Kragen und atmete seinen Duft ein.

»Wir müssen zu diesem Lagerraum. Hat Haden was gesagt?«, fragte ich.

Er legte mir eine Hand aufs Kreuz und führte mich zur Beifahrertür seines Jeeps. »Nein. Wie ich schon sagte, er redet die ganze Zeit nur von Mom ...« Er erstarrte, und seine Augen weiteten sich, als hätte er eine Idee. »Aber ich glaube, ich kann mir denken, was der Code ist.«

Nach Calebs Version eines »Neustarts« befand ich mich wieder in einer Welt, die sich nicht dauernd drehte.

Üppiges, mächtiges Leben pulsierte in allen Zellen meines Körpers, und ich zitterte immer noch unter den Nachwirkungen. Ich lehnte mich gegen die Kopfstütze in seinem Jeep, genoss die Bewegung in mir

und fragte mich, wie viel Caleb heute wohl getrunken hatte. Er hatte versprochen, sich zurückzuhalten, aber er konnte meine Reserven auffüllen und hatte immer noch genug Power, diese Mission durchzuziehen. Ich hätte ihn ja drauf angesprochen, aber er war gerade im Vermietungsbüro mit sonst was beschäftigt.

Century Storage sah aus wie jede andere Selfstorage-Anlage. Umzugslaster und Lieferwagen parkten im hinteren Bereich.

Container und Lastwagenanhänger reiheten sich auf dem Rasen aneinander. Auf der anderen Seite des Geländes stand ein einfaches weißes Backsteingebäude mit einem großen Schild, auf dem für Centurys 20-Dollar-Rabatt auf Umzugslaster geworben wurde.

Ich hatte ein Labyrinth an Außenlagern mit Rolllüren aus Metall erwartet, aber die Lagerräume befanden sich in einem Lagerhaus aus Beton an einer Seite des Grundstücks. Das war unser

Ziel, aber aus irgendeinem Grund ging Caleb ins Büro, um mit dem Besitzer zu reden und wertvolle Stunden zu vergeuden. Er war schon vierzig Minuten da drin, und ich wollte nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr hier sein.

Um die Zeit totzuschlagen, rief ich Mia an und landete wieder auf ihrer Mailbox. Dann schickte ich Angie eine SMS, in der stand, wo sich Gunnars Leiche befand, erwähnte jedoch nicht, wie ich an diese Information gekommen war.

Hoffentlich würde die Suche nach Gunnar die Cambion-Miliz für ein paar Stunden ablenken. Von Mom kamen zwei Kontrollanrufe, aber ich schickte ihr nur eine vage SMS zurück, dass ich bei Caleb sei, und schaltete mein Handy aus. Wenn ich schon Hausarrest bekam, dann konnte ich ihn mir auch richtig verdienen. Es war ja für eine gute Sache.

Als das erledigt war, prüfte ich noch mal den Inhalt des Seesacks auf dem Rücksitz. Bevor wir

hergefahren waren, hatten wir beim Baumarkt gehalten und eingekauft: eine Handsäge, ein Seil, Handschuhe, einen Bolzenschneider, ein Feuerzeug, einen Kanister Kerosin und eine Tüte Kaubonbons. Auf dem Kassenaufband hatte diese Kombination ziemlich verdächtig ausgesehen, aber das tätowierte Mädchen an der Kasse hätte es wohl auch nicht mehr gekümmert, wenn wir eine Kirche in Brand gesteckt hätten.

»Hast du so was schon mal

gemacht?«, hatte ich Caleb gefragt, als wir wieder im Jeep saßen.

Sein Blick ruhte auf der Straße, und mit einem aalglatten Grübchengrinsen hatte er geantwortet: »Kannst ja nachher mal in meinen Erinnerungen suchen.«

Als ich daran dachte, was wir vorhatten und was auf dem Spiel stand, wurde mir bewusst, dass wir immer noch nicht wirklich vorbereitet waren. Wir hatten nur einen unausgegorenen Plan und eine große Portion Unverfrorenheit, aber

andererseits waren schon ganze Länder mit weniger in den Krieg gezogen.

Die Sonne versank hinter den Bäumen und nahm ihren wärmenden Mantel mit. Die ersten Sterne funkelten am Himmel. Ab dem Einbruch der Dunkelheit hatten wir vielleicht noch vier Stunden bis zum verabredeten Zeitpunkt. Es war nicht abzusehen, wie lange es dauern würde, um Tobias' Körper zu holen, und Caleb zog hier offenbar sein eigenes Ding durch.

Als ich kurz vor dem Einschlafen war, kam Caleb mit einem Schlüsselbund in der Hand auf den Jeep zu.

Ich kurbelte das Fahrerfenster hinunter und fragte: »Was hast du denn gemacht?«

Er beugte sich durchs Fenster, kaute auf einem Kirschkaubonbon herum und sah einfach nur heiß aus. »Einen Umzugswagen gemietet. Was auch immer die in diesem Lagerraum haben, es ist bestimmt groß und passt nicht in meinen Jeep.

Wir müssen mobil sein. Hab einen guten Preis gekriegt. Der Händler ist ein netter alter Typ, aber blind wie ein Maulwurf. Er hat meinen Bruder ein paarmal hier gesehen und dachte, ich sei er.«

»Überrascht dich das wirklich? Ihr drei seht echt aus wie verkorkste Drillinge. Meine Augen sind einwandfrei, und mich verwirrt das trotzdem.«

»Ja, aber ich bin der Gutaussehende.« Sein Lächeln verschwand so schnell, wie es

gekommen war. »Ich setze den Lieferwagen hierher zurück, dann gehen wir rein. Ich habe mir das Gelände angesehen – es müsste alles glattgehen. Hier sind nur Männer, falls uns also jemand zu nahe kommt, musst du dein Ding durchziehen.« Er zwinkerte mir zu und beugte sich weiter durchs Fenster, um mir ein Küsschen zu geben.

Ich hatte keine Gegenargumente. Wenigstens hatte das Kuchenmonster alles unter

Kontrolle, und auch wenn ich nicht alle Einzelheiten seines Plans kannte, vertraute ich ihm. Ich musste.

Er ging noch mal rein, sprach ein paar Minuten mit dem Besitzer und tauchte dann mit einem weißen Pick-up wieder auf. Caleb parkte den Lieferwagen und kletterte hinaus. Ich schloss mich ihm mit dem Seesack voller Ausrüstung an, und gemeinsam gingen wir auf die Türen zu. Wir blieben ganz cool und hielten die Augen nach allzu

hilfsbereiten Mitarbeitern offen.

Nein, wir sahen gar nicht verdächtig aus, wie wir da reinmarschierten wie das A-Team. Fehlte nur noch, dass wir uns in Superzeitlupe mit harter Technomusik im Hintergrund anschlichen. Adrenalin durchströmte mich, Furcht und das Gefühl, was echt Knallhartes durchzuziehen.

Da wir innerhalb der Geschäftszeiten kamen, glitten die automatischen Glastüren auf, ohne dass wir einen Schlüssel brauchten.

Die Luft verschwand durch die Ventile im Vakuum, und als wir eintraten, schlossen sich die Türen wieder hinter uns und machten dabei ein Geräusch wie ein Deckel auf einer Plastikschiüssel.

»Das Gebäude ist klimatisiert, damit die Feuchtigkeit draußen bleibt«, erklärte Caleb.

Draußen sah es aus wie in einem überdimensionierten Betonwerkstein. Es gab eine Metalltreppe, einen riesigen Lastenaufzug zum Keller und sehr

aktive Sicherheitskameras in einer schwarzen Kugel in der Ecke. Ich fühlte mich wie eine Agentin auf geheimer Mission mit all der Heimlichtuerei und den Ausweichmanövern.

Caleb fand einen Karren und zog ihn zum Aufzug.

Bevor ich fragen konnte, ließ er den Seesack hineinfallen und sagte: »Irgendwie müssen wir ihn ja rausbekommen, nur für alle Fälle.«

Die Tür öffnete sich, und wir traten in den breiten Korridor von

Zellenblock fünf. Graue Wände mit Glastüren erstreckten sich zu beiden Seiten. Genau wie Tobias gesagt hatte, war der Boden voller Öl. Es glitzerte in den Rissen im Beton, auch wenn es vom Schmutz und vom Darüberlaufen schon ganz schwarz war. Wir folgten den Bezeichnungen an den einzelnen Räumen – links ungerade, rechts gerade.

Als wir vor dem richtigen Lagerraum ankamen, begriff ich, warum Tobias nicht einfach unter der Tür durchkriechen konnte. Die

Türen waren luftdicht versiegelt und aus dickem, getöntem Glas, das nicht erkennen ließ, was sich dahinter befand. Das Tastenfeld war in die Wand eingelassen, damit es nicht herausgezogen oder zerstört werden konnte.

»Bist du sicher, dass es hier ist?«, fragte Caleb.

Ich nickte. »Das hat er gesagt, 521.«

Caleb stand vor dem Tastenfeld und gab eine Zahlenkombination ein, die ich in dieser Geschwindigkeit

nicht nachverfolgen konnte. Nichts passierte. Fluchend versuchte er es mit anderen Zahlen, wieder vergeblich. Er drückte den Rücken an die Wand und starrte zur Decke hoch, als bitte er die Glühbirnen dort um Erleuchtung. Ich behielt den Aufzug im Auge und wurde immer angespannter, je größer die Gefahr wurde, erwischt zu werden.

Caleb versuchte es noch mit fünf weiteren Codes – ohne Erfolg. Er lehnte seinen Kopf gegen das Glas und holte tief Luft. Dann musste er

eine Eingabe gehabt haben, denn sein Kopf fuhr hoch, und seine Hand schoss wieder zum Tastenfeld. Die nächste Eingabe wurde mit einem Piepen und einem metallischen Scheppern quittiert. Ich sah hinunter und bemerkte, dass die Tür zwei Zentimeter weit offen stand.

»Super! Was war der Code?« Ich zog am Türgriff und hätte mir fast die Schulter ausgerenkt. Das Glas war mindestens zehn Zentimeter dick.

Caleb griff danach und zog die Tür

ganz auf. »Zuerst dachte ich an Moms Geburtstag. Dann an ihren Todestag. Ich hab es sogar mit all unseren Geburtstagen versucht. Aber letztendlich war es der Hochzeitstag unserer Eltern.«

»Ooh. Ist das süß.« Mein Lächeln fiel in sich zusammen, als ich den kräftigen Duft von Frühlingsblumen mit einer säuerlichen Note roch.

»Ja, Haden ist so ein Softie.« Caleb verzog das Gesicht, als er den Duft ebenfalls bemerkte, und trat dann ein.

Er drückte auf den Lichtschalter neben der Tür, und das gleißende Neonlicht an der Decke durchflutete den leeren Raum. Zwei Lufterfrischer waren mit Klebeband an gegenüberliegenden Wänden befestigt und verströmten über einen batteriebetriebenen Timer in regelmäßigen Abständen Duft. Halb hatte ich einen Sarg oder eine Art Zeitkapsel erwartet, daher war ich etwas enttäuscht, als da nur eine große Gefriertruhe auf einer Holzpalette in der Mitte des Raums

stand. Vorn war die weiße Kiste mit einem Metallriegel und einem Vorhängeschloss gesichert.

»Und jetzt?« Ich berührte das Schloss und bemerkte einen fettigen Rückstand auf dem Metall. Ich wischte mir die Hände an der Jeans ab.

»Das ist ein einfaches Vorhängeschloss, der Bolzenschneider müsste reichen.« Er ging zum Karren im Flur und kam mit dem Gerät zurück. Sobald er das Schloss entfernt hatte, hob er den

Riegel an, mehr nicht. Wir traten zurück in Erwartung einer Explosion oder eines Leuchtens, das den Raum erfüllte wie ein wütender Flaschengeist, aber nichts passierte. Das hieß, wir mussten die Truhe per Hand öffnen. Super.

»Wir sollten da nicht reinsehen«, murmelte ich, als mir das volle Ausmaß unserer Aktion bewusst wurde.

»Da könnten genauso gut Schweinekoteletts drin sein. Wir müssen sichergehen, dass es Tobias’

Körper ist.« Ganz schön große Klappe für jemanden, der keinen Muskel rührte.

Ich machte eine Kopfbewegung zur Truhe hin. »Schön, du guckst da rein.«

Er schüttelte energisch den Kopf. »Nein, du guckst.«

»Du bist der mit dem Plan. Du gehst nachgucken. Wolltest du hier nicht den Helden spielen? Na, dann los, bitte schön.« Ich machte eine einladende Handbewegung zur Truhe hin.

»Und was ist mit deinen ganzen feministischen Kampfreden? Du wolltest doch Gleichberechtigung, da hast du sie.«

»Feminismus hat nichts mit verkrusteten toten Dingen zu tun. Solange Tobias' Leiche nicht am Arbeitsplatz sexuell belästigt oder schlechter bezahlt wird, ist das nicht meine Abteilung. Jetzt mach schon.«

Wir standen einfach da und starrten auf die Gefriertruhe, voller Angst vor dem Fluch, der uns treffen würde, wenn wir die Büchse der

Pandora öffneten. Ich weiß nicht, ob wir das unserem Aberglauben, zu vielen Filmen oder dem guten alten gesunden Menschenverstand zu verdanken hatten, jedenfalls erstarrten wir zu Salzsäulen. Doch wir waren zu weit gegangen, um jetzt noch kehrtzumachen.

»Schön, dann machen wir sie zusammen auf«, entschied er mit unsicherer Stimme.

Seite an Seite schlichen wir auf die Truhe zu. Wir streckten unsere Arme so weit aus, wie wir konnten,

bis unsere Finger unter den Deckel griffen.

Caleb sah mir unverwandt in die Augen und sagte: »Bereit? Bei drei. Eins, zwei, drei!«

Der Deckel klappte hoch, und wir wichen zurück und gingen fast zu Boden unter der Duftwolke, die aus der Gefriertruhe entwich.

Verrottendes Fleisch, Abwasser und Verwesung mischten sich zu einem Gestank, der einem die Tränen in die Augen trieb. Ich hatte noch nie eine Leiche gerochen, aber diesen

Geruch würde ich nie wieder vergessen. Ich bedeckte meine Nase mit dem Halsbündchen meines T-Shirts und wagte mich zentimeterweise näher heran.

Es war definitiv Tobias' Körper – oder was davon übrig war –, der auf dem Boden der Gefriertruhe lag. Ich erkannte sein tintenschwarzes Haar, den muskulösen Körper und die engelsgleichen, unbestimmten Gesichtszüge. Er lag mit angezogenen Beinen auf dem Rücken, damit er in die Truhe

passte. Augen und Mund waren geschlossen und vermittelten den Eindruck, als schliefe er friedlich. Aber der zerbrochene Pfeil, der aus seiner Brust ragte, und der dunkle Blutfleck um den Einstich zerstörten diese Illusion. Das traurige Bild erinnerte lebhaft an einen getöteten Vampir in seinem Sarg, nur dass ein Vampir danach zu Staub zerfiel, während Tobias, wie soll ich sagen ... suppte.

Sein Körper lag zur Hälfte in einer dunkelgrünen Flüssigkeit, die ich für

Olivenöl hielt. Es hatte sich mit etwas anderem vermischt, mit Teilen von Tobias, die ich gar nicht näher bezeichnen wollte. Alles unter der Oberfläche hatte sich zu einem dicken, öligen Schlamm verflüssigt. Nur sein Gesicht, seine Hände, die auf seinem Bauch lagen, und seine gebeugten Knie waren noch intakt, aber hohl und so dünn wie eine Plastikmaske, die im Wasser schwamm. Die Haut sah zerbrechlich aus in ihrer vertrauten menschlichen Form, so ganz ohne

Knochenstruktur darunter.

Mein Knie stieß an die Seite der Truhe und ließ den Körper erzittern wie einen lebensgroßen Wackelpudding. Ich war sicher, wenn ich ihn berührte – was ich ganz bestimmt nicht tun würde –, würde die Haut nachgeben und auf den Boden sinken.

Dann war da dieser Geruch, ein giftiger, saurer Gestank, der mir hinten in der Kehle klebte, zweifellos in meinen Klamotten hing und mir für die nächsten paar

Wochen den Appetit rauben würde.

Ich war nicht gerade Tobias' größter Fan, aber diese grausame, außergewöhnliche Bestrafung hätte ich niemandem gewünscht. Ich konnte es ihm nicht verdenken, dass er auf Rache sann. Mir würde es ebenso gehen, wenn die Vorzeichen anders stünden. Caleb jedoch teilte mein Mitgefühl nicht.

Der Anblick hatte mich so erschüttert, dass ich nicht bemerkt hatte, wie Caleb sein Smartphone herausholte. Mit beiden Händen

drehte er es hin und her, um einen guten Winkel zu erwischen.

»Großartig, Darling. Gut so, gut so, gut so. Mach Liebe mit die Kamera. Fantastique«, säuselte er mit einem schrecklich missratenen französischen Akzent.

»Was machst du da?«, fragte ich und hielt mir den Mund zu.

»Er wird einen Beweis wollen, dass wir nicht bluffen«, antwortete er und fummelte an dem Smartphone herum.

»Warum das Foto? Geben wir ihm

das Ding nicht einfach?«

Er sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Natürlich nicht. Wir machen einen Deal.«

»Was für einen Deal? Caleb, wir können doch nicht –« Was auch immer ich sagen wollte, wurde unterbrochen durch eine Bewegung in der Truhe.

Ich schrie auf, sprang beiseite und hätte fast Caleb umgerissen. Ich hielt mich an ihm fest, klammerte mich an seinen Körper, als fände ich dort Sicherheit, Trost, Vernunft,

irgendwas. Ich hatte es mir nicht eingebildet, und der entsetzte Ausdruck auf Calebs Gesicht bestätigte, was ich gesehen hatte.

Ich schluckte schwer, und mein Herz klopfte mir bis zum Hals. Zentimeter um Zentimeter schlich ich wieder auf die Gefriertruhe zu. Mein Plan war, sie zu schließen und auf keinen Fall hineinzusehen, aber das funktionierte nicht. Ich sah es, und was noch schlimmer war, es sah mich. Die Augenlider hatten sich geöffnet und eine milchige weiße

Schicht enthüllte den Teil, wo die Farbe hätte sein sollen. Nichts anderes an dem Körper bewegte sich, nur diese leeren Augen, die mir von einer Seite zur anderen folgten.

Caleb, der genug gesehen hatte, knallte den Deckel zu und schob den Riegel wieder davor.

»Okay, das war's. Ich bin raus.«
Ich ging zur Tür. Eine Hand griff nach meiner, und ich fuhr zusammen und hätte beinahe reflexartig zugeschlagen.

»Sam, warte«, sagte Caleb. »Er

kann sich nicht bewegen. Er ist gelähmt, hast du vergessen? Er ist harmlos.«

»Er?«, gab ich ungläubig zurück.
»Willst du mir erzählen, dass die Dämonensuppe da drüben am Leben ist? Ich meine, wirklich am Leben? Wie kann Tobias gleichzeitig an zwei Orten sein?«

»Ich weiß es nicht, aber deswegen will er ihn. Er ist immer noch mit ihm verbunden, stärker, als uns klar ist.« Caleb sah zur Gefriertruhe hinüber. »Wenn das stimmt, kann er

nicht vollständig von einer anderen Person Besitz ergreifen, bis dieser Körper hier zerstört ist.«

Mir gefiel der durchgeknallte Ausdruck auf seinem Gesicht nicht, diese aufgerissenen Augen wie bei einem verrückten Wissenschaftler.

»Was auch immer du vorhast – lass es. Dougie ist immer noch –«

Er hielt meine Arme fest, damit ich nicht nach ihm schlagen konnte. »Du musst mir vertrauen. Wenn alles gut geht, kommen Doug und Mia da lebend raus.« Er schob sich an mir

vorbei in den Flur. Kurz darauf kam er mit dem merkwürdigsten Wagenheber zurück, den ich je gesehen hatte.

»Was ist das?«

»Ein Handhubwagen. Hab ihn beim Aufzug gefunden. Damit kann man schwere Lasten heben.« Er schob die beiden Zinken unter die Holzpalette, auf der die Truhe stand. Als sie fest saßen, pumpte er so lange mit dem Hebel, bis sich die gesamte Ladung zwei Zentimeter über den Boden erhob.

»Komm.« Er zog die Last aus dem Lagerraum in den Flur.

Ich musste mich mit den Beinmuskeln gegen die Tür stemmen, um sie zu schließen. Beim Kontakt mit der Wand verriegelte sie sich automatisch.

Die Truhe den Flur hinunterzuschaffen, war etwas kniffliger, als wir gedacht hatten. Ich konnte sehen, wie Caleb sich anstrengen musste, um sie zu ziehen, und meine Unterstützung machte auch keinen großen Unterschied.

Tobias hatte mal erwähnt, dass er schwer sei, irgendein Mist von wegen der Dichte von Wolken.

Als wir endlich im Aufzug standen, fragte ich: »Wie kriegen wir das Teil auf den Laster?«

Er warf mir ein Lächeln zu, als sei ich ein drolliges kleines Kind. »Der hat hinten eine Ladebordwand, Sam. Hoffen wir nur, dass sie hält.«

Da ich diesen Blick nicht noch mal zugeworfen bekommen wollte, fragte ich nicht nach, was eine Ladebordwand war. Das konnte

warten, bis wir aus dem Gebäude raus waren und ich es mir selbst ansehen konnte.

Als wir aus dem Gebäude traten, war es dunkel geworden, und die Temperatur war innerhalb von Minuten deutlich gefallen. Wir beeilten uns, um möglichst ungesehen zum Lieferwagen zu gelangen.

Caleb ließ den Motor an, kam dann um das Fahrzeug herum und zog die hintere Klappe nach unten. Nachdem er einen Schalter an der

Seite betätigt hatte, senkte sich die Metallklappe auf den Boden. Das war also eine Ladebordwand. Caleb rollte die schwere Last auf die Klappe und drückte wieder auf den Schalter. Zusammen mit der Truhe wurde er unter deutlich vernehmbarem Ächzen auf die Ladefläche gehievt. Die Mietkaution würde er wohl nicht wiederbekommen. Die Reifen sanken in den Boden ein, aber der Lieferwagen war stabil genug, dass wir losfahren konnten.

Caleb suchte die Umgebung nach möglichen Zeugen ab. »Wir müssen uns beeilen, die machen in ein paar Minuten zu.«

»Was ist mit deinem Jeep?« Ich wies mit dem Daumen auf das Fahrzeug hinter uns.

Er knallte gerade die Ladeklappe zu, als uns ein Fernlicht vom Eingang her anleuchtete. Bevor ich einen Blick auf den Wagen werfen konnte, griff mich Caleb am Mantel und zog mich hinter dem Lieferwagen zu Boden. Als ich mich

zu ihm drehte, legte er einen Finger an die Lippen. Ich erhob mich langsam und spähte vorsichtig hinter der Gefriertruhe hervor nach dem schwarzen Van, der vor dem Lagerhaus vorfuhr.

Vier Männer sprangen heraus, noch bevor er ganz zum Stehen gekommen war. Ich konnte ihre Gesichter nicht erkennen, aber alle hatten schwarze Hemden und Jeans an. Sie bewegten sich wie eine Einheit in einer strengen Formation, die ihre militärische Ausbildung

verriet. Ihre dunklen Köpfe wandten sich von links nach rechts, als sie den Parkplatz absuchten, und wir duckten uns, als sie in unsere Richtung sahen.

»Mist. Sie sind hier«, flüsterte Caleb und hockte sich mit dem Rücken gegen den Lieferwagen.

Ich kam nicht mit. »Wer?«

»Ruiz' Männer. Sie wissen vom Lagerraum.«

Ich warf einen verstohlenen Blick über den Wagen zu den Männern hin, die jetzt miteinander redeten,

und ging dann wieder in die Hocke.

»Kennen sie den Code?«

»Glaube ich kaum. Sie werden ihn wahrscheinlich bewachen oder später versuchen, dort einzubrechen.

Wir müssen hier weg.« Er zog die Schlüssel aus der Tasche. »Sobald sie reingehen, nimmst du den Jeep und folgst mir. Lass das Handy an, damit ich dich erreichen kann. Geh aber nur ran, wenn ich es bin, alles klar?« Er ließ die Schlüssel in meine Hand fallen.

Wir sahen zu den Männern hinüber,

die vor dem Gebäude verharrten. Einer nach dem anderen schlich durch die Schiebetüren auf den Lastenaufzug zu. Ich überlegte schnell, was uns vielleicht verraten könnte: der Gestank im Flur, die Ölspuren auf dem Boden? Wir hatten jetzt keine Zeit, uns darüber Sorgen zu machen; am wichtigsten war es, weg zu sein, bevor sie wieder rauskamen.

»Los!« Caleb sprang auf und flitzte zum Fahrersitz des Lieferwagens. Ich schnellte ebenfalls hoch und

rannte zum Jeep, der drei Autos weiter stand. Bis ich eingestiegen war, den Motor gestartet und den Rückwärtsgang eingelegt hatte, fuhr Caleb bereits vom Parkplatz. Ich setzte mich direkt hinter ihn. Wir passierten das Eingangstor und fuhren auf die Hauptstraße, die zum Parkway zurückführte.

Ich behielt die Straße im Blick und meine Mission im Kopf. Doch meine Gedanken schweiften häufiger ab, als es während des Autofahrens ratsam war. Ich nahm ein wenig den

Fuß vom Gas, damit ich Caleb nicht direkt an der Stoßstange klebte, aber ich blieb nah genug dran, dass kein anderes Auto sich zwischen uns schieben konnte.

Ich schaltete wie vereinbart mein Handy wieder ein, aber sobald mein Daumen den Ein-Knopf gedrückt hatte, wurde ich mit Anrufen von Angie und Mom überschüttet. Je länger ich fuhr, desto schwerer wurde es, das Summen und das herumrutschende Handy auf dem Beifahrersitz zu ignorieren.

Schließlich gab ich nach und ging dran.

»Samara! Wo bist du?« Mom klang nicht erfreut.

Ich klemmte das Handy zwischen Ohr und Schulter. »Bei Caleb.«

»Warum bist du nicht zu Hause? Weißt du nicht, was ›Hausarrest‹ bedeutet?«

Glücklicherweise übertönte das Motorengeräusch mein Stöhnen. Mussten Wonder Woman oder Buffy sich vielleicht mit Eltern herumschlagen, die sie am Telefon

anschrien, während sie die Welt retteten? Nein, verdammt! Dafür gab es schließlich die Mailbox. »Mom, ich verspreche dir, ich komme nach Hause, sobald ich hier fertig bin.«

»Fertig womit? Und was machst du in der Nähe von Jamestown?«, schrie sie.

Überrascht riss ich den Kopf hoch, konnte das Handy aber festhalten, bevor es mir von der Schulter glitt.

»Woher weißt du, wo ich bin?«

»Dein Armband, oder hast du das auch vergessen? Ich will, dass du

sofort nach Hause kommst. Hast du mich verstanden, Samara Nicole? Sofort!«

Ich zuckte zusammen beim Anstieg der Lautstärke und dem Zorn, der durch die Leitung geschossen kam. »Mom, wenn ich sofort nach Hause komme, wird Mia sterben«, sagte ich. »Es tut mir leid, aber ich kann nicht zulassen, dass er ihr was antut. Ich muss sie retten. Ich verspreche, dass ich vorsichtig bin. Ich ruf dich an, wenn es vorbei ist.«

»Dass wer Mia was antut? Samara,

was ist —«

Ich legte auf. Ich liebte meine Mom, aber mein Blutdruck wurde immer nur mit einer Krise gleichzeitig fertig.

Doch die Unterhaltung warf ein neues Problem auf. Mein Armband. Dasselbe Gerät, mit dem Angie Olivias Bewegungen verfolgt hatte, würde die Polizei und wen Mom sonst noch anrief direkt zum Showdown führen. Das könnte Tobias erschrecken, und dann würde er vielleicht Mia was tun. O ja, das

Ding musste weg, aber ich wollte nur ungern die neue Kette durchschneiden, außerdem war der Bolzenschneider bei Caleb im Lieferwagen.

Weiter ging es im fröhlichen Anruferkarussell mit einem Anruf von Dougies Handy. Bevor ich auch nur die Lippen bewegen konnte, fragte Tobias: »Wo bringst du meinen Körper hin?«

Ich stellte mich dumm. »Was meinst du?«, fragte ich.

»Er wurde bewegt. Ich kann es

spüren. Versuchst du, aus unserer Abmachung auszusteigen?«

Ich schüttelte den Kopf, dann fiel mir ein, dass er mich nicht sehen konnte. Obwohl, da war ich mir nicht hundertprozentig sicher. »Nein. Ich bringe ihn dir. I-Ich bin auf dem Weg zum Freizeitpark.«

»Jetzt schon?« Er klang überrascht, um nicht zu sagen überglücklich. »Ich habe dich unterschätzt. Wir sind gleich da.«

»Lass mich mit Mia reden!«, verlangte ich.

»Sam ist dran«, sagte er zu jemandem neben ihm.

Ich hörte ein Rascheln und dann Mias Stimme, ganz tränenerstickt und heiser. »Sam, was ist hier los? Warum benehmen sich alle so komisch?«, fragte sie.

»Mia, ich –«

»Sei in einer Viertelstunde da.« Tobias legte auf.

Ich kam fast von der Straße ab, während jeder Mafiafilm, den ich kannte, vor meinem inneren Auge vorbeiflimmerte. Hatte er sie

verprügelt oder schlimmer? Ich versuchte, mich nicht beim »schlimmer« aufzuhalten, und rief Caleb mit der Nachricht über den neusten Tiefschlag an.

»Planänderung. Er weiß, dass der Körper bewegt wurde. Er will sich in fünfzehn Minuten mit mir treffen«, berichtete ich.

»Verdammt! Dann müssen wir uns wohl dort drum kümmern.«

»Worum kümmern? Caleb, wir können ihn nicht zerstören, und Mom und die Nationalgarde verfolgen

meinen Standort über mein Armband. Du musst anhalten, damit ich es abnehmen kann.«

»Keine Zeit. Das Armband könnte uns sogar nützlich sein. Wenn etwas Schlimmes geschieht, muss jemand wissen, wo wir sind. Fahr mir einfach hinterher.«

Es gab mindestens vier mögliche Wege zum Park, aber Caleb hielt es für besser, möglichst selten anzuhalten, und blieb auf den Schnellstraßen. Wir wechselten auf die I-64 und fuhren an der Ausfahrt

zum Armeestützpunkt in Richtung unseres Ziels ab: des Freizeitparks an der Airport Road. Die langen Kurven, die fehlende Straßenbeleuchtung und die lebensmüden Rehe machten aus dem Zwei-Meilen-Stück eine halsbrecherische Strecke. Ich mochte die Gegend nicht besonders, aber wenn deine beste Freundin von ihrem dämonenbesessenen Freund gefangen gehalten wird, streitest du dich nicht um den optimalen Treffpunkt.

Durch das Fahrerfenster konnte ich Heuballen auf Feldern sehen, die wie riesige Zimtrollen wirkten, und eine Rehfamilie huschte auf Futtersuche herum. Auf der gegenüberliegenden Seite erstreckte sich meilenweit der Wald, in dessen Tiefen sich der Freizeitpark und einige Radwanderwege verbargen.

Vor mir leuchteten rote Bremslichter auf, und der Lieferwagen rollte aus und kam zum Stehen. Links befand sich der Eingang zum Park. Ein niedriges

Metallgitter war mit einer Kette verschlossen, und ein Schild verkündete in großen Buchstaben GESCHLOSSEN BIS ZUM FRÜHLING.

Ich erwartete, dass Caleb das klapprige Tor durchbrechen würde, aber er hielt an, sprang mit dem Bolzenschneider heraus und durchtrennte die Kette. Dann stieß er das Tor weit auf, stieg wieder ein und fuhr weiter.

Unter dem Blätterdach führte ein unbefestigter Weg zu einem großen,

viereckigen Platz, der sich als Parkplatz tarnte. Die Stellplätze bestanden aus einem Flecken nackter Erde, umgeben von Baumstämmen, Kies und Mulch. Ich parkte neben Caleb am anderen Ende des Parkplatzes, wo wir am meisten Licht hatten.

Alles glänzte im Mondlicht, aber die Bäume im Park sorgten überall für tiefe Schatteninseln. Auf der anderen Seite des Parkplatzes wurde das Laub dünner und gab den Blick auf den malerischen See frei. Ohne

störende Straßenlaternen zeigte die Nacht sich in ihrer ganzen Pracht mit funkelnden Sternen, die sich über den wolkenlosen Himmel ergossen wie Diamanten auf ein Samttuch. Niedrige Picknickbänke standen unter den Bäumen, und zusammengebundene Kanus stapelten sich auf einem Gestell neben dem Ausflugslokal.

Es hatte sich eine Menge verändert, seit ich als Kind im Sommer hier Enten gefüttert hatte, und ganz sicher war ich hier noch nie

so nervös gewesen. Daran war nur die Dunkelheit schuld. Alles sah blau, kalt und finster aus, wie in einem Reich, in dem tote Dinge herumlaufen. Ich fühlte mich wie in einem Horrorfilm und hielt ständig Ausschau nach Typen mit Hockeymasken.

Eine zuknallende Tür riss mich aus meinen Tagträumereien, und mein Herz setzte kurz aus. Mit dem Seesack über der Schulter ging Caleb um den Lieferwagen herum und kletterte auf die Ladefläche. Er

öffnete die Gefriertruhe und suchte Halt an den Seitenwänden, als der Gestank ihm ins Gesicht schlug.

Ich sah zu, wie er sich eifrig an die Arbeit machte, und stieg aus dem Jeep. »Was machst du da?«

»Mich vorbereiten. Wir haben nur ein paar Minuten, um das richtig hinzukriegen«, erwiderte er und hielt den Vier-Liter-Kanister Kerosin über die Truhe. »Das Olivenöl hat den Körper schon gereinigt, also müssen wir nur darauf warten, dass er wieder reinspringt und puff – wird er

gegrillt.«

Kalte Luft stach mir in die Wangen, und meine zerzausten Locken hingen wie Spinnweben vor meinem Gesicht. Die Dämpfe wurden mit dem Wind fortgetragen, und mir wurde klar, dass das unser Doppelspiel sofort verraten würde. Wir würden Tobias bis zum Körpertausch von der Gefriertruhe fernhalten müssen. Ich hatte ein schlechtes Gefühl bei der ganzen Sache. Das Risiko war hoch – das durfte nicht in die Hose gehen!

Ich hatte nur wenig Zeit, darüber nachzudenken, weil in diesem Augenblick Scheinwerfer auf dem unbefestigten Weg zu unserer Linken aufleuchteten. Caleb wickelte gerade das Seil um seinen Arm und seinen Ellbogen und wurde beim Herannahen des Fahrzeugs plötzlich munter. Er versteckte sich hinter der Truhe und zog den Kerosinkanister aus dem Blickfeld.

Für mich war es zu spät, mich zu ducken, da ich wie auf dem Präsentierteller dastand. Der Wagen

parkte am Ende des provisorischen Parkplatzes, und die grellen Lichter erloschen.

Türen schlugen zu, Schritte knirschten im Kies. Schließlich kamen zwei schattenschwarze Gestalten heran. Ich erkannte die kleinere als Mia, die sich wärmesuchend an den Arm der größeren gehängt hatte. Das Mondlicht zeichnete die Umrisse ihrer Köpfe und Schultern nach wie Scherenschnitte.

Ich ging ihnen auf halbem Weg

entgegen, ließ mir dabei Zeit und dachte über meinen nächsten Zug nach. Lilith wand sich, glitt an meiner Wirbelsäule hoch und streckte die Beine, wenn sie denn welche hatte. Eine Ameisenfamilie krabbelte tief genug unter meiner Haut, dass ich nicht dagegen ankratzen konnte. Die Wende der Ereignisse schien Liliths Aufmerksamkeit zu erregen, und jetzt begab sie sich in die Startlöcher. Die Bühne war aufgebaut, alle Schauspieler waren

auf ihren Plätzen, und im sanften
Rampenlicht des Viertelmondes
begannen wir mit dem letzten Akt.

Schweigen breitete sich zwischen uns aus und drohte jeden Augenblick zu zerbrechen.

Die Spannung war greifbar und zu stark, um sie noch länger aufrechtzuerhalten. Sie begann, auf unsere Umgebung überzugreifen, bis selbst die Natur sehen wollte, wie das hier ausgehen würde. Die Bäume hörten auf zu rauschen, die

Blätter verlangsamten ihren Tanz um meine Füße, und die Nacht hielt den Atem an. Wir standen mitten auf dem Parkplatz und sahen uns, die Hände in die Seiten gestützt, in die Augen, als wollten wir feststellen, wer schneller ziehen würde.

Tobias neigte leicht den Kopf.

»Hallo, Samara.«

»Hallo, Tobias«, erwiderte ich bitter. Ich musste cool bleiben und durfte keine Reaktion zeigen, die er gegen mich verwenden konnte.

Mia sah von einem zum anderen.

»Wer ist Tobias?«

»Frag Dougie.« Ich machte eine Kopfbewegung in seine Richtung.

»Ich habe deine wertvolle Fracht, jetzt lass Mia gehen.«

»Wo ist deine andere Hälfte? Du hättest den Körper doch auf keinen Fall ohne ihn rausholen können, und er würde dich nicht allein hierherfahren lassen.« Sein feuriger Blick wanderte zum Lieferwagen.

»Komm raus, *Kuchenmonster*! Ich weiß, dass du da bist!«, rief Tobias in spöttischem Tonfall.

»Ich bin hier.« Caleb trat aus den Schatten hervor und kam langsam näher, aber Tobias hielt ihn auf.

»Zeig mir deine Hände«, befahl Tobias und stellte sich vor Mia.

»Keine Pfeile. Keine Waffen. Der Körper ist im Lieferwagen.« Caleb trat neben mich, und ich sah ihn an, genauer gesagt das nasse Seil, das er neben seinem Fuß hatte fallen lassen.

Der Wind frischte auf, und der Geruch nach Kerosin umwehte mich, kitzelte meine Nasenlöcher und

meinen Hals. Ich wusste, dass Tobias es roch. Ich fragte mich, ob er sich überhaupt darum scherte oder ob er den Körper einfach trotzdem zurücknehmen würde, egal, in welchem Zustand er sich befand. Seit dem Beginn dieser Quälerei war er mir verzweifelt erschienen, gar nicht so charmant und kokett wie sonst. Jetzt ging es nur noch ums nackte Überleben, um die Selbsterhaltung, und er war bereit zu töten, um selbst am Leben zu bleiben.

»Dann sehen wir ihn uns doch mal an, in Ordnung?« Tobias machte einen Schritt nach vorn, aber Caleb versperrte ihm den Weg.

»Lass zuerst Mia gehen«, verlangte er.

»Da gibt es nur ein kleines Problem, verstehst du. Mein Körper ist ganz da hinten, ich bin hier, und du stehst zwischen uns.«

»Sagt mir jetzt endlich mal einer, was hier los ist?«, fragte Mia. Ihr Blick flog zwischen uns hin und her.
»Welcher Körper? Das alles macht

mir eine Heidenangst. Sam, kannst du mich zu meinem Auto zurückbringen? Ich habe es in der Schule stehen lassen.« Sie machte einen Schritt, aber Tobias bekam sie am Ellbogen zu fassen.

Er riss sie so kräftig zu sich zurück, dass ihr Kopf nach vorn schnellte und wellige Haarsträhnen um sie herumflogen. »Keine Bewegung«, knurrte er.

Mia stieß sich mit dem freien Arm von seiner Brust ab. »Dougie, hör auf! Lass mich los. Bitte!«, weinte

sie.

Tobias zuckte zusammen, und hätte ich in diesem Augenblick gezwinkert, hätte ich es verpasst. Doch ich hatte es gesehen.

»Dougie? Dougie, bist du da?«, fragte ich.

Beim Klang seines Namens begann sein Körper zu beben und um sein Gleichgewicht zu kämpfen.

Eine Idee schoss mir durch den Kopf. »Mia«, sagte ich, »ruf Dougie. Er hört auf dich. Schrei am besten, damit er dich hört.«

Ich konnte zwar ihr Gesicht nicht sehen, aber sie schien den Ernst der Lage zu begreifen, vor allem, als Tobias sie an der Kehle packte. Mia griff nach der Hand um ihren Hals und versuchte, sich loszukämpfen, aber er war zu stark. Sie wollte schreien, aber es kam nur ein gebrochenes Keuchen.

»Sei. Still!«, befahl er mit einem tiefen, kehligen Grollen, das nicht einmal ein Tauber für menschlich gehalten hätte. Seine Augen glühten, und Mia hörte auf zu kämpfen und

sah nur noch hilflos staunend hinein, wie die meisten Frauen es taten, wenn sie unter dem Einfluss seines Zaubers standen. Alle Widerstandskraft verließ sie, und ihre Hände lösten sich von seinem Arm und fielen schlaff herunter.

»Nein!« Ich machte einen Schritt nach vorn, aber Caleb hielt meinen Arm unerbittlich fest.

»Dougie, bitte«, flehte Mia heiser.
»Du tust mir weh.«

Der Name oder vielleicht der Klang von Mias Stimme schien

einen Kurzschluss in Dougies Gehirn zu verursachen, und das wütende Leuchten in seinen Augen verblasste, als sei eine Sicherung durchgebrannt. Ich wusste, dass Dougie das Signal störte und um die Kontrolle kämpfte, aber er war nicht stark genug.

Er zog Mia zu sich heran und drückte sie so kräftig an sich, dass ich befürchtete, er würde sie zerquetschen. Sein Mund schwebte nur Zentimeter über ihrem, aber er bewegte sich nicht weiter. Er zitterte

so stark, dass beide Körper bebten.
Mit einem weiteren Grollen schob er
sie von sich. »Geh, Mia, los!«

Sie verlor den Halt und taumelte
zu Boden. Ohne sich davon
aufhalten zu lassen, kroch sie im
Krebsgang weit genug davon, um auf
die Füße zu kommen.

Caleb kniete sich mit dem
Feuerzeug in der Hand hin und hielt
es an das nasse Seil auf dem Boden.

Ich berührte ihn an der Schulter.
»Noch nicht. Dougie ist noch da
drin. Warte!«

»Er versucht, Tobias zu vertreiben.« Caleb deutete auf das Pärchen.

Dougie krümmte sich, griff sich mit beiden Händen an den Kopf und zerrte daran, als wolle er ihn sich vom Hals reißen. Ich konnte Dougies Stimme hören und fühlte die Furcht und den Schmerz in seinem Schrei. Er warf den Kopf in den Nacken und heulte den Himmel an. Adern standen dick an seinem Hals hervor. Er sah haargenau aus wie ein Werwolf bei Vollmond, der

sich gegen die Verwandlung wehrt.

»Mia, lauf!«, schrie ich.

Dougie riss den Kopf herum und sah zu ihr hinüber. Tobias hatte wieder die Kontrolle übernommen, und er schien nicht erfreut zu sein, dass seine Geisel floh. Er sprang auf, und ich fing an zu rennen.

Mia rannte vom Parkplatz in Richtung des Pfades, der aus dem Park hinausführte. Tobias holte schnell auf, und ich war direkt hinter ihm.

Ich sah, wie er seine Hand

ausstreckte und seine Finger in die flatternden Strähnen ihres Haares senkte. Bevor er zupacken konnte, sprang ich auf seinen Rücken und zerkratzte ihm mit meinen Nägeln das Gesicht. Ich wollte Dougie nicht wehtun – er würde ein paar Kratzer und blaue Flecken schon überleben –, aber wenn Mia etwas zustieß, konnte ich für nichts garantieren.

Dougie ruderte ausladend mit den Armen und stolperte rückwärts in Richtung der Straße. Ich musste ihn von Mia wegbringen, fort von dem

dichten Wald, wo alle möglichen
mörderischen Dinge geschehen
konnten. Er warf mich ab, und ich
knallte mit dem Rücken auf
scharfkantige Steine im kalten
Boden. Ich wusste, dass sie
Abdrücke hinterlassen würden, aber
in diesem Augenblick fühlte ich
keinen Schmerz. Ich hatte zu viel
Adrenalin im Blut, um irgendwas zu
fühlen.

Tobias drehte sich um und stand
mit dem Mond im Rücken über mir.
Es sah aus, als hätte man seine

schwarzen Umrisse aus der Landschaft ausgeschnitten, und seine Augen leuchteten wie zwei Kerzen im Dunkeln. Nun ähnelte er dem Monster, als das ich ihn kannte, und in diesem Augenblick konnte ich etwas fühlen. Hass.

»Das wird böse enden, und es werden noch mehr Leute sterben, bevor es vorbei ist. Du sollst nur wissen, wenn ich gehe, nehme ich ihn mit.« Er beugte sich zu mir herunter und streckte die Hand aus. Ob er mich erdrosseln oder mir

aufhelfen wollte, sollte ich nie erfahren, denn Caleb kam von links angeschossen und riss ihn um. Die beiden gingen zu Boden und rollten in einem dunklen Wirbel auf das Gras zu. Das dumpfe Geräusch wütender Schläge und das Zerreißen von Stoff erfüllte die Luft, bis nur noch Keuchen zu hören war.

Ich konnte von all dem nichts sehen, weil ich gleichzeitig von etwas Übernatürlichem vermöbelt wurde. Hände ergriffen meinen Mantelkragen und drückten mich zu

Boden. Eine Faust traf meinen Unterkiefer, und ich schmeckte Blut. Ein weiterer Schlag traf meinen Magen, raubte mir die Luft zum Atmen und drückte meine Innereien in Richtung Kehle.

Jeder Versuch, aufzustehen, wurde von einem weiteren Schlag vereitelt. Ich schirmte mein Gesicht mit den Armen ab, aber das half nicht. Das war nicht mein Kampf, nicht mein Körper wurde angegriffen. Es war Calebs. Beim nächsten Treffer fuhr der Schmerz wie ein Blitz in mein

rechtes Auge, und ich sah doppelt.
Ich versuchte zu schreien, aber ich
hatte nicht genug Luft. Etwas
Schweres drückte auf meine Kehle
und schnürte mir die Luftröhre zu.

Tränen stiegen mir in die Augen
und ließen die Nacht um mich
herum in wässrigen Schlieren
verschwimmen, aber da war niemand
über mir, niemand drückte mich zu
Boden. Es war eine Illusion, ein
Phantom, das meinen Geist
austrickste. Doch unsere
Verbindung war ein zweischneidiges

Schwert, denn sie funktionierte in beide Richtungen. Wenn Calebs Schmerzen zu meinen wurden, dann konnte er auch von meiner Gesundheit und meiner Stärke zehren. An diese Tatsache klammerte ich mich, konzentrierte mich auf den kleinen Teil meiner selbst, den ich unter Kontrolle hatte, und kroch aus Calebs Geist heraus. Höher und höher kletterte ich aus der tiefen Grube, bis ich wieder Licht erblickte und meine Lungen sich mit Luft füllten.

Sobald der Staub sich gelegt hatte und ich wieder etwas sehen konnte, erkannte ich, dass Tobias Caleb am Hals auf den Boden drückte.

»Dougie!«, schrie Mia, die immer noch mitten auf dem unbefestigten Weg stand. Das Mondlicht fiel auf sie, als sie näher kam, und lag wie ein Scheinwerfer auf diesem tränenüberströmten Wesen, das hinter einem Vorhang dunkler Haare hervorspähte.

Beim Klang ihrer Stimme hielt Tobias inne, und er sah auf. Obwohl

sie nicht wie wir war, hatte sie offenbar eine eigene Art von Anziehung, die nur auf Dougie wirkte. Sie war kurz, aber wirkungsvoll.

Caleb nutzte die Gelegenheit, zog die Knie zur Brust und trat Tobias in die Leibesmitte. Tobias segelte über das Gras auf den Picknickbereich zu, wo ein Baum seinen Flug mit einem lauten Krachen beendete. Sein schlaffer Körper rutschte am Stamm hinunter, und er landete auf den Knien. Er krümmte sich, schlang

einen Arm um seinen Bauch und kam stolpernd wieder auf die Füße.

Bis er wieder bei Kräften war, hatte Caleb sich aufgerappelt und war bereit für die nächste Runde. Ich konnte den heißen Dampf praktisch aus seiner Nase und seinem Mund schießen sehen, wie bei einem wütenden Stier beim Anblick eines roten Tuchs.

Caleb rannte auf den Baum zu, an dem Tobias jetzt stand, und wurde immer schneller, bis nur noch ein violetter Streifen zu sehen war. Er

war jetzt stärker und schneller, und ich zweifelte nicht daran, dass Capone nun mit von der Partie war. Ich spürte, wie er aus der Tiefe hochstieg und wie eine wütende Bestie in die Schlacht zog.

Tobias stürmte ebenfalls auf ihn los. Sie waren wie zwei Züge, die frontal aufeinander zurasten und dabei einen goldenen und einen violetten Streifen hinter sich ließen.

Ich stand auf und stolperte und hinkte auf sie zu, aber ich war zu weit entfernt, um mich ihnen in den

Weg zu stellen. Ich konnte die Verwüstung sehen und den kommenden Schmerz spüren, noch bevor es geschah, und ich hatte keine Möglichkeit, mich dagegen zu wappnen.

Die beiden prallten in einer gewaltigen Explosion aus reiner Kraft aufeinander. Grelles Licht umgab die zwei Männer wie ein Nebel und pflanzte sich ringförmig fort wie eine Druckwelle, die Blätter, Picknickbänke und Baumstämme wegfegte.

Ich hatte keine Zeit, wegzulaufen oder zu schreien. Ich konnte mir nur die Augen zuhalten und mich hinkauern. Die Welle traf mich wie eine Sturmflut, riss mich von den Füßen und drückte mich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden. Sie rollte wie warme Brandung über meinen Körper und heulte in meinen Ohren. So schnell, wie sie gekommen war, ebbte sie zu einer sanften Brise auf meiner Haut ab.

Ich setzte mich auf und sah Mia am anderen Ende des Parkplatzes in

der Nähe des Weges. Sie erhob sich mühsam auf Hände und Knie und führte eine zitternde Hand zum Kopf, um zu prüfen, ob sie blutete. Direkt vor mir in Richtung See kauerte Caleb über Dougies Körper, die Hände um den Hals seines Feindes gelegt.

Ich kam stolpernd auf die Füße. Mein Kreislauf war allerdings nicht so schnell, sodass ich alles doppelt sah. Scheinwerfer schwammen durch die Bäume, und nachdem ich den Kopf geschüttelt hatte, um den

Nebel zu vertreiben, waren sie immer noch dort. Es waren *echte* Scheinwerfer von *echten* Autos, die schon *echt* nah dran waren. Ich erkannte nicht, ob es die Polizei war oder Ruiz' Leute, und es war mir auch egal. Ich musste zu Caleb.

Ich ging auf wackeligen Beinen zu ihm hinüber. Caleb drückte Dougie immer noch die Luft ab. Der wiederum hielt seinerseits Calebs Hals umklammert. Caleb schien die Oberhand zu haben, und nicht mal Dougies bestes Ringermanöver

konnte einen rasenden Cambion aufhalten.

»Ohne deinen Körper bist du gar nicht so stark, was, Dämon?«, knurrte Caleb. Sein Gesichtsausdruck war seltsam kontrolliert. Weder Wut noch Hass waren zu sehen, nur der kalte, unpersönliche Ausdruck eines Soziopathen. Er hatte wieder dichtgemacht, und dann war er immer am tödlichsten.

Dougies Gesicht verfärbte sich purpurrot, und die Adern auf seiner

Stirn wölbten sich unter der Haut. Er griff mit seiner freien Hand auf dem Boden nach etwas, was ihm helfen könnte, fand aber nichts.

»Hör auf! Caleb, er ist fertig!« Ich zog an seiner Schulter, aber er rührte sich nicht.

Licht strömte auf die Lichtung, und Mia und ich standen da wie überraschte Rehe. Ein Van und der vertraute schwarze Sedan hielten am Anfang des Weges. Das Blut rauschte mir in den Ohren und machte mich ganz schwindelig. Es

war einfach zu viel auf einmal, was hier passierte. Männer redeten im Hintergrund. Türen schlugen zu. Mia schrie und heulte, und Caleb beschimpfte den Jungen, den er im Begriff war zu töten, auf das Übelste.

»Raus da! Geh sofort raus aus ihm!«, brüllte Caleb und schüttelte Dougie am Hals. »Dein Körper wartet auf dich, du mieses Stück Dreck! Hol ihn dir!«

Ich brauchte keine Gefühlsverbindung, um zu wissen,

dass es ihm todernst war. Er würde Dougie töten, um Tobias rauszubekommen, und zur Hölle mit jedem, der ihm dabei im Weg stand. Ich zog kräftiger an seiner Schulter, ich schrie ihm ins Ohr, ich verkrallte mich in seiner Jacke, aber es hatte keinen Sinn.

Langsam hörte Dougies Körper auf zu kämpfen, und seine Hand rutschte von Calebs Schulter. Er verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war.

»Caleb, hör auf!« Ich schlug auf

Calebs Arm ein.

Als er sah, dass Dougie sich nicht mehr bewegte, ließ Caleb endlich von ihm ab. Mia schrie, hockte sich auf den Boden und stieß mich beiseite, um besser sehen zu können. »Dougie!«

Caleb schlang seinen Arm um Mias Taille und zog sie hoch, aber sie trat nach ihm und wehrte sich. »Nein, Mia, bleib hier. Er kommt raus. Geh zurück.«

»Du hast versucht, ihn zu töten! Was zum Teufel ist los mit dir?«,

schrie und jammerte Mia.

»Ich habe den Dämon
rausgetrieben. Geh zurück!«

Ich sah wieder zu Dougie und wich stolpernd zurück. Jetzt erst verstand ich, was er gemeint hatte.

Dougies Lippen öffneten sich, und seine Brust und sein Bauch bewegten sich wellenförmig wie bei einem seltsamen Bauchtanz. Wie beim letzten Mal strömte wieder dieser schwarze, flüssige Nebel aus seinem Mund. Der schwarze Rauch schwebte wirbelnd über unseren

Köpfen und sammelte Kraft. Dann sah ich das wunderschöne goldene Leuchten in der Mitte und wusste, dass Tobias entkommen war. Ich hatte keine Ahnung, was geschehen würde, wenn er sich wieder mit dem Körper in der Tiefkühltruhe vereinigte, aber jetzt schwebte er böseartig über mir.

»Keiner bewegt sich. Bleibt, wo ihr seid!«, befahl Ruiz. Gleich darauf waren hastige Schritte zu hören.

»Er verlässt den Körper!«, schrie Caleb den Männern zu. Dann zog er

seinen Mantel aus und gab ihn Mia.
»Halte den vor deinen Mund. Atme nicht ein, bis ich es dir sage.«

»Caleb, jetzt!«, schrie ich.

Er raste zum Parkplatz zurück. Ruiz rannte ihm hinterher, aber er hatte keine großen Chancen, denn wenn das Kuchenmonster eins konnte, dann rennen. Ein paar Meter vor dem Lieferwagen hielt Caleb an und kniete sich auf den Boden, als müsse er sich die Schuhe zubinden. Das Seil, das zu seinen Füßen lag, flammte sofort auf. In

Sekundenschnelle fraß sich die Flamme am Seil entlang auf den Lieferwagen zu und kletterte an der Gefriertruhe hoch. Sie explodierte in einer gleißenden Feuerkugel und erhellte dabei die ganze Lichtung.

Das Inferno reichte bis in die Bäume, wo es in schwarzen Rauchspiralen auslief. Aus dem Feuer ertönte ein Chor von Schreien und gequälten Klagelauten. Vielleicht lag es an der Entfernung, aber die Laute schienen gegen den Lärm über meinem Kopf zu

verblassen.

Die schwarze Wolke hatte sich ausgebreitet. Sie hatte jetzt einen Durchmesser von mindestens fünf Metern. Sie bewegte sich nicht und zog auch nicht davon, sondern loderte auf und drehte sich in sich selbst, wie ein böser Fluch, der auf den Zauberer zurückfällt. Der Wind schlug mir ins Gesicht und blendete mich, und das donnernde Kreischen von Metall und die höllischen Schreie ließen mir das Blut in den Adern gefrieren. Dieses Ding, diese

Seele, dieses Leben starb auf die schlimmste Weise, die man sich vorstellen konnte.

»Sofort alle den Mund bedecken!«, befahl Ruiz seinen Männern.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf die vier anderen Männer mit dem hellblauen Leuchten in den Augen. Es mussten Cambion-Geschwister sein. Das war gut. Die einzige Person, um die wir uns Sorgen machen mussten, war Ruiz. Er war der einzige männliche Nicht-Cambion hier. Aber er schien

Bescheid zu wissen, denn er bedeckte ebenfalls seinen Mund.

Das Donnern wurde lauter und ließ den Boden um uns herum erzittern. Die Wolke über uns dehnte sich aus und schwoll an wie eine echte Wolke, die Wasser sammelt. Der goldene Strahl, der Kern des Wesens, war zersplittert und lief in zickzackförmigen Linien durch die Dunkelheit. Die verschlungenen Goldadern unterteilten die Wolke in einzelne Stücke, die mit einem Geräusch auseinandergezogen

wurden, als würde Stoff reißen. Mit einem letzten unmenschlichen Heulen löste der Nebel sich auf, und der Himmel und die Sterne wurden wieder sichtbar. Eine ganze Minute lang herrschte Schweigen im Park, während meine Ohren versuchten, sich der Stille anzupassen.

Der zuckende Körper zu meinen Füßen lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die wichtigen Dinge. Ich kniete mich neben Dougie hin und nahm seinen Kopf in meine Hände. Er war kalt,

und seine Haut trocknete aus,
während das Leben aus seinem
Körper sickerte.

»Nein! Nein, Dougie, bitte bleib
hier. Dougie!« Mias Schreie waren
nichts weiter als verzögerte Echos
im Hintergrund, die nur schwach
durch das Klingeln in meinen Ohren
drangen. Ich hielt Dougies
zuckenden Körper, bis die Krämpfe
nachzulassen begannen.

Hinter flatternden Augenlidern
bewegten sich seine roten,
blicklosen Augen, bis sie Mia

anschauen. Er schien sie zu erkennen, und eine Sekunde lang sah er so aus, als wollte er lächeln. Aber dazu kam es nicht, und seine Augen schlossen sich. Er zuckte nicht mehr. Er lag ganz still da und wurde in meinen Armen immer schwerer. Nein, nicht tot. Nicht Dougie. Noch nicht.

Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken und keine Garantie, dass es funktionieren würde, aber ich musste es versuchen. Wider besseres Wissen musste ich meine

Feindseligkeit beiseiteschieben und Lilith vertrauen. Sie schuldete mir was. Ich wollte mein Pfund Fleisch, und jetzt war Zahltag. Danach wären wir quitt, alle Schulden wären beglichen, wenn sie nur meinen Freund rettete.

Lilith. Du hast mich ordentlich in die Scheiße geritten, und das weißt du auch. Wenn du die Absicht hast, das wiedergutzumachen, dann musst du mir jetzt helfen und tun, was ich sage.

Mein Plan war verrückt, vielleicht

sogar selbstmörderisch, aber nicht unmöglich. Ich hatte es bei Caleb getan, als er im Koma lag, aber so weit war ich nie gegangen. Wenn es stimmte, was Olivia gesagt hatte, dass Nadine durch eine Energiespende hätte gerettet werden können, dann würde ich das mit Dougie nun sühnen. Eine gute Theorie, die sich nur durch Versuch und Irrtum überprüfen ließ.

Ich lockerte die Schultern, atmete tief aus und senkte meinen Mund auf Dougies hinab. Seine Lippen

fühlten sich kalt und trocken an, ihnen fehlte das sanfte Vibrieren, das jedes Lebewesen verströmte.

»Sam, was machst du da?«, rief Mia hinter mir.

Ich konzentrierte mich auf Lilith und ließ die Energie in einem warmen Schwall aus mir herausströmen. Ich hatte nicht bemerkt, wie angespannt ich gewesen war, bis mein Körper sich bei der Übergabe löste und lockerte. Während die Energie aus mir herausfloss, pulsierten leuchtend

grüne Streifen hinter meinen geschlossenen Augenlidern.

»Sam, nicht!«, schrie Caleb irgendwo aus der Ferne. »Nein! Lasst mich los! Sie wird sterben! Verdammt noch mal, runter von mir! Samara!« Ich hörte Kampfgeräusche und rennende Füße, aber ich blendete alles aus.

Schwere überkam mich, und ich verlor das Gefühl in Beinen und Armen. Vielleicht lag das an der Kälte, aber aus mir entwich mehr als nur Wärme. Die Taubheit begann in

meinem linken Arm und breitete sich über meine Schulter bis in meine Brust aus. Der scharfe, stechende Schmerz direkt unter den Rippen verriet mir, was da geschah. Das passierte den meisten Spendern, wenn sie zu viel Energie gaben. Eine eiserne Faust hielt mein Herz umklammert.

»Samara, hör auf!« Jemand hatte geschrien.

Ich spürte, wie mir Tränen übers Gesicht und über meine Nasenwurzel liefen, aber ich gab,

was ich konnte. Ich würde noch mehr geben, bis nichts mehr übrig war.

Schreie durchschnitten die Luft, und Arme zogen an mir, aber ich machte weiter. Ich umklammerte Dougies Taille, bis ich keine Kraft mehr in den Armen hatte und ihn loslassen musste. Meine Lippen trennten sich von seinen, und gleichzeitig fuhr der letzte Rest meiner Energie in seinen Mund. Langsam, wie in einem Traum, lief ein Beben durch Dougies Brust, und

eine Welle zog durch seinen Körper, bis ein Nebel mit einem Keuchen aus seinem Mund entwich. Seine weit aufgerissenen, blicklosen Augen starrten in verblüfftem Schrecken zu den Sternen hoch.

Ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten. Ich wusste, dass der Tod mir wieder einmal einen Überraschungsbesuch abstattete, und ich hatte keine Kraft, mich gegen ihn zu wehren. Ich fühlte meinen Körper fallen, aber ich schlug nicht auf dem Boden auf. Ich

blickte hoch und sah Caleb auf mich hinabstarren, wilde Verzweiflung und Tränen in den Augen. Blaue Lichter blitzten durch die Bäume, aber ich sah nur den traurigen Jungen vor mir.

»Samara, bitte.« Ich erkannte, wie sein Mund die Worte formte, aber ich lag taub, stumm und gelähmt in seinen Armen. Caleb drückte seine Lippen auf meine, aber ich fühlte nicht mehr genug, um es voll auszukosten. Aufruhr und Flammenschein um uns herum

nahmen zu, während wir uns an
einen Ort aus violetten und
smaragdgrünen Lichtern flüchteten.
Aber selbst die verblassten
irgendwann, und die Dunkelheit
verschlang die Welt und nahm mich
mit sich.

Wie ich schon sagte, diese Blackouts, die ich dauernd hatte, wurden immer schlimmer. Viel, viel schlimmer.

Was zwischen 20 und 3 Uhr geschehen war, fehlte komplett in meiner Erinnerung. Statt auf dem Schlachtfeld im Freizeitpark war ich jetzt zu Hause, in meinem Zimmer, und lag in meinem Bett.

Glücklicherweise hing ich diesmal nicht unter der Decke, und mein Armband war noch an meinem Handgelenk. Dafür war noch jemand im Zimmer und schnarchte mir leise ins Ohr.

Ich drehte den Kopf, so weit ich konnte. Caleb lag hinter mir, Bauch an Rücken, und atmete mir ins Haar. Sein Arm ruhte mit ganz leichtem Druck über meinem Bauch. Ich wusste nicht genau, warum, aber Bewegen war jetzt keine gute Idee. Ich fühlte mich, als sei ich

magnetisch oder an seinen Körper angenäht. Wenn ich mich zu weit wegbewegte, würde etwas reißen.

»Du bist ja wach«, sagte eine Stimme von der Tür her.

Mom stand mit einem Glas Saft im Türrahmen. Wie erwartet sah sie völlig fertig und übermüdet aus. Auf ihrem sommersprossigen Gesicht lag keine Spur von Make-up, graue Schatten hingen unter ihren Augen, und ihre weichen braunen Locken standen wie ein Afro nach allen Seiten ab.

»Wie bin ich hierhergekommen?«, fragte ich.

Sie trat ins Zimmer, um das Glas auf dem Nachttisch abzustellen.

»David und seine Leute haben dich hergebracht. Sie haben gesagt, du müsstest nicht ins Krankenhaus, solange ihr beiden nicht getrennt werdet.« Das Glas zitterte in ihren Händen, als ihr Blick zwischen mir und Caleb hin- und herwanderte.

»Ich habe keine Ahnung, was das bedeutet, aber immer, wenn wir es versucht haben ... ich, ähm ... Es ist

einfach besser, wenn er heute Nacht bei dir bleibt.«

Und sie hatte nichts dagegen?

Irgendwas stimmte da nicht. Ich sah auf ihre zitternden Hände und zu den dunkelroten, fingerförmigen Flecken an ihrem Unterarm. »Mom, was ist passiert? Hat dir jemand wehgetan?«

Julie Marshall war eine Frau mit vielen Gesichtern, aber immer wirkte sie ehrlich und voller Leben. Bei ihrem jetzigen Gesichtsausdruck zog sich mein Herz jedoch schmerzhaft zusammen. Es gab

nichts, was ich sagen oder tun konnte, um die Furcht aus ihren Augen zu vertreiben.

»Sie hat sehr deutlich gemacht, dass ihr beide euch gegenseitig braucht, um wieder gesund zu werden, also habe ich ... es ist am besten, wenn ihr tut, was immer ihr da tut.«

Sie? »Lilith war das?« Ihr Schweigen lieferte mir die Bestätigung, die ich brauchte. Mom hatte von meiner Mitbewohnerin gewusst, hatte alle Einzelheiten

immer und immer wieder erklärt bekommen, aber sie war ihr niemals offiziell vorgestellt worden. Ganz offensichtlich war die erste Begegnung nicht so gut verlaufen und hatte Mom zu Tode erschreckt. Ich konnte es nicht fassen, dass Lilith schon wieder ausgebrochen war. Warum tat sie ausgerechnet Mom weh? »Es tut mir so leid. Ich habe nicht ...«

»Ich weiß. Ich hätte nicht versuchen sollen, euch auseinanderzureißen. Sie hatte mich

gewarnt, aber ich habe es nicht verstanden.« Ihr Blick wanderte durchs Zimmer hindurch, durch mich hindurch. »Ihr seid den Bund eingegangen, nicht wahr? Deswegen wollte sie nicht, dass ihr euch trennt. Deswegen lebst du noch, obwohl Tobias tot ist.«

»Ja«, erwiderte ich. »Der Bund sticht anscheinend alles andere, so wie Stein Schere schlägt.«

Sie hob den Kopf und sah mich aus glänzenden Augen mit einem so gebrochenen Blick an, dass meine

eigenen Augen ebenfalls anfangen zu kribbeln. »Zu früh. Es ist zu früh«, murmelte sie immer wieder. »Ich habe versucht, dich davon abzuhalten, dieselben Fehler zu machen wie ich, aber du bist genauso stur, wie ich es in deinem Alter war. Eine leichtsinnige Nacht wirkt sich auf den Rest deines Lebens aus.«

»Es tut mir so leid. Dir wehzutun, ist das Letzte, was ich will. Du glaubst mir doch, oder?«

Ich erkannte, dass sie

Schwierigkeiten damit hatte, meine Entschuldigung anzunehmen. Ich konnte es ihr nicht verdenken. Ich war der Grund, dass diese Frau in sechs Monaten um fünfzig Jahre gealtert war, und jede Minute davon zeigte sich in ihren wässrigen blauen Augen. Die Mauer, die sie errichtet hatte, um die Monster in Schach zu halten, war eingestürzt, und die Last unserer Situation war nun realer, präsenter.

Sie sagte nichts, aber ein Wust von Gefühlen tobte unter der Oberfläche.

»Ich verstehe es. Es gefällt mir nicht, aber ich verstehe es. Ich wünschte nur, es gäbe eine andere Möglichkeit. Ich kann dich davor nicht beschützen, und das finde ich furchtbar.«

Ich streckte meine Hand aus, so weit ich konnte. Sie nahm sie und drückte sie, und ihre Angst schien an ihrem Arm hinunter- und an meinem hinaufzulaufen. Das Gefühl ließ mich erschauern, und Tränen rollten über meine Schläfe. »Ich hätte es dir nicht sagen sollen. Nichts von allem.

Was ich bin und was geschehen ist.«

»Und mich blind da durchtappen lassen? Nein. Du hast das Richtige getan. Es gefällt mir vielleicht nicht, was ich weiß, aber wenigstens weiß ich, womit ich es zu tun habe.«

»Hast du Dad angerufen?«, fragte ich und wappnete mich schon mal gegen die Antwort.

Mom seufzte und ließ die Schultern sinken, als beraubte der Gedanke an Dad sie all ihrer Kräfte. »Es ist besser, dass er nichts davon weiß. Er hätte nicht das mindeste

Verständnis dafür. Ich dachte, es sei am besten, wenn er es wüsste, aber nach dem, was ich heute Nacht gesehen habe, glaube ich das nicht mehr. Dein Vater würde Caleb umbringen, und das könnte zum Problem werden.«

Ich nickte und legte meinen Kopf auf das Kissen. »Sind Dougie und Mia in Sicherheit?«

»Ja. Douglas ist im Krankenhaus und Mia zu Hause. David versucht, im Park alles in Ordnung zu bringen und die Überreste zu beseitigen. Er

will nicht, dass ihr beide Ärger mit der Polizei bekommt, also hat er euch als Erste dort weggebracht.«

»Tobias ist wirklich weg? Es hat funktioniert, oder?«

Sie nickte, und ich hatte keine Ahnung, warum mich das traurig machte. Oder vielleicht war es auch nur eine Nebenwirkung von Liliths Trauer. Mir wurde klar, dass ich nicht die Einzige war, die fast gestorben wäre. Auf eine gewisse Weise war ein Teil von ihr tatsächlich gestorben. Sie war ganz

ruhig im Moment, das meiste Gewicht verteilte sich gleichmäßig auf meinen Rücken und meinen Kopf. Ich hielt es für das Beste, mich jetzt nicht mit ihr anzulegen.

»Ruh dich ein bisschen aus. Wir können später reden.« Mom küsste mich auf die Stirn und streckte dann die Hand nach der Lampe aus, aber ich hielt sie fest.

»Lass das Licht an, bitte.«

Sie fragte nicht nach und ging aus dem Zimmer. Die Tür ließ sie einen Spalt offen.

»Ist sie weg?«, flüsterte Caleb in mein Ohr.

Ich drehte mich in seiner Umarmung um, damit ich ihn ganz sehen konnte. Er sah aus wie ein Geist mit seinen bleichen, hohlen Wangen und den schwarzen Schatten unter den Augen. Ein gewaltiger vielfarbiger Bluterguss bedeckte die gesamte linke Seite seines Gesichts, und ein dunkelroter Schnitt teilte seine Lippe. »Du siehst schrecklich aus«, sagte ich.

Er schloss die Augen, und seine

Mundwinkel zuckten nach oben, aber er war zu schwach für ein richtiges Lächeln. »Du bist auch nicht gerade ein Supermodel. Wie geht's dir?«, fragte er mit vom Schlaf ganz heiserer Stimme.

»Frag mich morgen«, brummte ich. »Anscheinend haben wir unsere Mission erfüllt. Dougie ist am Leben, und Williamsburg ist wieder dämonenfreie Zone.« Als er nickte, fragte ich: »Ich habe Dougie fast all meine Energie gegeben. Wie konntest du mich retten?«

»Wir sind verbunden, Sam. Wir halten uns gegenseitig am Leben. Selbst wenn du an der Schwelle des Todes stehst, klammert sich Lilith hilfesuchend an Capone. So habe ich das Koma überlebt – jetzt konnte ich mich auch mal erkenntlich zeigen.«
Er zuckte leicht mit der Schulter.

»Meine Essstörung kam mir heute Nacht sehr gelegen. Ich hatte genug Energie für uns beide.«

»Ja, aber ich will trotzdem, dass du das einschränkst. Keine Gelage mehr.«

»Ich weiß. Ich glaube, es wird ab jetzt besser. Ich muss nichts mehr ausgleichen. Wir müssen immer noch von anderen trinken, aber nicht mehr so oft.«

»Wie meinst du das?«

»Hast du es neulich Nacht in meinem Zimmer nicht gefühlt?«, fragte er.

»In der Nacht habe ich alles mögliche gefühlt, du musst schon genauer werden«, antwortete ich.

Er kicherte und zog dann scharf zischend die Luft ein. Fast im selben

Augenblick loderte ein Schmerz in meiner Brust auf.

»Bring mich nicht zum Lachen, das tut weh«, sagte er. »Unsere Geister ernähren sich von Energie und reagieren auf die Gefühle anderer. Die reinste, konzentrierteste Form ist die sexuelle Energie. Ist doch logisch, da kommt schließlich das Leben her, oder? Dahinter steckt eine Macht, die ich nicht mal versuche zu verstehen. Inkuben und Sukkuben leben davon, und diese Methode, sich Energie zu

beschaffen, macht sie seit
Jahrhunderten berühmt.«

Ich versuchte, ihm zu folgen, aber
ich kam nicht weit. »Also brauchen
wir die Energie von anderen nicht
mehr so sehr, weil ...«

»... wir unsere eigene herstellen
können«, beendete er den Satz.

»Ist das eine raffinierte Art, mich
dazu zu bringen, noch mal mit dir zu
schlafen?«

Er zog die Augenbrauen hoch und
hob mit offensichtlichem Interesse
den Kopf vom Kissen. »Wieso,

funktioniert es?«

»Nein.«

Sein Kopf fiel aufs Kissen zurück.

»Das sagst du immer, aber schließlich bekomme ich doch, was ich will. Du hast gesagt, ich dürfte nie von dir trinken, doch ich habe es getan. Du hast gesagt, ich dürfte dich nie wieder küssen, doch ich habe es getan. Du hast gesagt, ich müsste mich nie vor deinen Nachstellungen schützen, und jetzt sieh dich nur an.« Diesmal lächelte er tatsächlich.

Ich schnitt ihm eine Grimasse, und trotz seiner geschlossenen Augen wusste ich, dass er meinen schneidenden Blick spürte.

»Irgendwie läuft es immer darauf hinaus, dass wir rummachen.

Vielleicht ist das ein Zeichen.«

»Ich glaube nicht an Zeichen oder an ein Schicksal, das in den Sternen steht. Seelenverwandt zu sein, ist eine Handlung und kein Titel. Es ist nicht das, was du bist, sondern was du wirst. Ich wurde nicht zu genau diesem Zeitpunkt geboren, um dir zu

begegnen, aber ich würde sterben,
um dich bei mir zu behalten.« Er
küsste mich auf die Nase und sagte
mit einer Eleganz, die jedes
Liebesgedicht überstieg: »Mach das
Licht aus. Ich bin müde.«

Der Gedanke, im Dunkeln zu
liegen, verursachte ein Kribbeln auf
meiner Haut. »Würde es dich sehr
stören, wenn ich es anlasse?«

»Ist schon gut, Sam. Da lauert
nichts im Dunkeln auf dich, außer
mir. Ich lasse nicht zu, dass dir
irgendwas passiert. Ich halte dich.«

Bei dieser Feststellung fing meine Haut tatsächlich an zu kribbeln, aber aus einem völlig anderen Grund. Als ich meine Hand aus dem Bett streckte, um das Licht auszuknipsen, sah ich eine weiße Karteikarte an der Lampe lehnen. Ich wusste sofort, von wem die kam. Die Botschaft war diesmal kürzer und noch schlampiger geschrieben als die letzte. Die Tinte war in jeder Zeile verschmiert und erinnerte an krampfende Hände und wirre Gedanken. Aber ich konnte die

Nachricht immerhin entziffern.

*Samara,
jetzt hast du dein Pfund Fleisch.
Wir sind quitt.
Lilith*

Ich wusste, dass es schwer für sie gewesen war, sich zurückzunehmen und zuzusehen, wie ihr ehemaliger Gefährte starb. Und ich hatte noch einen kleinen Rest Mitleid in mir, gut verstaubt für den Notfall. Ich schloss die Augen, konzentrierte

mich auf Lilith und bot ihr mein Beileid an, falls sie es brauchte. Aber in mir regte sich nichts, das bedeutete wohl »Nein«. Von mir aus. Sie war ihr Sprüchlein losgeworden, und ich war ohnehin zu müde für eine Antwort.

Ich ließ die Karte wieder auf den Nachttisch fallen, knipste das Licht aus und rollte mich zurück in Calebs Arme. Aus einem unterbewussten Reflex heraus schlang er seine Arme fester um mich und drückte mich an sich wie sein Lieblingskissen.

Das Flurlicht fiel durch den Türspalt ins Zimmer, und ich war irgendwie dankbar, dass Mom die Tür offen gelassen hatte, obwohl ich mir sicher war, dass sie dafür andere Gründe hatte. Selbst wenn sie zugeschlossen und sonst niemand im Haus gewesen wäre, wir waren ohnehin zu fertig, um irgendetwas zu tun außer zu kuscheln. Und das war genauso schön. Es brachte mir einen inneren Frieden, den ich seit Monaten nicht mehr gespürt hatte, der so lange fort gewesen war, dass

ich schon vergessen hatte, dass er überhaupt existierte. Ich war Calebs Kuschedecke, das vertraute Gesicht, das die Bestie im Zaum hielt und die Stimmen verstummen ließ. Stabilität.

»Ja, du hältst mich wirklich«, antwortete ich im Dunkeln, aber er war schon eingeschlafen.

Das Dumme an Geheimnissen ist, dass man die Lügen drum herum aufrechterhalten muss. Lügen sind die Meere, die das Land teilen und dafür sorgen, dass die Küsten sich nie begegnen. Will man nicht in ihnen ertrinken, muss man alles gestehen.

Ich wusste, dass ich dieses Geheimnis nicht länger für mich

behalten konnte, und dass ich es überhaupt so lange getan hatte, verdankte ich meiner Gutgläubigkeit und meinem Stolz. Ehrlichkeit war nicht so einfach, wie es scheinen mochte, aber sie zeigte schnell, wer wirklich meine Freunde waren, wer mir den Rücken freihielt und wer nicht. Es würde eine Erleichterung sein, alle Karten auf den Tisch zu legen, und wenn ich das tun wollte, dann am besten richtig, damit ich nicht alles mehrmals erzählen musste.

Dougies Mom beschloss, dass das Treffen draußen in ihrem zenartigen Garten stattfinden sollte, wo ihr Sohn frische Luft bekam. Seit seiner Entlassung aus dem Krankenhaus war er eine Woche lang in seinem Zimmer eingesperrt gewesen und konnte gerade erst wieder Besucher empfangen. Es war mir eine Verabredung draußen bei minus sechs Grad wert, ihn zu sehen und mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass er lebte.

Dougie schien zu seiner üblichen

Form zurückgekehrt zu sein und spielte schon wieder den altklugen Coolen, aber hinter seinen Augen herrschte Leere, wo früher Übermut und Humor geleuchtet hatten. Etwas Dunkles, Unerklärliches spukte nun dort herum, das sich nur tagsüber versteckt hielt, was wahrscheinlich zu seiner Schlaflosigkeit beitrug.

Er behauptete, sich kaum daran zu erinnern, was mit ihm geschehen war, oder wenigstens hatte er das seinen Eltern und der Polizei erzählt, die ihn im Krankenhaus besuchen

kamen. Ruiz hatte beim Beseitigen der Spuren gute Arbeit geleistet und die Fahrzeuge und die verbrannten Überreste fortgeschafft. Leider hatte er unsere Erinnerungen nicht auch gleich mitgenommen. Dougie war sich darüber im Klaren, dass etwas Schlimmes mit ihm passiert war, und er wusste, dass Caleb und ich auf irgendeine Weise damit in Verbindung standen, aber das reichte nicht, um den lückenhaften Polizeibericht aufzufüllen.

Caleb kam auch, als moralische

Unterstützung und um sich, falls erforderlich, dafür zu entschuldigen, dass er Dougie grün und blau geprügelt hatte. Ich fand es witzig, dass wir an derselben Stelle standen, an der er Caleb beigebracht hatte, wie er sich die lüsternen Frauen aus der Gegend vom Hals halten konnte. Niemand hatte erwartet, dass der Lehrer vom Schüler einmal eine Lektion erteilt bekommen würde, und schon gar nicht eine so brutale. So wie Dougies nicht zugeschwollenes Auge sich

zusammenzog, als er Caleb sah, war ich mir ziemlich sicher, dass er sich zumindest an diesen Teil erinnern konnte. Er ging in Verteidigungsstellung, aber es war nicht ganz einfach, mit Oberkörpergips und Halskrause den Harten zu markieren.

Der Arzt hatte gesagt, in sechs Wochen wäre er wieder gesund, aber mit seiner Ringerkarriere würde er bis dahin pausieren müssen, was Dougie natürlich zusätzlich auf die Palme brachte. Er saß still im

Bambus-Gartenstuhl unter einer Decke, einen gelassenen Ausdruck auf dem geschwollenen Gesicht, während ich meine Geschichte erzählte.

Mia saß neben ihm in einem identischen Stuhl und hielt ihm eine Dose Sprite hin, aus der er mit einem Strohhalm trank. Mit ihrer wiederentdeckten Liebe zueinander war wenigstens etwas Gutes bei der ganzen Sache herausgekommen, selbst wenn es zulasten unserer Freundschaft ging.

Mia ignorierte mich in der Schule nun wieder und würdigte mich keines Blickes, war aber barmherzig genug, niemanden von uns an die Polizei zu verpfeifen. Sie hatte gesehen, was aus Dougies Mund gekommen war, und den Schrei des Dämons gehört, doch keins der Ereignisse dieses Abends ließ sich ohne die Hilfe von Mulder und Scully erklären. Die Neugier hatte gesiegt, und sie hatte dem Treffen zugestimmt, damit ich mein Versprechen einlösen konnte, ihr

alles zu erzählen.

Ich konnte besser reden, wenn ich nicht stillsaß, also ging ich auf und ab und fasste zusammen, was seit dem letzten Sommer geschehen war, von der Party am vierten Juli über Nadine, Calebs Koma und Malik Davis bis zu der Verbindung zwischen uns dreien. Ich endete mit den Worten: »Und dann fuhr ein Dämon in deinen Körper.«

Die beiden sagten bis zum Schluss kein Wort, und bei jedem Detail der unglaublichen Geschichte fiel ihnen

aufs Neue die Kinnlade herunter.

Mias Reaktionen entsprachen exakt den verschiedenen Stadien der Trauer, angefangen mit Ungläubigkeit. »Du machst Witze, oder? Hör auf mit dem Quatsch.« Dann der Versuch der logischen Erklärung: »Ach ja? Bist du sicher, dass du nicht einfach eine bipolare Persönlichkeitsstörung hast?« Gefolgt von übertriebener Panik: »Oh Gott! Du bist ein Monster!« Und schließlich die hilflose Resignation: »Und was jetzt?«

»Ich führe mein Leben weiter,
wenn es dir recht ist«, erwiderte ich.
»Ich bin immer noch ich. Ich mit ein
paar Extras.«

Dougie sah mich finster an und
versuchte, meine Erklärungen zu
verarbeiten. »Du willst also sagen,
du bist jetzt Kambodschanerin? Du
bist doch nicht mal eine Asiatin.«

»Cambion, Dougie. Cambion«,
sagte ich.

Mia rutschte auf ihrem Stuhl
herum und zog sich den Schal fester
um den Hals. »Ich dachte, das wäre

frittierter Tintenfisch.«

»Das sind Calamari. Also, Leute, spricht es mir nach. Cam-bi-on«, artikulierte ich langsam.

Dougie drehte sich zu Mia um und zeigte dabei seine rechte Gesichtsseite, auf der eine große kastanienbraune Blase prangte. Die beiden Richter steckten die Köpfe zusammen und berieten über die nächste Frage des Gremiums.

»Wie wird man das los?«, fragte Dougie.

»Man muss sterben«, sagte Caleb

aus einem der Gartenstühle hinter mir. Er war die ganze Zeit still gewesen und hatte mir das Reden überlassen.

Die beiden starrten Caleb überrascht an. Sie waren zu sehr mit meiner Geschichte beschäftigt gewesen, um zu merken, dass er noch da war.

»Und du sagst, du bist schon dein ganzes Leben lang so?«, fragte Dougie.

Caleb nickte und blies sich in seine kalten Hände. »Aber Sam ist

neu in unserer Welt. Ihr Geist ist erst bei Nadines Tod in sie gefahren.«

»Deswegen sehen deine Augen so aus.« Dougie sah mich mit neu gewonnenem Verständnis an. »Und Olivia ist auch eine?«

Ich nickte knapp.

»Wer ist Olivia?«, fragte Mia mit unüberhörbarem Vorwurf in der Stimme.

»Eine Erinnerung.« Dougie drehte sich zu Mia und küsste sie auf die Wange. Dann fragte er mich: »Wie

kannst du das alles so einfach hinnehmen?«

»Weil Ausflippen kontraproduktiv ist«, sagte ich und lächelte Caleb an. »Ich wollte, dass ihr es wisst, weil ihr mir, abgesehen von meiner Familie, am nächsten steht. Ihr wolltet die Wahrheit – das ist sie, und es tut mir leid, dass euch nicht gefällt, was ihr zu hören bekommt. Was ihr an dem Abend gesehen habt, das passiert, wenn diese Dinger außer Kontrolle geraten, wenn wir Menschenwirte aus den

Augen verlieren, wer wir sind. Und wenn wir den Dämon nicht aufgehalten hätten, hätte er euch beide getötet. Er hatte keine Menschlichkeit in sich, wir aber schon. Und ich halte an meiner fest, solange ich kann.«

Als kein Einwand kam, fuhr ich fort: »Da habt ihr es also, das ist der Grund, warum ich mich so komisch verhalten habe, warum alle Jungs mich lieben und alle Mädchen mich hassen, warum ich diese nervigen Kontaktlinsen tragen muss und

warum ich mich zur Therapie angemeldet habe. Es gibt Dinge in diesem Leben, die weitaus Furcht einflößender sind als die Schule, und ihr habt nur einen kleinen Eindruck von dem bekommen, womit ich klarkommen muss. Willkommen in meiner Welt.«

Ich wandte mich zum Gehen, doch Dougies Stimme hielt mich auf.
»Warte. Ich sage doch nicht, dass du böse bist, Sam. Das ist nur alles zu abgefahren für mich, verstehst du? Dämonen? Meine Familie glaubt

nicht an den Kram mit der einen
wahren Religion, aber verdammt
noch mal, ich könnte jetzt glatt in die
Kirche rennen.« Er ließ
gedankenverloren den Blick auf den
Boden wandern und zog die
Augenbrauen zusammen. »Diese
Träume, Mann, die machen mich
echt fertig. Ich sehe immer dieses
Ding und was es vorhatte. Ich kann
nicht mal mehr atmen, ohne daran zu
denken, was in der Luft sein könnte.
Und all die Leute in meinem Kopf.
Ich kann sie schreien hören. Ich

muss erst mal drüber nachdenken, weißt du? Meinen Kopf klar kriegen.«

Als ich nickte, fragte er: »Malik Davis ist tot, oder?«, aber es klang nicht wie eine Frage. Er kannte die Antwort und wollte nur, dass ich es sagte.

»Ja.« Ich starrte auf meine Füße und kickte Blätter von den Tonfliesen der Terrasse.

Die Aufregung in der Schule um Malik war abgeflaut, und die Suche nach ihm war wichtigeren Dingen

gewichen, wie es mit den meisten ungeklärten Fällen passiert. Es mochte grausam klingen, aber ich machte mir mehr Sorgen um seine Familie als um ihn selbst. Die Toten hatten keine Probleme, aber die Lebenden schleppten sie haufenweise mit sich herum. Sie brauchten Frieden und einen Grund, die Suche abubrechen und die Hoffnung aufzugeben, die sie nie wirklich gehabt hatten. Wegen der Furcht, aufzufliegen, und wegen des Mangels an eindeutigen Beweisen

konnte keiner von uns ihnen diesen Frieden geben. Tatsächlich war ich sicher, dass diese Unterhaltung zwischen uns vierein bleiben würde. Wie Hamlet so schön sagte: »So macht Bewusstsein Feige aus uns allen.«

»Was geschieht jetzt?«, fragte Mia mit leiser, schüchterner Stimme und umklammerte ihre Arme.

»Wir machen weiter und feiern das Leben, solange wir es haben. Und ansonsten muss ich jetzt nach Hause. Ich hatte nur eine Stunde

Ausgang.« Ich ging zur
Picknickbank und nahm meine
Tasche. »Und, alles klar zwischen
uns?«, fragte ich.

»Ich weiß es wirklich nicht, Sam«,
sagte Mia. »Können wir dir das
später sagen?«

»Klar. Ich verschwinde nicht. Bis
später dann.« Ich verließ die
Terrasse und ging um das Haus
herum, Caleb direkt hinter mir.

»Nimm's nicht so schwer, Sam.
Sie sind verstört und brauchen Zeit,
um das alles auf die Reihe zu

kriegen. Die kommen drüber hinweg. Bist du doch auch.« Er knuffte mich in den Arm. »Deine Mom hat das also ernst gemeint mit dem Hausarrest, bis du achtzehn bist?«

»Ja, aber das macht nichts. Ist ja nur noch ein Monat.« Ich hatte Glück, so glimpflich davonzukommen. Ich hatte meiner Mom die Hölle auf Erden bereitet, und einmal mehr war ich dankbar für Ruiz' Geschick, sie abzulenken. Er war seit Wochen in New York, aber

er rief Mom jeden Tag an, was sie zum Lächeln brachte und sie manchmal ihren eigenen Namen vergessen ließ.

Ruiz hatte mir erzählt, dass die Überreste zusammen mit den Fotos, die Caleb mit dem Handy gemacht hatte, ausreichen würden, um den Blutdurst der Santiagos zu stillen. Brodie wurde aus der Geiselhaft entlassen und flog mit dem streitlustigen Michael im Schlepptau nach England zurück. Unser Mitwirken hatte uns eine Befreiung

von jedweder Verfolgung verschafft, und die Familie freute sich darauf, mich persönlich kennenzulernen. Am Sankt Nimmerleinstag vielleicht. So schnell würde ich nicht darüber hinwegkommen, dass sie mir gedroht und mich und die Familie meines Freundes zu töten versucht hatte.

Angie kehrte nach Polen zurück und versprach, im März nach ihrer Kunstaussstellung wiederzukommen. Diese ganze qualvolle Geschichte hatte sie irgendwie inspiriert. Sie ließ eine Bemerkung fallen, dass sie

Tobias' Asche als Pigment für ein Werk verwenden wolle, an dem sie gerade arbeitete, aber ich hoffte sehr, dass sie nur Spaß machte.

Apropos morbide, letzte Woche bekam ich von Olivia ein Päckchen mit dem Buch über den Serienkiller-Freund, das sie gekauft hatte. Es war tatsächlich ziemlich gut, sogar gut genug, um es in unserer nächsten Bücherrunde auf der Arbeit vorzustellen. Olivia und ich waren immer noch keine Busenfreundinnen, aber es war ein Anfang.

Die Reparaturarbeiten an Calebs Reihenhaus waren abgeschlossen, und das keinen Tag zu früh angesichts der Tatsache, dass er und seine Brüder höflich aus ihrem luxuriösen Hotelzimmer hinauskomplimentiert worden waren. Haden wohnte bei Caleb, bis er sich von seiner Schusswunde erholt hatte, und davon, wie Caleb es formulierte, wie er seine Verletzung genutzt hatte, um nicht beim Umzug helfen zu müssen.

Jetzt, da alles geklärt war, musste

ich mir nur noch Sorgen darum machen, die Arbeit in Trigonometrie nicht zu verhauen und Wege zu finden, mich mit Caleb zum Energietrinken zurückzuziehen. Dieser Cambion-Seelenverwandte-Kram war heftiger, als wir beide es geahnt hatten, so viel war sicher. Aber Caleb hatte schon recht: Bei uns war es ja niemals einfach. Ich meine, es ist schon sehr unterhaltsam, was die Liebe mit den Menschen anstellt. Ein großartiger Start ins neue Jahr.

»Willst du noch was mit mir essen gehen?«, fragte ich, als er mich zu meinem Auto brachte.

»Nee. Ich muss mein restliches Zeug noch rüberbringen. Aber ich ruf dich später an.« Er gab mir kleine Küsse auf Lippen, auf Wangen und Hals, bis ich nicht nur vor Kälte erschauerte.

Schließlich ließ er von mir ab.

»Wir sehen uns, Miss Marshall.«

»Ich weiß.«

Er war schon auf halbem Weg zu seinem Jeep, als er über den Rasen

zurückgerannt kam und mich noch einmal küsste. Der Kuss war kurz, aber bedeutsamer als die ersten.

Eine kalte, flache Scheibe wanderte aus seinem Mund in meinen. Ich war überrascht, aber das leise Klirren an meinen Zähnen zeigte mir, was er wollte. Wir ließen voneinander ab, starrten uns an und erkannten das Schicksal, das vor uns lag.

Ich hatte sein Gesicht schon hundertmal gesehen, aber dieses Bild erschien mir neu. Das war nicht Caleb, der Typ aus der

Musikabteilung im Buchladen, oder Caleb, der Cambion, oder Caleb, mein Freund. Das war meine Zukunft, mein Leben und mein Tod. Und er war ruhig und sich seiner Wirkung auf mich sehr bewusst.

Ohne ein weiteres Wort ging er fort und nahm einen Teil meines Herzens mit. Ich sah ihm nach, als er wegfuhr, bevor ich den Vierteldollar aus dem Mund zog und wider besseres Wissen hoffte, dass er ihn vorher gewaschen hatte. Ich steckte die Münze in meine Gesäßtasche

und erkannte: Wenn es so weiterging, brauchte ich bald ein größeres Glas.

Über die Autorin



© Lifetouch

Jaime Reed hat ihre Liebe zum

Geschichtenerzählen schon sehr früh entdeckt, als Ventil für ihre überbordende Fantasie. Im Anschluss an die Kunsthochschule ging sie in ihre Heimat Virginia zurück, wo sie neben dem Schreiben als Zeichnerin und Co-Produzentin für eine Filmgesellschaft arbeitet. Die »Cambion Chronicles« sind ihre ersten Romane.

Mehr Informationen unter:
www.jaimereedbooks.com

© 2013 INK

verlegt durch EGMONT

Verlagsgesellschaften mbH,

Gertrudenstraße 30–36, 50667 Köln

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Copyright der Originalausgabe © Jaime

Reed, 2013

Published by Arrangement with

KENSINGTON PUBLISHING CORP.,

New York, NY, USA

Originalverlag: DAFINA KTEEN BOOKS

Originaltitel: Fading Amber, The Cambion

Chronicles

Übersetzung aus dem Englischen: Susanne

Schmidt-Wussow

Cover: Kathrin Schüler, Berlin, unter

Verwendung diverser

Motive: Terrific

3D/knape@istockphoto.com,

Smit@shutterstock.com

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-86396-531-0

www.egmont-ink.de

Die EGMONT Verlagsgesellschaften
gehören als Teil der EGMONT-Gruppe zur
EGMONT Foundation – einer
gemeinnützigen Stiftung, deren Ziel es ist,
die sozialen, kulturellen und
gesundheitlichen Lebensumstände von
Kindern und Jugendlichen zu verbessern.
Weitere ausführliche Informationen zur

EGMONT Foundation unter
www.egmont.com.